



THOMAS MAYNE REID

# DER MARONE

ERSTES BUCH



Thomas Mayne Reid

**Der Marone**

Erstes Buch

Altona  
Verlagsbüro  
1863



## **Inhalt**

Einleitung	7
Kapitel 1	12
Kapitel 2	19
Kapitel 3	24
Kapitel 4	32
Kapitel 5	46
Kapitel 6	50
Kapitel 7	55
Kapitel 8	59
Kapitel 9	68
Kapitel 10	75
Kapitel 11	83
Kapitel 12	87
Kapitel 13	92
Kapitel 14	101
Kapitel 15	109
Kapitel 16	117
Kapitel 17	123
Kapitel 18	129
Kapitel 19	134
Kapitel 20	141
Kapitel 21	145

Kapitel 22	151
Kapitel 23	156
Kapitel 24	161
Kapitel 25	167
Kapitel 26	178
Kapitel 27	186
Kapitel 28	193
Kapitel 29	198
Kapitel 30	203
Kapitel 31	211
Kapitel 32	218
Kapitel 33	224
Kapitel 34	229
Kapitel 35	234
Kapitel 36	248
Kapitel 37	257

## Einleitung

### Das Land der Quellen

Auf einer Wanderung durch die Westindischen Inseln führte mich der Zufall zu der Montego Bay auf der nord-westlichen Küste von Jamaika.

Dort fand ich eine prachtvolle halbkreisförmige Meeresbucht, von lieblichen, mit hohen Wäldern bewachsenen Hügeln umschlossen. In der Mitte dieses Hügelhalbkreises lag eine Stadt, deren weiße Mauern und Fensterjalousien freundlich durch das Laubwerk tropischer Bäume hindurchschimmerten. Diese bestanden aus Palmen und Platanen, Zitronen und Zekropien<sup>1</sup>, Wunderbäumen und Christpalmen. An den zum Landesinneren gelegenen Berghängen erschienen Zuckerrohrfelder, Kaffeeanpflanzungen und die Einfriedigungen der Viehzüchter, in denen in prächtiger Lage stets ein großes Haus stand, das von schattigen Veranden und Orangenbäumen umgeben und von den duftigen Wäldern der einheimischen Gewürznelke umringt war.

Ruhig und still war die ganze Umgegend, dass, wenn ich auf die Stadt in der Montego Bay blickte, leicht hätte vermuten können, sie sei ein kleines Landstädtchen, hätten nicht einige hohe, am Horizont sichtbare Mastbäume deutlich gemacht, dass dies ein Seehafen ist. Im Hafen selbst war kaum mehr als ein Dutzend solcher hohen Spitzen zu erblicken, und diese geringe Anzahl, zugleich mit der außerordentlichen Ruhe in der ganzen Bucht, wo unser Schiff

---

<sup>1</sup> Ameisenbäume

das Einzige in Bewegung war, bewies deutlich den Mangel aller Handelstätigkeit an diesem Ort sowie dessen sichtlichen Verfall.

Und so war es auch wirklich. Wäre ich indes ein halbes Jahrhundert früher in diesen Hafen gekommen, hätte ich sicher einen ganz anderen Anblick gehabt. Da hätte ich an hundert große Schiffe auf den Werften und vor Anker liegend oder im Hafen selbst mit vollen Segeln aus- und ein-fahrend wahrnehmen können, daneben schnell hin- und herrudernde Boote und Barken, am Ufer lustwandelnde Menschenmassen, überhaupt eine Szene lebhaften Geschäftsverkehrs, wie er in einem in fortschreitendem Gedeihen sich befindenden Handelshafen gewöhnlich ist.

Damals war die Zeit jener großen geistigen Bewegung, die wohl beispiellos in der ganzen Menschengeschichte, wo das Herz der Christenheit von wilden und heftigen Bestrebungen für Freiheit erfüllt, und wo die Geister, gleichsam mit Elektrizität überladen und wie das unterirdische Feuer eines Erdbebens sich zu einer furchtbaren Erschütterung aufsammelnd, mächtig aufgeregte waren, um die riesenmäßigen Kämpfe für die Sache der Freiheit zu bestehen, die manche Ketten an beiden Seiten des Atlantischen Ozeans gesprengt haben.

In gleicher Weise war dies aber auch eine Zeit großartiger Handelsunternehmungen, auf Jamaika als auch anderswo, obwohl der Handel längst seinen Höhepunkt erreicht hatte. Eine Krise war deshalb entstanden, der bald ein schneller Verfall nachfolgte.

Und wer möchte auch wohl wahrhaft den Untergang eines Handelsverkehrs bedauern, dessen reichlichster Gegenstand Menschenfleisch war? Ich sicher nicht! Die Mensch-



heit aber hat im Gegenteil sich über einen solchen Verfall nur zu freuen.

Als das Schiff der Küste näherkam und die Umrisse aller Gegenstände genauer unterschieden werden konnten, wurde der ganze Schauplatz stets noch anziehender.

Die lebendigen Gestalten der am Strande oder in den naheliegenden Feldern sich bewegenden Menschen und Tiere, die verschiedenartigen buntfarbenen Anzüge, der glänzende Schimmer der tropischen Laubhölzer, die liebliche Symmetrie der Palmen und Wunderbäume, alles bildete eine Landschaft, welche mit Recht die Bezeichnung anmutig verdiente.

Indes blieb mein Auge nicht sehr lange auf diesem reizenden Anblick haften, da einige blaue, in größerer Entfernung sichtbare und sich auf dem noch blauerem Himmel abzeichnendere Bergspitzen noch viel anziehender waren, von denen ich wusste, dass es die Trelawneyberge seien. An und für sich hätten diese Berge meine Aufmerksamkeit schwerlich in hohem Grade anziehen können, denn ich hatte früher zu lange auf die Kordilleren der Anden geblickt, um über die blauen Berge Jamaicas erstaunt zu sein. Aber an diesen Bergen hing eine Geschichte, die, obgleich der Welt wohl nur wenig bekannt, dennoch für mich höchst anziehend, deren romantisches Interesse aber vielleicht viel reichhaltiger war als das, welches die verschwundenen Hallen Montezumas oder die zerstörten Paläste der Inkas gewähren.

Von all den höchst verschiedenen Menschenrassen und Nationen, die in den Annalen der neuen Welt auftreten, gibt es nämlich keine, die für mich anziehender wäre, als die der Maronen von Jamaica.

Jeder Freund der Freiheit, jeder Verteidiger der Gleichheit der Menschen muss enthusiastische Bewunderung für diese tapferen schwarzen Männer fühlen, die während zwei Jahrhunderten ihre Unabhängigkeit gegen die ganze weiße Bevölkerung der Insel aufrecht hielten.

Als ich nun auf die Trelawneyberge blickte, musste ich mir unwillkürlich die Geschichte jener unerschrockenen Saujäger ins Gedächtnis rufen. In jenen fernen Gebirgen hatten sie ihre Wohnsitze, dort standen die zerstreuten Hütten ihrer Bergstadt, jede von einem kleinen Bananenhain umschattet. Dort unter dem Schatten der Tamarinden mag die dunkelhäutige Mutter in Friedenszeiten in der Mitte ihrer schwarzen Kinder geweilt haben, den Taten ihres Vaters nachzueifern, während der Vater selbst fern im Wald den wilden Eber verfolgte. Dort mögen an einem stets noch heißen Abend muntere Gruppen neben ihren malerischen Wohnungen gestanden haben, um einem kriegerischen Koromanti-Gesang oder dem melancholischen Lied des Ebo zuzuhören, oder auch um den Kongotanz bei den aufregenden Tönen des Goombay und des Merriwang<sup>2</sup> zu tanzen.

Dort auch, wenn sie zum Krieg gezwungen, war der Schauplatz ihrer kühnen Heldentaten, dort lagen die *Hah-nengänge*, jene merkwürdigen natürlichen Festungen, die sie so erfolgreich gegen eine zehnmal stärkere Zahl von Angreifern verteidigten, während jeder zu ihnen führende Pfad von dem Blut der überwundenen Feinde triefte und jede Bergschlucht durch Taten ritterlicher Wagnisse bezeichnet war, die mit denen aller Zeiten und aller Völker

---

<sup>2</sup> beides Musikinstrumente schwarzer Sklaven

wetteifern.

Rühmt deshalb nicht Thermopylae, redet nicht vom Tell und dem Grütli und übergeht dabei die Maronen Jamaicas. In diesem kleinen Haufen, der zwei Jahrhunderte lang die blauen Berge verteidigte, waren Helden, des Ruhmes ebenso würdig als die Spartas oder der Schweiz. Nein, die Maronen waren niemals besiegt, ihr stolzer Geist hat niemals die Schmach der Niederlage gekannt!

Mit der Geschichte dieses einzig merkwürdigen Volkes frisch im Gedächtnis war es kein Wunder, dass sich meine Aufmerksamkeit auf die Trelarvneyberge konzentrierte, noch mag es sonderbar erscheinen, dass ich sogleich dahin wanderte, sobald ich meinen Fuß aus den Boden Jamaicas gesetzt hatte. Ich wollte aber nicht bloß aus der süßen Quelle der historischen Vorzeit trinken, sondern mich auch vergewissern, ob aus den durch Heldentaten geheiligten Stätten nicht noch einige Reste dieses bemerkenswerten Volkes vorhanden sind. Hierin wurde ich nicht getäuscht.

In den wilden Trelawneybergen fand ich bald, dass weder die Maronen selbst noch ihr Andenken ganz in Vergessenheit geraten waren. Obwohl gar nicht mehr als ein besonderes Volk angesehen – denn die Emanzipation hatte die Unterschiede zwischen ihnen und den anderen Schwarzen der Insel vollkommen beseitigt – traf ich dennoch manche ihrer Nachkömmlinge.

Ich war sogar so glücklich, einen ihrer wirklichen Stammväter anzutreffen – einen echten und wahrhaften Maronen, – einen weißwolligen siebzigjährigen Veteranen, der einer ihrer kühnsten Krieger gewesen war. Betrachtete ich die mächtigen Erinnerungsstücke dieses einst riesigen Mannes, so konnte ich wohl glauben, dass er der Held mancher ver-

wegenen Kriegstat gewesen sein musste, und ich vermochte mir die Größe des Gebäudes vorzustellen, aus dem eine Ruine geworden war.

Ein besonderer, nicht erzählenswerter Zufall hatte mich mit diesem merkwürdigen Mann in Verbindung gebracht und mich zum stets willkommenen Gast seiner Gebirgswohnung gemacht, wo mehr als eine Unterredung über die Großtaten früherer Zeiten stattfand, ein Gegenstand, der für ihn eben so interessant war wie für mich.

Außer manchen anderen abenteuerlichen Begebenheiten, die ich aus dem Munde des alten Maronen erfuhr, schulde ich ihm auch die näheren Umstände der nun hier dem Publikum dargebotenen Geschichte. Sollte dieses sich beim Durchlesen derselben angenehm berührt fühlen, so müsste deshalb sein Dank weniger dem Verfasser der Geschichte, als dem alten ehrwürdigen Quaco gelten.

## Kapitel 1

### Eine Zucker-Plantage auf Jamaica

Eine Zuckerplantage, und zwar eine der schönsten im Land der Quellen, ist das Gut *Willkommenberg*. Es liegt etwas weiter als anderthalb Meilen von der Montego Bay entfernt in einem breiten Tal zwischen zwei Bergrücken. Diese ziehen sich länger als eine Viertelmeile parallel nebeneinander hin, wachsen allmählich in die Höhe und laufen zuletzt zu einer Krümmung zusammen. An diesem Punkt erhebt sich plötzlich ein wirklicher Hügel, der ganz wohl den Namen verdient, wie er auf dem Gut genannt wird - *Der Berg*.

Beide Höhenzüge sind fast bis zum Fuß des Tales bewaldet, und die Wälder, die größtenteils aus glänzenden Pimentbäumen bestehen, enden auf beiden Seiten in Schattengängen und niedrigen Buschgruppen, die sich über einen parkähnlichen Rasen erstrecken.

Das »große Haus« oder in der Sklavensprache das »Buff« des Guts *Willkommenberg* selbst liegt am Fuß des Berges, gerade am Vereinigungspunkt der beiden Höhenzüge, wo eine natürliche, einige Fuß über den Grund des Tals erhobene Platte oder Terrasse dem Erbauer eine höchst bequeme und anmutige Lage boten.

Architektonisch unterschied es sich nicht sehr von anderen Häusern dieser Art und ganz in derselben Weise wie das wohlbekannte Pflanzehaus in Ostindien. Ein Stockwerk, natürlich das untere, ist von starkem Mauerwerk, das zweite und einzige andere ist einfach ein hölzernes, auf das Mauerwerk errichtetes und mit amerikanischen Schindeln gedecktes Balkenhaus.

Die Seiten- und Endmauern dieses zweiten Stockwerkes können kaum Mauern genannt werden, da der größte Teil davon aus einer Reihe von venezianischen Fensterläden, den Jalousien Jamaikas besteht. Diese verleihen dem Haus ein vogelbauerartiges Ansehen, während sie bedeutend zu seiner Kühlung beitragen, allerdings eine Sache von höchster Wichtigkeit in einem tropischen Klima.

Außen führt in der Mitte der Vorderseite eine breite, steinerne, auf gemauerten Bogen ruhende und mit starkem eisernen Gitter eingeschlossene Treppe ins zweite Geschoss, das eigentliche Wohnhaus, da das Erdgeschoss gänzlich aus Vorratskammern, Magazinen und anderen Nutzräumen besteht.

Die Eingangstür am oberen Ende der großen Treppe führt unmittelbar in die »Halle«, ein geräumiges Gemach in kreuzförmiger Gestalt, das mitten durch das ganze Gebäude von einer Seite zur anderen und von einem Ende zum anderen läuft. Der durch die offenen Jalousien hereindringende und dies Gemach beständig durchfließende Luftstrom macht es jederzeit angenehm kühl, und die Gitter der Fenster dienen, um die übermäßige Lichtfülle abzuschwächen, die unter tropischem Himmel fast eben so unangenehm ist wie die Hitze. Der Fußboden, ganz ohne Teppich, aber aus den härtesten inländischen Holzarten zusammengesetzt und täglich poliert, trägt wesentlich zur Erhöhung der Kühlung bei.

Diese große Halle ist der Hauptraum des ganzen Wohnhauses. Sie ist zu gleichen Teilen Besuch- und Esszimmer, worin Seitentische und Schränke neben bequemen Sesseln, Lehnstühlen und Ruhebetten stehen, während ein großer Kronleuchter in der Mitte aufgehängt ist.

Die Schlafkammern nehmen den Raum an einer Seite des Hauses ein und haben ebenfalls Jalousiefenster, um die kühle Luft einzulassen und so viel wie möglich die glühenden Sonnenstrahlen abzuhalten.

Im Herrenhaus *Willkommenberg*, wie in allen anderen Landhäusern in Jamaika, würde ein Fremder bald die Unterschiede zwischen dem Gebäude selbst und den darin befindlichen Möbeln bemerken. Das Erstere könnte außerdem als nicht fest genug oder sogar als schwach angesehen werden, denn es ist wirklich so. Aber gerade diese Eigenschaft macht es dem Klima angemessen, und deshalb auch den Unterschied in Festigkeit und Kostbarkeit sowohl was den Stil als auch das Material des Gebäudes betrifft, aus.

Die Möbel dagegen, die massiven Tische aus Mahagoni und anderen Zierhölzern, die großartigen geschnitzten Sideboards, der Reichtum an Silber und geschliffenem Glase auf ihnen, die eleganten Ruhebetten und Stühle, die glänzenden Lampen und Kandelaber, alles dies vereint führte den Beweis, dass die Ärmlichkeit des Jamaika-Pflanzerhauses sich lediglich auf seine Mauern erstreckt. Mag der Kasten auch ein gewöhnlicher und wohlfeiler sein, die Juwelen, die er enthält, sind von der seltensten und kostbarsten Art.

Von außen sieht das »große Haus« oder das »Buff« von *Willkommenberg* wirklich groß genug aus. Die lange Fassade, an der das dunkle Grün der Jalousien sehr hübsch gegen das Weiß der Umfassungsmauern absticht, vorn die feste steinerne Treppe, der bewaldete, sanft ansteigende, und einen Hintergrund von dem verschiedenartigsten Grün bildende Berg, die prachtvolle, fast eine Viertelmeile lange, gerade auf das Haus hinführende Allee mit doppelten Reihen von Tamarinden und Kokosnusspalmen, alles trug dazu bei, der Beszung, besonders wenn man sie vom unteren Ende aus sah, ein entschieden schlossartiges Aussehen zu verleihen.

Aber auch ein näherer Anblick vermöchte diesem Bild nichts von seinem Glanz zu nehmen. Die Terrasse, auf der das Haus erbaut wurde, gewährt hinlänglichen Raum für einen großen Garten nebst Park, die sich nach hinten bis an den Fuß des Berges erstrecken, von dem sie durch eine hohe Steinmauer getrennt sind.

Dieser Berg ist der bemerkendste Teil der ganzen Landschaft, nicht so sehr wegen seiner Höhe, denn es gibt neben ihm noch andere von gleicher Höhe und entfernter liegend,

obwohl stets noch deutlich sichtbar, manche noch höhere. Selbst die berühmte »Blaue Spitze« ist vollkommen zu sehen, da sie sich viele Hunderte Fuß über die sie umgebenden Gipfel erhebt.

Auch deshalb ist der erwähnte Berg nicht gerade bemerkenswert, weil er etwa vereinzelt läge. Im Gegenteil, er ist nur eine Spitze der mächtig erhabenen Hügelkette, die, durch tiefe schluchtartige Täler voneinander getrennt und sich oftmals Tausende Fuß über die karibische See erheben, unter dem Namen der *Blauen Berge von Jamaica* bekannt sind. Diese bedecken fast die ganze Oberfläche der Insel, die auf diese Weise von einer endlosen Reihe riesenhafter Furchen durchschnitten wird. Jamaika besitzt daher eine höchst raue und unregelmäßige Oberfläche, gleichsam wie die krümpeligen Erhöhungen auf einem Kohlblatt gestaltet. Insofern würde *Land der Berge* gewiss ein eben o geeigneter Name für Jamaika sein, wie in alten Zeiten der indische - *Land der Quellen*.

Der Berg, welcher das Gut *Willkommenberg* gleichsam überschaut, ist nur zweitausend Fuß über der Meeresfläche hoch, doch was ihn besonders auszeichnet, ist die geometrische Regelmäßigkeit seiner Umrisse und noch mehr sein ganz regelmäßig gebildeter Gipfel.

Vom Tal aus gesehen, gewährt er den Anblick eines genauen und etwas spitzigen Kegels bis ungefähr fünfzig Ellen von der Spitze entfernt. Das endet die schiefe und abhängende Linie, der Berg steigt von allen Seiten senkrecht aufwärts und schließt plötzlich in einer viereckigen, vierzig oder fünfzig Fuß im Durchmesser haltenden Art von Tischplatte. Beim ersten Anblick ist diese abgestumpfte Bergspitze der des berühmten *Cofre di Peroré* in Mexico höchst äh-



lich.

Die schiefen Seiten des Berges sind dicht bewaldet, besonders die nach dem Gut *Willkommenberg* hin gelegenen, die wie eine breite und düstere, mit einem dichten Urwald bekleidete Fassade aussehen.

Nur auf der Spitze selbst ist der Berg vollkommen baumlos. Da ist er kahl und nackt wie die Platte eines Franziskanermönches, denn die Felsenmasse, aus welcher die einem Kasten ähnliche Bergplatte besteht, leistet jeder Annäherung der Riesenbäume, die ihren Grund dicht umgeben, und von denen einige ihre ungeheuren Arme ausstrecken, als wollten sie dieselbe umarmen und erdrosseln, den hartnäckigsten Widerstand. Nur einem riesigen Baum ist es gelungen, die steile wallartige Mauer zu erklimmen. Eine edle Palme, die Areka, hat dieses Kunststück fertiggebracht und steht hervorragend auf der Platte, während ihre federartigen Blätter in sicherem Stolz in der Luft wehen, wie ein triumphierendes Banner über einer eroberten Burg.

Der Felsen selbst gewährt ebenfalls einen seltsamen Anblick. Seine verschrammte und vernarbte Oberfläche ist mit einem dunklen Glanz überzogen, der bei Sonnenschein oder selbst bei den sanfteren Strahlen des Mondes ein Funkeln von sich gibt, als wenn das Licht von einer polierten stählernen Rüstung zurückgestrahlt würde.

Unter den Eingeborenen unten im Tal ist dieser Berg als der *Jumbéfelsen* bekannt – ein wegen der damit verbundenen abergläubischen Idee höchst bezeichnender Name, – da Jumbé die koromantische Bezeichnung für den Satan ist. Obgleich er beständig vor ihren Augen und in einer Stunde durch Erklommung des Waldpfades erstiegen werden kann, so gibt es doch keinen Sklaven auf dem Gut *Willkom-*

*menberg*, noch irgendwo sonst meilenweit in der Gegend, der es wagen würde, den Jumbéfelsen allein zu besteigen. Und so bleibt den meisten, wenn nicht allen dieser Berg so unbekannt wie die Spitze des Chimborazzo!

Diese Furcht vor dem Jumbéfelsen verdankt seinen Ursprung indes keineswegs gänzlich dem Aberglauben, sondern ist größtenteils durch die Erinnerung an eine schreckliche Begebenheit hervorgerufen worden. Denn der Felsen ist der Schauplatz einer Hinrichtung gewesen, die in Anbetracht ihrer wilden und kaltblütigen Grausamkeit ein Verbrechen genannt zu werden verdient.

Diese hohe Steintafel ist, wie die blutbefleckten Tempel des Montezuma, als Altar benutzt worden, auf welchem ein Menschenopfer dargebracht, und dies nicht in längst vergangenen Zeiten, noch von einer blutdürstigen aztekischen Priesterschaft, sondern von Männern mit weißer Haut und von europäischer Herkunft, aber grausam und wild wie jene. Ein schwarzes Opfer hat hier seinen letzten Seufzer ausgehaucht. Vermöge diese einzelne Palme es zu reden, sie würde eine schreckliche Schmerzensgeschichte erzählen, deren Zeugen, die um ihre Wurzeln umherliegenden und modernden Gebeine, jetzt die Hauptnahrung ihres kräftigen Wuchses bilden! Der Baum schweigt, aber dennoch wird die Geschichte überall erzählt, keine erfundene, sondern eine wahrhaftige Geschichte und von solch grässlicher Natur, dass sie notwendigerweise in einem besonderen Kapitel erzählt werden muss.

## Kapitel 2

### Der Myal-Mann

Auf Jamaika herrschte, wenige Jahre vor der Zeit, in welcher diese Erzählung beginnt, große Aufregung in Bezug auf den Obiahismus.

Die Ausübung dieser fürchterlichen Kunst war erschreckend gewöhnlich geworden, so gewöhnlich, dass auf jedem größeren Gut der Insel ein »Professor« war oder ein Obiahmann. Diese geheimnisvollen Doktoren waren stets Männer, sehr selten Frauen, und gewöhnlich Eingeborene Afrikas in vorgerücktem Alter und hässlichem Aussehen. Je hässlicher, desto erfolgreicher in der Ausübung ihres verbrecherischen Tuns. Eine bestimmte Klasse von ihnen wurden Myal-Leute genannt, deren Hauptkunst darin bestand, dass sie fähig waren, einen toten Körper wieder zum Leben zu erwecken.

So war wenigstens der Glaube der Unwissenden unter den Sklaven, die kein Misstrauen hegten, dass der Verstorbene nur schlafend sei, nicht tot, und dass sein totengleicher Schlaf in geheimnisvoller Weise durch den Myal-Mann selbst bewirkt worden, nachdem er ihm etwas Caladium verordnet hatte.

Es kann hier nicht berechtigterweise näher auf eine Auseinandersetzung der Geheimnisse des Obi eingegangen werden, die einfach genug sind, so wie sie verstanden werden. Ich habe den Obiahismus fast in jedem Land angetroffen, wo ich mich aufhielt, und obgleich er eine hervorragendere Stellung im sozialen Leben der Einheimischen einnimmt, so wird er doch auch auf den Nebenwegen der Zi-

vilisation angetroffen. Der Leser, der vielleicht im Unwissen über seine Bedeutung sein könnte, wird sie vollkommen begreifen, wenn ihm gesagt wird, dass der Obiahmann Westindiens einfach das Duplikat des »Medizinmannes« der nordamerikanischen Indianer, das »Piuche« des Südens, des »Regenmachers« des Kaps, des »Fetischmannes« der Küste von Guinea, und fast unter eben so vielen verschiedenen Namen bekannt ist, wie es unzivilisierte Völkerstämme gibt.

Es ist dies die allererste Morgendämmerung der Religion für die Seele der Urbevölkerung. Doch selbst wenn ihre boshaften Absichten sich bereits in Sehnsucht nach dem ewigen Leben umgewandelt haben, so verweilt er noch stets in den Schlupfwinkeln der Unwissenheit und erhält sich seine ursprüngliche Gestalt als - Hexerei.

In Bezug auf die vorher gemachte Angabe, dass auf jeder größeren Pflanzung ein Obiahmann war, machte das Gut *Willkommenberg* keine Ausnahme. Auch dies war gesegnet oder vielmehr bestraft mit einem Jünger dieser Kunst, einem alten Koromantischen mit Namen Chakra, einem Mann, dessen grimmig-wildes Aussehen ihn zu einem der beliebtesten Verfechter des Obiahismus machen musste. Und ein solcher war er leider zu seinem eigenen Unglück geworden. Er hatte lange im Verdacht gestanden, den früheren Besitzer des Gutes vergiftet zu haben, der ganz plötzlich und geheimnisvoll aus der Welt geschieden war. Sein Schicksal ward in der Tat nicht sehr beklagt, da er im Ruf stand, ein höchst grausamer Sklavenherr zu sein, und auch der gegenwärtige Besitzer hatte geringen Grund, es zu bedauern, da es ihn in den Besitz eines Gutes brachte, wonach er lange getrachtet hatte.

Großen Ärger verursachte es ihm jedoch, dass, seitdem er in den Genuss dieses Besitztums gekommen ist, verschiedene seiner wertvollsten Sklaven plötzlich gestorben waren, und zwar in einer Weise, die zu der Annahme führen musste, dass Obi wesentlich dazu beigetragen hatte.

Chakra, der Myal-Mann, stand im Verdacht, ihren Tod verursacht zu haben. Er wurde angeklagt und zur Untersuchung verhaftet. Der Richter waren drei Gerichtspersonen aus der Nachbarschaft, denn diese Anzahl wurde für hinreichend erachtet, um ein Todesurteil über einen Sklaven auszusprechen. Der Vorsitzende des Gerichtshofs war des Mannes eigener Herr, Loftus Vaughan, Gutsbesitzer, Eigentümer von *Willkommenberg* und Custos rotulorum des Bezirks.

Das Verbrechen, dessen Chakra bezichtigt, war die Ausübung der Künste des Obi. Diese Anklage bezog sich nicht auf den Tod des früheren Herrn von *Willkommenberg*, sondern auf den der Sklaven, der erst neulich sowohl auf dem Gut als auch auf den Pflanzungen der beiden anderen Richter stattgefunden hatte, die bei der Untersuchung anwesend waren.

Die Beweise waren allerdings nicht ganz klar, wurden aber von den Richtern doch für zureichend erkannt, um eine Überführung zu begründen.

Merkwürdigerweise schien von den drei Richtern des Angeklagten eigener Herr – der Vorsitzende des Gerichtshofes – am meisten bemüht, die Untersuchung zu diesem Ausgang zu führen, und zwar mit solchem Eifer, dass er jede Anstrengung unternahm, die Meinungen der beiden anderen zu beherrschen, wobei ihm seine bevorzugte Stellung die Macht gab, die Entscheidung vollständig zu beeinflus-

sen. Einer von ihnen hatte sich wirklich für eine Freisprechung ausgesprochen, aber nach einer flüsternden Beratung mit dem Custos zog er plötzlich seine frühere Meinung zurück und gab seine Stimme für die Verurteilung.

Zu jener Zeit erzählte man sich, dass Loftus Vaughan bei der Untersuchung von niedrigeren Gründen geleitet worden, als bloß von strenger Gerechtigkeitsliebe oder dem Wunsch, die Kunstgriffe des Obi zu zerstören. Wohl raunte man sich Geheimnisse zu, Familiengeheimnisse, mit denen der Koromantische bekannt geworden, ein eigentümliches Ereignis, dessen einziger lebender Zeuge er gewesen war. Auch sollte dies von solcher Art sein, dass selbst die Aussage eines Einheimischen Ungelegenheit gebracht hätte. Deshalb sagte man, dass dies und nicht der Obiahismus das Verbrechen sei, wofür Chakra mit seinem Leben büßen sollte.

Dies Gerücht mag indes, wie es nur zu oft der Fall, eine Lästerung gewesen sein, eine reine Verleumdung.

Ob jedoch wahr oder nicht, der Koromantische wurde zum Tode verurteilt.

Das Urteil selbst war nicht unregelmäßiger wie die Art und Weise der Vollstreckung, die dem armen Verbrecher bestimmt wurde.

Er wurde auf die Spitze des Jumbéfelsen gebracht, dort an dem Palmbaum festgeknebelt und so dem Verderben preisgegeben.

Man könnte fragen, warum wurde diese eigene Art der Gerichtsvollstreckung gewählt? Warum wurde er nicht am Galgen aufgehängt oder am Schandpfahl verbrannt? Eine nicht ungewöhnliche Art, mit solchen Verurteilten zu verfahren!

Die Antwort ist leicht. Wie bereits angeführt, herrschte zu dieser Zeit eine höchst abwertende Meinung in Bezug auf den Obiahismus vor. Fast in jedem Bezirk hatten geheimnisvolle Todesfälle stattgefunden und fanden fortwährend statt, nicht nur bei schwarzen Sklaven, sondern auch bei weißen Herren und selbst Herrinnen, die alle dem Verderben bringenden Einfluss des Obi zugeschrieben wurden.

Der afrikanische Dämon war überall aber unsichtbar. Überall konnte seine Knochenhand bemerkt werden. Deshalb war es notwendig geworden, seinen Verehrern ein hervorragendes und abschreckendes Beispiel zu geben. Die Stimmen aller Pflanzer erhoben sich hierfür und der Myal-Mann Chakra wurde in der Voraussetzung dazu ausgewählt, dass sein fürchterliches Geschick die Anhänger des schmachlichen Aberglaubens bis tief ins innerste Herz schrecken würde.

Der Jumbéfelsen war als der geeignetste Platz für die Hinrichtung des Koromantischen geeignet. Die Schrecken, die diesem Platze bereits eigen, zu denen hinzugefügt, die nun durch die fürchterliche Art der Bestrafung, deren Schauplatz er sein sollte, erregt wurden, mussten einen wohltätigen Einfluss auf die abergläubischen Begriffe der Sklaven ausüben und für immer ihren Glauben an Obiah und Oboney zerstören.

In dieser Absicht war der Myal-Mann auf die Spitze des Jumbéfelsen geführt und dort gleich einem modernen Prometheus angekettet worden.

Keine Wächter standen bei ihm, und es waren auch keine nötig. Seine Ketten und der durch den Akt der Hinrichtung eingeflößte Schrecken wurden für ausreichend erachtet.

In wenigen Tagen würden Hunger und Durst mithilfe der

Geier die letzte und schreckliche Feierlichkeit gewiss eben so sicher vollführen, wie der Strick oder das Beil des Henkers.

Es dauerte lange, bis Loftus Vaughan den Berg bestieg, um sich von dem Schicksal des unglücklichen Mannes, seines früheren Sklaven, zu überzeugen. Als er zuletzt, von Neugier und auch von einem anderen Beweggrund getrieben, von seinem Aufseher begleitet, bis an die Spitze des Jumbéfelsen aufstieg, waren seine Hoffnungen und Erwartungen vollkommen erfüllt. Ein von den Geiern und Raben glatt gefressenes Skelett war an dem Baumstamm zu sehen.

Eine rostige, um die Gebeine gewickelte Kette hielt das Skelett fest, obgleich die Vorderarme aus den Ellenbogengelenken losgegangen und zur Erde gefallen waren.

Loftus Vaughan fühlte in der Tat keine Neigung, lange auf dem Platz zu verweilen. Für ihn hatte der Anblick etwas Fürchterliches. Ein Blick. und er lief fort. Doch noch viel fürchterlicher, noch viel schrecklicher war, was er sah oder zu sehen glaubte, als er heimwärts den Waldpfad hinuntereilte. Entweder den Geist des Myal-Mannes oder den Mann selbst!

## Kapitel 3

### Loftus Vaughan, Gutsbesitzer

Loftus Vaughan war Witwer und hatte, wie man allgemein annahm, nur ein Kind, eine Tochter. Käthchen war der Name dieses jungen Mädchens, wenigstens war es der, den sie unter ihren Freunden und Bekannten führte. Ein ande-



rer wurde allerdings gelegentlich gehört – *Kleine Quasheba*. Dieser Name kam allerdings nur über die Lippen einiger älterer Gutsarbeiter und niemals, wenn der Herr Vaughan anwesend war, da dieser es streng verboten hatte, ihn auszusprechen. Man bezweifelte sehr, ob das junge Mädchen nur je einen von diesen Namen bei der Taufe empfangen hätte. Das rührte teilweise von dem Umstand her, dass einer von Vaughans Freunden der Feier beigewohnt hatte, und teilweise auch davon, dass man allgemein wusste, die Mutter von Vaughans Tochter eine Sklavin gewesen sei, – die Sklavin Quasheba.

Daher stammte der andere Name, daher stammten auch die Zweifel über die Vollziehung der Taufe, und daher selbst noch andere Zweifel, ob Herr Vaughan – nach der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, – wirklich ein Witwer sei.

Dessen ungeachtet stand es fest, dass die Sklavin Quasheba tot war, schon seit langer Zeit. Sie starb an demselben Tag, vor achtzehn Jahren, als die kleine Quasheba das Licht erblickte. Das war ein Ereignis, das jedem aus dem ganzen Gut vollkommen bekannt, der alt genug sei, sich dessen zu erinnern.

Es war aber nicht jedem bekannt – obwohl einer es wusste – dass schon vor der Geburt der kleinen Quasheba und noch bevor *Willkommenberg* samt seinen Menschen in den Besitz des Herrn Vaughan gelangte, ein *Kleiner Cubina* von derselben Mutter existierte, ein Knabe, ungeachtet des weiblich scheinenden Namens. Es war derselben Person auch wohl bekannt, dass das Kind dunkler als seine Mutter, die Quadrone Quasheba, gewesen war.

In diesem Umstand lag nichts Besonderes. Man nahm an,

dass sein Vater entweder selbst ein Quadrone oder ein Mulatte gewesen war. Im ersteren Fall wäre das Kind, nach der genauen, im spanischen Amerika beobachteten Unterscheidung der Rassen, ein Quadrone von der Art gewesen, die *tente en al aire* genannt wird; nach der zweiten Annahme wäre es ein *Sambo - salto atras* gewesen, - das ist: anstatt weiß von seinem Vater zu sein, hätte er einen Rückschritt zum Farbigen gemacht.

Ob der Vater des Kindes ein Mulatte oder ein Quadrone, und ob seine Hautfarbe dunkler als die seiner Mutter, war nur einer einzigen Person auf der Pflanzung von *Willkommenberg* bekannt, und diese war keineswegs Herr Vaughan selbst. Erst verschiedene Jahre nach seiner Geburt wurde dieser Herr Eigentümer des Gutes und damit auch der Sklavin Quasheba.

Er wusste auch nichts davon, dass die schöne Quadrone, die sein Herz gewonnen, einzige Herrin seiner Liebe und späterhin Mutter seines Kindes wurde, jemals in dieser Art geirrt, jemals in den Armen eines anderen, und gar eines Mulatten, eines Sklaven wie sie selbst, gelegen hatte. Als Vaughan Herr und Meister der Sklavin Quasheba ward, war kein Beweis dieser bösen Tat mehr vorhanden, kein *Kleiner Cubina* mehr, der seine Mutter rufen konnte, - denn der Knabe war sofort nach seiner Geburt geheimnisvoll verschwunden.

Wohl möchte es für Herrn Vaughan gut gewesen sein, wenn er stets in glücklicher Unwissenheit über diese grässliche Wahrheit verblieben, und besser noch für Chakra, hätte er sie für sich behalten, denn es war der Myal-Mann, der alles genau wusste.

Das Verbrechen der Quadrone Mutter, selbst ihr doppel-

ter Fehltritt muss mit mildem Auge betrachtet werden. Es würde durchaus nicht richtig sein, sie nach den Ansichten anderer Länder und anderer Zeiten zu beurteilen und sie vorschnell eine Gefallene zu nennen.

Sie folgte nur der Gewohnheit, der allgemein herrschenden Sitte der Zeit und des Ortes, und diese ist stets wichtiger als selbst die tugendhaftesten Grundsätze. Wenn irgendeine Schuld in ihrem Verhalten, sind sicher nur die Weißen zu tadeln, da sie es sind, welche den Gebrauch eingeführt haben, wodurch sie fiel. Die Lebensgeschichte des Herrn Vaughan selbst unterscheidet sich nur wenig von der von hundert anderen, die sich in Jamaika niedergelassen haben. Seine Schuld in obiger Beziehung war auch keinesfalls größer, als sie bei den meisten seiner Mitpflanzer zu jener Zeit gewesen sein mag. Ursprünglich nur ein armesiger Abenteurer, der Sohn eines englischen Krämers in der Provinz, war er nach Jamaika als Buchhalter gekommen; mit andern Worten, er war von einem alten Freund seines Vaters mitgebracht worden, nicht um Buch zu führen, sondern lediglich, um ein Mitglied jenes sonderbaren Haufens von Müßiggängern und Faulenzern zu sein, die auf jedem größeren Gut gesehen werden und deren Dasein sofort durch ein besonderes Gesetz auf der Insel erklärt wird, das den Pflanzer zwingt, stets einen weißen Mann auf je fünfzig Sklaven seines Gutes zu halten.

Der Krämersohn blieb aber nicht lange Buchführer. Da er tätig und vom Ehrgeiz getrieben, stieg er bald in den Rang eines Aufsehers auf, und wurde bis zum Tod seines Gönners als Gutsadvokat angestellt, eine jamaikanische Phrase von keiner eigentlich gesetzlichen Bedeutung, sondern die einfach einen Verwalter oder bevollmächtigten Geschäfts-

führer bezeichnet.

Der natürliche Wunsch eines jamaikanischen Gutsadvokaten ist dem seines streitsüchtigen Namensgenossen vollkommen gleich, nämlich Reichtümer aufzuhäufen, und dies gewöhnlich auf dem leichtesten, bequemsten und nicht gerade gewissenhaftesten Weg.

Von dieser Regel machte der frühere Buchhalter auch keine Ausnahme, und nach wenigen Jahren, die er in der Wirtschaft auf seines verstorbenen Gönners Gut verbrach hatte, war er reich genug geworden, eine eigene Plantage zu kaufen und noch dazu eine sehr schöne - *Willkommenberg*.

Ungeachtet der Schnelligkeit, mit der sein Glück gemacht war, hatte er doch stets seinen Ruf von dem Verdacht irgendeiner bedeutenden Veruntreuung ferngehalten. Nichts konnte weiter gegen ihn vorgebracht werden, als die gesetzmäßigen sechs Prozent und andere Kleinigkeiten, die unter den Advokaten von Jamaika als ganz ehrlich angesehen werden. In der Tat, jemand, der leicht in wenigen Jahren das ganze Eigentum seines Herrn vollständig verschleudert, vorzüglich, wenn dieser Herr vielleicht sogar ein Vormund ist und die Vormundschaft für einen Minderjährigen verwaltet wird, – ist eine große Seltenheit auf dieser Insel und gilt als ein bemerkenswert ehrlicher Mann.

Und solch ein Mann war Loftus Vaughan. Er hatte nicht nur bei der Verwaltung des Gutes seines früheren Herrn denselben vollkommen befriedigt, sondern der Minderjährige, für den er es dann verwaltet und der nun volljährig, hatte ihn selbst noch gebeten, seine Oberaufsicht fortzusetzen.

Herr Vaughan selbst bedurfte nun der Gönnerschaft nicht mehr. *Willkommenberg* unverschuldet und unbeschwert,

war sein freies Eigentum und eines der schönsten Güter der ganzen Insel, dem ganz gleich, dessen Verwaltung er immer noch fortführte.

Ebenso wie er reich geworden, war er auch im Range gestiegen. Zuerst Kirchenvorsteher in der Gemeinde, dann Friedensrichter, war er zu der Zeit, wo unsere Geschichte beginnt und schon einige Zeit zuvor, Hauptmagistrat des Bezirkes mit dem Titel eines *Custos rotulorum*. Das war gewiss eine ansehnliche Würde für den Sohn eines Provinzialkrämers!

Die häuslichen Verhältnisse Vaughans waren dagegen weniger ehrenwert gewesen, wenigstens würden sie so der Anschauung eines Europäers erschienen sein.

Aber in jenen Tagen waren die geselligen Kreise Jamaikas äußerst tolerant, und solch ein Verhältnis wie das, was zwischen ihm und der Oudronensklavin bestand, gab nur sehr geringen, wenn überhaupt irgendeinen Anstoß. Solange die Quadrone im Licht einer nur für kurze Zeit bestimmten Frau angesehen wurde, gab das Verhältnis nicht den geringsten Anlass zum Skandal. Hätte Vaughan aber dieses Verhältnis durch eine Heirat zu einem fortdauernden machen wollen, was andererseits wohl seinem Ruf zugutegekommen wäre, dann jedoch wäre er unbedingt sofort verbannt und aufs Strengste aus der Gesellschaft ausgeschlossen worden.

In der Tat wäre er zu einer Zeit fast das Opfer eines solchen gesellschaftlichen Ausschlusses geworden, da nämlich ein Gerücht aufkam, dass er seine Sklavin heimlich geheiratet hätte.

Es war nicht wahr, aber um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, war es wirklich seine Absicht, sie sowohl zu

heiraten als auch freizulassen.

Die Ausführung dieser löblichen Absicht hatte er aber stets aufgeschoben, bis der Tod dazwischen trat und sie außerhalb des Bereiches seiner Macht brachte.

Dann fühlte er, mehr denn je zuvor, tiefes inniges Bedauern über seine Vernachlässigung, ja noch mehr als Bedauern, reumütige Gewissensbisse.

Denn diese Vernachlässigung hatte sein innigst geliebtes Kind illegitim und als unehrlich hinterlassen, auf Jamaika zu der Zeit eine Sache von eigener Bedeutung und von viel größerer als irgendwo auf der Welt.

Wäre die Mutter weiß gewesen, würde es nicht so viel ausgemacht haben. Die Tochter würde allerdings immer unehrlich gewesen sein, aber sie hätte doch des Vaters Eigentum in Folge einer testamentarischen Bestimmung erheben können. Das war bei der kleinen Quasheba nicht der Fall. Kein Letzter Wille ihres Vaters vermochte Käthchen Vaughan zur Erbin seines Gutes zu machen! Sie war eine Mestize (zuweilen Quinterone genannt) und deshalb allen Rechtsunfähigkeiten der Farbigen unterworfen. Das grausame Statut von 1762 bezog sich auch auf ihren Fall. Mehr als 2000 Pfund Sterling konnte sie von ihrem Vater nicht erben, selbst nicht durch ein Testament. Alles Übrige von ihres Vaters Vermögen musste auf den gesetzlichen Erben übergehen, den nächsten Verwandten seines eigenen Stammes.

Da er seine Tochter wirklich zärtlich liebte und entschlossen war, sie um jeden Preis zu seiner Erbin einzusetzen, so wäre dies eine schreckliche Verlegenheit für ihn gewesen, hätte es hierin gar keinen Ausweg gegeben. Glücklicherweise war ein solcher vorhanden und Herr Vaughan kann-

te ihn auch ganz gut. Dieselbe Versammlung, die jenes schlimme Gesetz gegeben, hatte auch für einen Ausweg gesorgt, durch den es in gewissen Ausnahmefällen umgangen werden konnte: das heißt, ein Mann von großem Vermögen und Einfluss konnte durch eine Spezialakte begünstigt werden.

Da Loftus Vaughan gerade so ein Mann war, so wusste er sehr wohl, dass er sich eine solche Akte zu jeder Zeit verschaffen könne, und hatte auch die volle Absicht, so zu verfahren. Aber derselbe Geist der Verzögerung, der ihn abgehalten, seine Pflicht gegen die Mutter zu erfüllen, war auch wiederum die Ursache, dass er seine Pflicht gegen das Kind vernachlässigte. Um sich dieses Spezialstatut zu verschaffen, hätte er eine Reise in die Hauptstadt machen und vielleicht sogar dort länger verweilen müssen, um die Versammlung deshalb anzugehen, was ihm vielerlei Plackerei und Kosten verursacht hätte. Diese Aussicht auf alle die Unbequemlichkeiten ließ ihn stets die Ausführung dieses Vorhabens verschieben, und obgleich er nie auch nur einen Augenblick daran dachte, seine Absicht gänzlich aufzugeben, wurde sie doch niemals ins Werk gesetzt.

In solcher Lage waren seine Familienangelegenheiten zu der Zeit, wo unsere Erzählung beginnt. Die kleine *Ouasheba* war, obgleich von der Natur mit jedem Reiz ausgestattet, obgleich vortrefflich erzogen, ausgebildet und veredelt, dennoch stets die Tochter einer Sklavin!

## Kapitel 4

### Ein Frühstück auf Jamaica

An einem stillen Morgen im schönen Monat Mai, in Jamaica schöner als sonst wo auf der Erde, kündigte die große Glocke in der großen Halle von *Willkommenberg* die Frühstückszeit an.

Bis zu diesem waren noch keine Gäste weder um die Tafel noch in der Halle versammelt, ausgenommen die farbigen Hausdiener, die, ein halbes Dutzend stark, aus der Küche mit Tablets und Schüsseln kamen.

Mit einer Ausnahme hatten die Diener, alles Knaben und junge Männer, sehr wenig Kleider an. Schlechte Beinkleider von Osnabrücker Leinen und gestreifte Baumwollhemden waren ihre ganze Bekleidung. Eine Ausnahme hiervon machte ein dicker und aufgeblasener schwarzer Mann mit einem dichten glänzenden Backenbart, der mit gebieterischer Stimme und Gebärde die Bewegungen der Übrigen lenkte. Die volle Livreebekleidung, die er trug, bezeichnete ihn als den Tafeldecker und Kellermeister des Hauses, der, wie sonst alle anderen seines hohen Standes, unbedingt Gehorsam von den Untergebenen verlangte.

Obwohl nur zwei Stühle an die Tafel gestellt waren und die Anzahl der Teller, Messer und Gabeln darauf deutete, dass sie lediglich nur für diese Anzahl Gäste gedeckt sei, hätten doch der Reichtum und die Anzahl der Schüsseln zu dem Glauben verleiten können, dass eine große Gesellschaft erwartet werde.

Es war ein vollkommenes *déjeuner à la fourchette* mit trefflichen *Coteletts à une sauce piquante* mit marinierten Fischen,



mit *entrées* von jungen Hühnern und Enten, mit geröstetem Salmo und dergleichen mehr. Diese Gerichte waren rund um den Tisch gestellt, während ein kalter Schinken auf der einen Schüssel und eine Zunge aus der anderen das Zentrum bildeten.

Als Brot waren mehliges Yams vorhanden, einige davon gemischt mit Milch und Butter und in Form gebracht, geröstete Pisange, heiße Wecken, Trafts, Maniok-Kuchen und süße Kartoffeln.

Wären nicht ein prachtvolles silbernes Teeservice und ein großer strahlender Krug auf dem Tisch sichtbar gewesen, die Mahlzeit hätte mehr für ein Mittagessen als für ein Frühstück gehalten werden können.

Doch der Gedanke daran musste sofort aufgrund der Zeit – es war neun Uhr morgens – beseitigt werden.

Welche indes auch die an dieser Tafel erwarteten Gäste sein mochten, so viel war klar, sie verstanden gut zu leben. So speisten sie alle Tage und bei dem Frühstück war nichts Außerordentliches, was nicht jeden Morgen vorhanden gewesen wäre.

Nachdem die Töne der Glocke durch die Halle zu zittern aufgehört hatten, erschienen auch die, an welche dieses Zeichen gerichtet war, und traten in die Halle ein, nicht zu gleicher Zeit, sondern einer etwas später als der andere.

Der Erste war ein Herr von etwas mehr als mittlerem Alter und Größe, von gesunder Gesichtsfarbe und voller stattlicher Gestalt.

Er war in Nankingkleidern, Jacke und Hose von weitem Schnitt gekleidet. Die Jacke war vorn offen und ließ ein Hemd vom feinsten weißen Leinen sehen, dessen breite Streifen von keiner Weste bedeckt wurden. Ein weißer nach

hinten umgeschlagener Kragen zeigte den bloßen nackten Hals, zugleich mit den breiten Backen von rötlicher Gesichtsfarbe rein und frisch rasiert.

Aus der Uhrtasche im Gürtel seiner Hosen hing eine starke goldene Kette mit einem Bund Siegel und Uhrschlüssel an dem einen Ende und an dem anderen ein ungeheurer Chronometer aus altnordischem Guineagold mit weißem Zifferblatt, worauf die schwarzen Ziffern deutlich eingraviert waren. Die Uhr selbst war zu sehen, da ihr Träger sie beim Eintreten aus der Tasche gezogen hatte, um sich zu versichern, ob seine Diener auch auf die Minute pünktlich seien, denn der fragliche Herr, kein anderer als Loftus Vaughan selbst, war sehr streng in solchen Dingen.

Nachdem er einen prüfenden Blick auf das aufgestellte Fleisch geworfen hatte und augenscheinlich von dem Gesehenen befriedigt war, setzte sich der Herr von *Willkommenberg* an den Tisch mit dem Vorgefühl der ihn erwartenden Genüsse und lächelndem Antlitz.

Kaum hatte er Platz genommen, als vom oberen Ende der Halle eine schöne Gestalt nähertrat, ein jungfräuliches Wesen mit frischen und rosigen Blicken wie die ersten Strahlen der Morgensonne.

Sie war in einem Kleid oder vielmehr in einem Negligé vom reinsten Weiß, einer Morgenhülle von der feinsten Schleierleinwand (Linon), die hinten fest anschließend den schwellenden Umriss ihres Rückens verriet. Das Kleid lag vorn in losen Falten, kaum die vollen und kecken Wölbungen des Busens verhüllend, und fiel dann anmutig herab, sodass nichts weiter sichtbar wurde als die Spitzen eines Paares kleiner seidener Pantoffeln, die sich abwechselnd wie zwei kleine weiße Mäuse zeigten, wenn sie über den

spiegelgleich glänzenden Fußboden dahinglitten.

Ihr voll und doch fein gerundeter Hals war von einer Kette aus Bernsteinkorallen umschlungen und eine karminrote Blume – die wunderbare Blüte des Quamobit – glänzte zwischen den breiten Flechten ihres reichen Haares, das von dunkler kastanienbrauner Farbe, vorn am Kopf geteilt, sich in sanfter Biegung über klare, rosige Wangen ergoss.

Nur ein erfahrenes Auge, auf das Genaueste mit den physiologischen Kennzeichen der Rassen bekannt, hätte hier erkennen mögen, dass das junge Mädchen nicht vom reinsten kaukasischen Blut abstammte. Und doch war die geringe wellenförmige Krümmung des lockigen Haares, ein mehr rundes als längliches Gesicht, Augen von schwarzer Färbung mit einem unausgesetzten lichten Strahl in ihren Sternen – ein eigentümlicher gemäldeartiger Ausdruck in der Färbung der Wangen, alles entschiedene Merkmale, die ein gemischtes Blut kundgaben.

In der Tat war der eigentliche Makel ihrer Farbe nur geringfügig und es dürfte wirklich ruchlos erscheinen, wenn man von gemischtem Blut bei einem so anmutigen und schönen Geschöpf reden wollte, denn wahrhaft anmutig und schön war die Tochter des Loftus Vaughan jedenfalls.

Dies war nun die *Kleine Quasheba*, die Tochter der missleiteten und unglücklichen Quadrone. Klein war kein geeignetes Wort mehr für ein junges Mädchen, das im Begriff war, die Schwelle der Weiblichkeit zu überschreiten und durch seine kräftig, wenn auch anmutig entwickelten Formen mehr den Eindruck des Majestätischen als des Kleinen hervorrief.

Beim Eintritt in die Halle setzte das junge Mädchen sich nicht sogleich auf seinen Platz, sondern schlüpfte hinter

den Stuhl, wo ihr Vater saß, schlang ihre Arme um seinen Hals und drückte einen Kuss auf seine Stirn.

Das war ihr gewöhnlicher Morgengruß, welcher klar bewies, dass sie sich diesen Morgen zum ersten Mal sahen.

Nicht, dass sie erst vor Kurzem aufgestanden wären, denn beide waren schon viel früher draußen gewesen und mit der Sonne wach, wie es allgemeiner Brauch auf Jamaica war.

Herr Vaughan war in die Halle von der großen Außentür aus eingetreten. Sowohl der italienische Strohhut als auch der Stock in seiner Hand bewiesen, dass er schon einen Spaziergang gemacht hatte, vielleicht um die Arbeit in den Mühlen nachzusehen oder um sich von den Fortschritten auf seinen ausgedehnten Zuckerfeldern zu überzeugen.

Käthchen war eine halbe Stunde zuvor ins Haus gekommen im Reitanzug, Hut, Reitkleid und Peitsche, welche zeigten, dass ihre Morgenbewegung zu Pferde gewesen sein musste.

Nach der bereits erwähnten Begrüßung ihres Vaters nahm das junge Mädchen seinen Sitz vor dem großen Teekessel ein und begann das Frühstück zu bereiten.

Hierin stand ihr ein Mädchen von offenbar demselben Alter zur Seite, aber von ganz verschiedenem Aussehen. Es war ihre Dienerin, die mit ihr zusammen gekommen war und ihren Platz hinter dem Stuhl ihrer Herrin eingenommen hatte.

In der Erscheinung dieses jungen Mädchens lag etwas eigentümlich Besonderes, sowohl in ihrer Gestalt als in der Farbe ihrer Haut. Sie besaß jenen schlanken klassischen Wuchs, den wir bei antiken Bildwerken treffen, zugleich mit den Formen der indischen Frauen, die in England

Ajahs genannt werden und die sehr von den Farbigen verschieden sind. Ihre Gesichtsfarbe war auch nicht die einer Afrikanerin, noch weniger die einer Mulattin oder einer Quadrone. Es war eine Mischung von Schwarz und Rot, woraus eine lichte Kastanien oder Mahagoni-Farbe entstanden, die in Verbindung mit einem rötlichen Anflug auf den Wangen einen nicht unangenehmen Eindruck hervorbrachte.

Auch die Gesichtszüge waren keineswegs die einer Afrikanerin, im Gegenteil sehr davon verschieden. Die Lippen waren dünn, das Gesicht länglich und die Nase von adlergleichem Schnitt, wie es bei ägyptischen Statuen oder bei den Arabern gesehen wird. Ihr Haar war nicht wollig, obgleich von dem eines Europäers sehr verschieden. Es war schlicht und doch schwarz, reichte aber kaum auf ihre Schultern, obgleich es nicht abgeschnitten war, denn es schien im vollsten Wachstum zu sein und erteilte, während es leicht über die Ohren fiel, dem braunhäutigen Mädchen einen eigentümlichen Glanz.

Sie war durchaus nicht hässlich, und einem an den Ausdruck ihres Gesichtes Gewöhnten möchte sie selbst sehr hübsch ausgesehen haben. Ihre feine Gestalt, noch mehr gehoben durch die außerordentlich knappe Kleidung, ein ärmelloses Gewand mit einem Madras-Schleiertuch um ihren Kopf à la toque gewunden, die anmutige Haltung, die ihr angeboren zu sein schien, sowohl, wenn sie in Bewegung war, als auch, wenn sie hinter dem Stuhl ihrer Herrin stand, der flüchtige Blick ihres schönen stolzen Auges und das perlengleiche Weiß ihrer Zähne. Alles trug dazu bei, ein Gebilde herzustellen, das keineswegs gewöhnlich war.

Dieses junge Mädchen war eine Sklavin, die Sklavin Yola.

Anstatt gerade in die Mitte des Raums war der Frühstückstisch ein wenig zur Seite der Eingangstür gestellt, damit die durch die offenen Jalousien eindringende frische Luft besser empfunden werden konnte, während man auch zugleich einen freien Blick auf die Landschaft draußen genoss. In der That, es war ein schöner Anblick, das ganze Tal von einem Ende zum anderen umfassend mit seinem langen palmenbeschatteten Baumgang, die Biegung des Montego, die Dächer und Türme der Stadt, die Schifffahrt in der Bucht und auf der Reede, die Bucht selbst und in der Ferne die blaue karibische See sehen zu können.

So schön die Landschaft auch anzusehen war, fühlte Herr Vaughan doch gerade keine Neigung, diese zu betrachten. Er war zu emsig mit dem schönen Fleisch auf dem Frühstückstische beschäftigt, und wenn er Zeit fand, einen Blick durchs Fenster zu werfen, so erstreckte sich dieser kaum weiter als auf den im Zuckerfeld beschäftigten Arbeiterhaufen, um zu sehen, ob seine Sklaventreiber auch ihre Schuldigkeit täten.

Die Augen des Fräuleins Vaughan waren desto öfter nach außen hin gerichtet, denn gerade jetzt musste, wie gewöhnlich, einer von Herrn Vaughans Dienern von Montegobay zurückkehren und die Briefe von der Post mitbringen. Dessen ungeachtet verriet ihr Wesen nicht eine besondere innere Aufgeregtheit, sondern es war lediglich das lebendige Interesse, welches junge Damen in allen Ländern bei Erwartung des Briefträgers fühlen, wenn sie auf einen jener kleinen Briefe von mindestens zwölf eng und zuweilen noch selbst in die Linien beschriebenen Bogen hoffen, die allerdings oft höchst schwierig zu enträtseln, aber für sie dennoch viel interessanter sind, als selbst die Seiten des

neuesten Romans.

Noch mehr Anziehungskraft schien die Landschaft für das Mädchen, die Sklavin Yola, zu haben, oder vielmehr das vor ihren Augen offen liegende Meer. Wenn ihre Aufmerksamkeit auf den Frühstückstisch nicht erforderlich war, wandten sich ihre Augen zuweilen auf die entfernte See mit einem fremdartigen, träumerischen Ausdruck, als wenn ihre Gedanken weit, weit fort in das ferne Land ihrer Geburt schweiften, jene afrikanische Heimat, aus der sie mit Gewalt in die Gefangenschaft getrieben und als Sklavin verkauft wurde. Welche Ungeduld Fräulein Vaughan übrigens nach der Ankunft der Post empfunden haben mochte, sie ward bald gestillt, denn nur wenige Minuten nach dem Tönen der Frühstücksglocke verkündete ein dunkler Gegenstand in der großen Allee das Herannahen von Ouashie, dem Briefboten, und bald nachher galoppierte ein gnomenartiger Bube auf einem gewöhnlichen kleinen Klepper dicht bis an den Hauseingang, warf seinen Beutel dem Diener zu, der unten auf der Treppe stand, und wandte sich dann zum Stall.

Hatte das schöne Käthchen wirklich einen Brief erwartet, so ward sie arg getäuscht, denn es waren nur zwei Briefe da und eine Zeitung, und alle drei Sachen waren für Herrn Vaughan selbst. Beide Briefe trugen den englischen Poststempel, die Aufschrift des einen ward von ihm sofort erkannt und ein gefälliges Lächeln flog über seine Züge, als er das Siegel brach.

Wenige Minuten genügten, um ihn den Inhalt des Briefes kennenzulernen, während das Lächeln zu einem Blick lebhafter Befriedigung anwuchs. Er erhob sich vom Stuhl, schritt einige Zeit auf und nieder, schnippte verschiedent-

lich mit den Fingern und rief aus: »Gut, sehr gut! Ich wusste es vorher!«

Seine Tochter betrachtete sein Benehmen mit Verwunderung. Ihr Vater war gewöhnlich höchst ernst, ja zu Zeiten sogar finster, und solche Äußerungen der Fröhlichkeit waren bei Loftus Vaughan äußerst selten.

»Angenehme Nachrichten, Papa?«

»Ja, du kleiner Schelm, sehr angenehme.«

»Kann ich sie nicht wissen?«

»Ja – nein, nein! – jetzt noch nicht.«

»Aber, Papa, das ist ja recht grausam von dir, es mir nicht zu sagen. Ich verspreche, ich will deine Freude teilen.«

»Das wirst du schon, wenn du die Neuigkeit hörst – das heißt, wenn du nicht eine kleine Närrin bist, Käthchen.«

»Ich eine Närrin, Papa? So werde ich schwerlich genannt sein, wenn Fröhlichkeit genügt, um mir diesen Vorwurf zu ersparen.«

»O, Du würdest eine Närrin sein, wenn du nicht fröhlich wärst. – Doch nun lass es gut sein, Kind. Ich will dir alles nach und nach sagen, ganz gewiss.« Dann fuhr er fort, indem er beständig mit seinen Fingern wie in einer Art von wirrer Entzückung knackte, wiederholt zu sagen: »Wohl, wohl, ganz wohl! Ich wusste es vorher, ich wusste, er würde kommen.«

»Erwartest du jemand, Papa?«

»Ja, – rate, wer es ist!«

»Wie könnt' ich das? Du weißt ja, ich kenne deine englischen Freunde nicht, und ich sehe, der Brief trägt einen englischen Poststempel.«

»Kennst du ihre Namen nicht? Du hast ihre Namen gehört und Briefe von einigen gesehen.«



»O ja, ich höre dich oft von einem reden – von einem Herrn Smythje – ein komischer Name, wahrhaftig. Ich möchte nicht Smythje heißen, für alles in der Welt.«

»Was, was? Smythje ist ein sehr hübscher Name, besonders mit Montagu davor. Montagu ist prächtig, und Herr Smythje ist der Eigentümer von Schloss Montagu.«

»Aber, Papa, wie kann das den Namen besser klingen lassen? Ist er's, den du erwartest?«

»Ja, liebes Kind. Er schreibt mir, dass er mit dem nächsten Schiff kommen will, die *Seenymphe* ist sein Name. Es sollte eine Woche, nachdem der Brief geschrieben, absegeln, so dass wir seine Ankunft in wenigen Tagen erwarten können. Wahrhaftig, ich muss Vorbereitungen treffen. Du weißt, Schloss Montagu ist etwas baufällig, er muss mein Gast sein, und höre mal, Käthchen!« fuhr der Pflanzer fort, indem er sich abermals an den Tisch setzte und sich zu seiner Tochter hinbeugte, damit seine Stimme nicht von den Bedienten gehört werden konnte.

»Du musst dein Bestes tun, diesen jungen Fremden zu unterhalten. Er soll ein sehr feiner Mann sein, und ich weiß, er ist reich. Es ist in meinem Interesse, freundlich gegenüber ihm zu sein«, fügte Herr Vaughan mit viel schwächerer Stimme und gleichsam mit sich selbst redend hinzu, aber immer laut genug, dass seine Tochter ihn verstehen konnte.

»Lieber Papa!« war die Antwort. »Wie könnte ich denn anders als höflich ihm gegenüber sein? Wenn selbst bloß deinetwegen ...«

»Wenn bloß deiner selbst wegen«, unterbrach der Vater sie und begleitete diese Bemerkung mit einem schlaun Blick und Lächeln. »Aber, liebes Käthchen«, fuhr er fort,

»wir werden wohl noch Zeit haben, hierüber weiter zu sprechen; ich muss den anderen Brief lesen. Von wem auf der Welt der nur sein mag? Freilich, nie zuvor sah ich die Handschrift.«

Die Ankündigung des bevorstehenden Besuches des Herrn Montagu Smythje mit dem Trompetenvorspiel seiner mannigfachen Vortrefflichkeiten – deren hohe Lobpreisung Käthchen nun freilich nicht zum ersten Male gehört hatte – schien in dem Herzen der jungen Quadrone gerade keine so sehr lebhaft und freudige Erregung hervorzubringen, wenigstens war nichts davon wahrzunehmen. Sie hatte die Nachricht mit vollkommener Gleichgültigkeit aufgenommen, indem sie sich wenig um ihn kümmerte. Wenn sie überhaupt eine Meinung über ihn hegte, so war diese eher gegen ihn, denn zufällig war vieles von dem, was sie über diesen Herrn gehört hatte, durchaus nicht geeignet, sie zu seinen Gunsten einzunehmen.

Und sie hatte vielerlei über ihn sowohl von ihrem Vater als auch von ihres Vaters Bekanntschaften gehört, da der Herr von Schloss Montagu oftmals der Gegenstand des Gespräches nach dem Mittagessen gewesen war.

Auf Jamaica war Herr Montagu Smythje nur dem Namen nach bekannt, denn während der ganzen Zeit seiner Minderjährigkeit von der frühesten Kindheit an hatte er sich in London aufgehalten. Er war ein wahrhaftiges Londoner Stadtkind, nicht nur durch Erziehung, sondern auch von Geburt, denn er war nicht der Sohn des verstorbenen Eigentümers von Schloss Montagu, sondern nur sein Neffe und Erbe.

Es ist bereits erzählt, dass Käthchen Vaughan gerade nichts von diesem jungen Mann gehört hatte, was imstande

gewesen wäre, irgendein besonderes Interesse zu seinen Gunsten zu erregen, sondern gerade das Gegenteil. Sie hatte gehört, dass er ein Exquisiter – ein wahrhafter Laffe – vielleicht von allen Charakteren der einer jungen Kreolin am meisten widerliche, denn ungeachtet ihrer natürlichen lebhaften Neigung, sich in eine schöne persönliche Erscheinung zu verlieben, so muss diese doch stets von gewissen geistigen Eigenschaften, von der größten Moral, ja selbst von höchstem Verstand begleitet sein, was allerdings gänzlich verschieden ist von der frivolen Bildung bloßer Gefallsucht.

Die Natur, die ein Kreolenmädchen treibt, ihr ganzes Herz ohne allen Rückhalt wegzugeben, hat sie auch gelehrt, es mit Überlegung zu verschenken, und ein gewisser Instinkt warnt sie, ihre kostbare Gabe nicht auf einen des Opfers unwürdigen Altar niederzulegen.

Noch ein anderer Umstand trug dazu bei, in Käthchen Vaughans Herzen ein gewisses zurückstoßendes Gefühl gegen den Herrn von Schloss Montagu zu erzeugen, und dieser war das Betragen ihres eigenen Vaters in Bezug auf ihn. Von Zeit zu Zeit, wenn er von Herrn Montagu Smythje sprach, hatte er sich gewisser Ausdrücke und Anspielungen bedient, die, wenn auch in zweideutiger Sprache vorgebracht, dennoch von dem jungen Mädchen ganz wohl verstanden waren.

Das Herz der Frau versteht schnell und leicht, selbst schon im frühesten Jungfrauenalter sehr wohl alles, was sich auf die Verfügung über sich selbst bezieht. Es ist außerordentlich geneigt, jedem Bemühen zu widerstehen, das darauf hinzielt, es von seinen natürlichen Zuneigungen abzuziehen und es seines Rechtes der gänzlich freien Wahl zu

berauben. Vaughan hatte, da er diese geheimen Wahrheiten durchaus nicht kannte, selbst eine Wand gegen seine eigenen Absichten errichtet, während er gerade vermeinte, vollkommen erfolgreich bei Hinwegräumung der ihm entgegenstehenden Hindernisse, so wie beim Ebnen und Verkürzung des Weges zu sein.

Im Ehestiften war Herr Vaughan daher offenbar nur ein Stümper, denn es war wohl klar, dass er hier eine Ehe zu stiften beabsichtigte.

»Niemals zuvor die Handschrift gesehen«, sagte er, als er das Siegel des zweiten Briefes erbrach.

Hatte der Inhalt des ersten Briefes ihn mit Freude erfüllt, so erzeugte der des zweiten eine ganz entgegengesetzte Wirkung.

»Ist tot!«, rief er aus, indem er den Brief zusammenlegte, als er ihn zu Ende gelesen und dann noch einmal leidenschaftlich vom Stuhle aufsprang. »Tot oder lebend, der unglückselige Bruder scheint für mich als Fluch geboren zu sein! Als er noch lebte, hatte er immer Geld nötig, und nun er tot ist, schickt er seinen Sohn, einen Tunichtgut, wie er selbst, um mich zu stören, ja vielleicht um mich zu entehren.«

»Nun, lieber Vater!«, sagte das junge Mädchen, mehr über sein wild auffahrendes Verhalten bestürzt, als über das, was er gesagt, denn die Worte waren mit schwacher Stimme, gleichsam im Selbstgespräch hergemurmelt, - »hat der andere Brief unliebsame Nachricht gebracht?«

»Ja, wahrhaftig! Du magst selbst lesen!«

Und wiederum setzte er sich, schleuderte das unwillkommene Schreiben quer über den Tisch und begann mit augenscheinlicher Gierigkeit wieder zu essen, als ob er hier-

durch sein aufgeregtes Gemüt beruhigen wollte.

Käthchen nahm den hingeworfenen Brief und durchflog, während sie die Falten glättete, dessen Inhalt.

Das Durchlesen erforderte nicht so sehr viel Zeit, denn im Verhältnis, dass der Brief einen so langen Weg gemacht, war sein Inhalt wirklich sehr kurz:

*London, den 10. Juni 18–.*

*Lieber Onkel!*

*Ich habe Ihnen die traurige Nachricht mitzuteilen, dass Ihr Bruder, mein teurer Vater, nicht mehr ist.*

*Seine letzten Worte waren, ich sollte zu Ihnen gehen, und in Erfüllung dieses seines Wunsches habe ich die Überfahrt nach Jamaica beschlossen. Das Schiff ist die Seenympe und wird am 18. dieses Monats absegeln. Ich weiß nicht, wie lange wir auf See sind, – doch ich hoffe, es wird nur eine kurze Fahrt werden, da des armen Vaters Sachen alle vom Gerichtsdienner fortgenommen worden und ich aus Mangel an Geld gezwungen bin, die Fahrt als Zwischendeckspassagier zu machen, was durchaus keine sehr angenehme Art zu reisen sein soll. Doch ich bin jung und stark und werde es ohne Zweifel gut aushalten.*

*Ihr zärtlicher Neffe*

*Herbert Vaughan*

## Kapitel 5

### Der arme Mensch

Welchen Eindruck das Lesen des Briefes auch auf Käthchen Vaughan hervorgebracht haben mochte, sicherlich war es nicht Unwillen. Im Gegenteil, ein Ausdruck des Mitgeföhls schlich über ihr Gesicht, als sie den Inhalt des Briefes musterte. Als sie ihn beendet, kam über ihren Lippen gleichsam unwillkürlich und gerade noch hörbar der Ausruf: »Der arme Mensch!«

Sie wusste in der Tat von Herbert Vaughan kaum etwas als den Namen, und dass er ihr Vetter sei. Aber das Wort Vetter besaß besonders in dem Ohr junger Leute einen anziehenden Ton, der an Interesse dem einer Schwester oder eines Bruders gleichkam, ja ihn zuweilen noch übertraf.

Zweifelsfrei ist die für einen Blutsverwandten geföhlte Neigung ein Instinkt der Natur, und wenn er zeitweise auch verleugnet und zur Abneigung, ja selbst zum Hasse verkehrt wird, – wo etwa Geiz oder eine andere Leidenschaft die Oberhand gewinnt, – die Abneigung ist die Ausnahme, nicht die Regel.

Bei Loftus Vaughan hatte weltlicher Ehrgeiz zusammen mit Geldgier die volle Herrschaft über sein Herz gewonnen und jede Spur brüderlicher Zuneigung zerstört. Unter dem Einfluss dieser giftigen Leidenschaften hatte er längst aufgehört, sich um seine Verwandten zu bekümmern. Selbst die kleinen armseligen Summen, die er von Zeit zu Zeit seinem weniger beglückten Bruder übersandt hatte, waren von ihm nur durch wiederholtes und ernsthaftes Anflehen erlangt und mit grollendem Widerstreben gegeben worden.

Solche Leidenschaften waren in dem Herzen seiner Tochter nicht vorhanden, die ihre Triebe missleiten und sie aus ihrer wahren Natürlichkeit irre zu führen vermochten. Obgleich sie nur sehr wenig von ihrem Verwandten wusste, so hatte doch die Bezeichnung Vetter alle die natürlichen Triebe der Zärtlichkeit in ihr geweckt, die gewöhnlich dadurch hervorgerufen werden.

Herbert Vaughan war der Einzige, der mit ihr in dieser Weise verwandt war. Überhaupt wusste sie mit Ausnahme dieses jungen Mannes und ihres eigenen Vaters – nun, da der Bruder des Vaters tot war – von keinem andern Verwandten auf der ganzen Erde, da weder ihre Mutter noch ihrer Verwandtschaft ihr jemals bekannt gewesen war.

Sie hatte weder Bruder noch Schwester gehabt, und Herbert Vaughan war nicht nur ihr Vetter, sondern ihr einziger Vetter. Dieses Gefühl, eine halbe Waise zu sein, mag das instinktmäßige Band, das die Natur gewoben, wohl noch verstärkt haben.

Noch ein anderer Umstand konnte vielleicht gleichen Einfluss ausüben. Obgleich von jedem Luxus und von einer Masse von Bediensteten umgeben, fehlte ihr doch immer etwas, dessen Entbehrung sie tief fühlen musste.

Die Freunde ihres Vaters waren nur Tischfreunde und nicht von ihrem Geschlecht. Ihre Frauen, Schwestern und Töchter wurden selten auf *Willkommenberg* gesehen, und wenn sie zufällig dort erschienen, so zeigte ihr Betragen offenbar, dass sie die Freunde des Herrn Vaughan, jedoch nicht die seiner Tochter waren. Zwischen ihnen und Fräulein Vaughan war eine gewisse Zurückhaltung, eine gewisse Kälte, die, obgleich vielleicht für einen mit jamaikanischer Gesellschaft nicht Vertrauten unbemerkbar, dennoch

wirklich vorhanden waren. Das junge Mädchen wusste es selbst, obwohl sie den Grund dafür nicht kannte und sich in ihrer einfachen Unschuld gar nicht darum bemühte, ihn zu erfahren. Denn glücklicherweise hatte man niemals von dem Makel ihres Blutes geredet und sie wusste gar nicht, dass mit dem Namen »kleine Quasheba« eigentlich ein Schimpfwort verbunden sei. So lange hatte ein günstiges Geschick diese demütigende Botschaft von ihr ferngehalten.

Dennoch fühlte sie stets eine gewisse gesellige Isolierung, einen Mangel an wirklichen Freuden. Dies hatte zweifelsohne dazu beigetragen, sowohl ihr Herz als auch ihre Gesichtszüge mit einem Charakter von Selbstbeherrschung und Selbstvertrauen zu erfüllen, der ihrem jugendlichen Alter wenig entsprach.

Dies hatte auch die Bande der Zärtlichkeit, die sie an ihren Vater knüpften, verstärkt. Und sollte es nicht auch dem Wort »Vetter« ein größeres Interesse verliehen haben?

War dies wirklich der Fall oder war es lediglich kindliches Mitgefühl mit dem Missgeschick. So viel ist gewiss, dass Käthchen Vaughan, als sie den Brief wieder auf den Tisch legte, die Worte murmelte: »Der arme Mensch!«

Obschon, wie bereits erwähnt, in einem kaum hörbaren Tone hervorgebracht, erreichten diese Worte doch das Ohr ihres Vaters.

»Der arme Mensch!«, wiederholte er, sich heftig nach seiner Tochter umschauend und sie mit einem verärgerten Blick betrachtend.

»Ich bin verwundert, Käthchen, dich in solchem Ton von jemandem sprechen zu hören, der nichts getan hat, um dein Mitleid zu verdienen. Ein fauler Bursche, ein Tunicht-



gut, gerade wie sein Vater es auch gewesen war. Und wenn ich nur daran denke, – kommt hierher als Zwischendeckpassagier, in demselben Schiff mit Herrn Montagu Smythje! Teufel noch mal! Was für eine Schande! Herr Smythje wird gewiss erfahren, wer er ist, obwohl er sich eigentlich mit solcher Kanaille nicht einlässt. Er muss den Burschen sehen, und wenn er ihn dann hier wiedersieht, wird er sich seiner schon erinnern. Ja, ich muss Vorkehrungen treffen, dies zu verhüten.

Der arme Mensch! In der Tat, arm genug, aber nicht in dem Sinne. Ganz wie sein Vater, wahrhaftig, der zwischen Malerpinsel und Palette in den Tag hinein lebte, anstatt ein einträgliches Geschäft zu ergreifen, bloß um ein Künstler genannt zu werden. Arm! Possen das! Pah, lass mich das nicht wieder hören!«

Als Herr Vaughan sein böswilliges und übel gelauntes Geschwätz beendet hatte, zog er den Umschlag von der Zeitung ab und suchte durch deren Inhalt seinen Geist vom unangenehmen Inhalt des Briefes sowie wie seines Schreibers abzuwenden.

Das junge Mädchen, durch die ganz ungewohnte Heftigkeit des Verweises beschämt und außer Fassung gebracht, saß mit niedergeschlagenen Augen, ohne weiter eine Antwort zu geben. Die rote Farbe ihrer Wangen war dunkler geworden und bis an ihre Stirn gedrungen. Ungeachtet der ihren Gefühlen angetanen Gewalt war es leicht zu bemerken, dass das Mitgefühl, welches sie für ihren armen und unbekanntem Vetter gezeigt hatte, so tief wie zuvor empfunden wurde.

Weit entfernt, dasselbe erstickt oder unterdrückt zu haben, hatte das Benehmen ihres Vaters es vielmehr noch ver-

größert und verstärkt. Denn das Sprichwort von dem gestohlenen Wasser bleibt stets wahr, und die verbotene Frucht ist heute noch gerade so verlockend, wie sie es am Schöpfungstag gewesen. Wie es zu Anfang war, so wird es ewig bleiben.

## Kapitel 6

### Das Sklavenschiff

Die glühende westamerikanische Sonne sank schnell hinab in die Karibische See, so, als wollte sie ihre feurige Scheibe im blauen Wasser abkühlen. Ein Schiff umfuhr Pedro Point auf der Insel Jamaika, östlich der Montego Bay.

Es war ein dreimastiges Schiff, eine Barke, wie an dem dreieckigen Segel ihres Besanmastes erkannt werden konnte, und augenscheinlich drei- bis vierhundert Tonnen groß.

Da es bei einer leichten Brise fuhr, waren alle ihre Segel gesetzt. Das vom Wind verwitterte Aussehen des Segeltuches zeugte davon, dass es am Ende einer langen Seereise am Land anlegen wollte. Dies war durch die verblichene Farbe der Seitenwände und durch die dunklen schmutzfarbigen Stellen, welche die Lage seiner Klüslöcher und Speigaten bezeichneten, vonnöten, um Reparaturarbeiten am Schiff durchführen zu können.

Außer der Privatflagge, die wimpelgleich an der Mastspitze flatterte, wehte noch eine andere über der Heckreling, die, durch die Bewegung des Schiffes ausgebreitet, ein blaues Sternenfeld mit weißen und hochroten Streifen zeigte. Diese Flagge, obwohl stolz als die Fahne der Freien ge-

priesen, deckte hier eine Ladung Sklaven - das Schiff war ein Sklavenschiff. Nachdem es gerade in die Bucht einfuhr, doch stets noch in großer Entfernung von der Stadt, konnte man es plötzlich wenden sehen. Anstatt weiter in den Hafen aufwärtszugehen, bewegte es sich auf einen Punkt an der Südseite zu, wo die Küste unbewohnt und einsam war.

Als das Schiff ungefähr eine Meile vor dem Land war, zog es die Segel ein, bis alle Leinwand an der Segelstange zusammengerafft war. Dann kündigte das durchdringende Gerassel der Kette, wie sie durch den eisernen Ring der Klüslöcher gezogen wurde, das Niederlassen des Ankers an. Wenige Augenblicke später schwang sich das Schiff herum, trieb vor dem Strom, bis die Ankerkette sich straff zog, und lag dann bewegungslos auf dem Wasser.

Den Grund, warum das Sklavenschiff so dicht am Hafen vor Anker ging, werden wir herausfinden, wenn wir an Bord gehen, obwohl dies eine Erlaubnis war, die dem Müßigen und Neugierigen nicht gegeben wurde. Nur die Eingeweihten durften dem Schauspiel, dessen Bühne das Schiffsdeck wurde, beiwohnen, nur solche, die bei der Verfügung über die Ladung ernstlich interessiert waren.

Von fern betrachtet schien auf dem Sklavenschiff alles vollkommen ruhig zu sein. Dennoch fand auf seinem Deck ein Auftritt von seltenem und peinlichem Interesse statt. Die Barke führte eine Ladung von zweihundert menschlichen Wesen, *Ballen* nach der Redensart der Sklavenhändler. Diese Ballen waren nicht alle gleich. Es war, wie der Schiffer es im Scherz nannte, eine *affortierte Ladung*, das heißt eine, die an verschiedenen Plätzen der afrikanischen Küste eingenommen war und demnach mancherlei Verschiedenheiten der äthiopischen Rasse enthielt. Da war der braun-

gelbe oder verständige Mandingo, und ihm zur Seite der Jolof, schwarz wie Ebenholz. Dort der stolze und kriegerische Koromantee neben dem gelehrigen und unterwürfigen Pawpaw. Desgleichen der gelbe Ebo mit dem Gesicht eines Pavians, elend und verzagend beim Anblick eines menschenfressenden Moco, oder bei den Handgelenken zusammengekettet mit dem leichtherzigen Eingeborenen Kongos und Angolas.

Doch an Bord des Sklavenschiffes schien in der Tat keiner leichtherzig zu sein. Die Schrecken der Überfahrt im Mitteldeck hatten alle gleich angegriffen, und selbst die tanzen- den Bewohner Kongos sowie die zum Selbstmord neigen- den Lukumen schienen alle unter gleicher Niedergeschla- genheit zu leiden. Das glänzende, sich ihren Augen darbie- tende Gemälde, eine in allen Farben der tropischen Pflan- zenwelt strahlende Landschaft, wurde von ihnen mit sehr verschiedenen Gefühlen betrachtet. Einige schienen mit vollkommener Gleichgültigkeit darauf zu sehen, andere er- innerten sich dabei ihrer eigenen afrikanischen Heimat, von der sie durch raue und gewaltsame Männer fortgeschleppt worden waren. Während nicht wenige auf alles mit Gefüh- len höchst schlimmen Verdachts blickten, nämlich glau- bend, dass es das Land der gefürchteten Koomi, das Land der gigantischen Menschenfresser sei, und dass sie hierher gebracht wären, um gefressen zu werden!

Einiges Nachdenken mochte sie alsdann wohl bald über- zeugen, dass dies schwerlich die Absicht der Tobondoo sei, dieser weißen Tyrannen, von denen sie übers Meer geführt wurden.

Der harte, unausgehülste Reis und grobes Mais Korn, ihre einzige Nahrung während der langen Reise, waren indes in

der Tat keine geeignete Speise, um sie für ein Fest von Anthropophagen zu mästen. Ihre einst so glatte und glänzende Haut war trocken, runzelig und zusammengeschrumpft, bedeckt mit Schorf und den Schrammen der abscheulichen Cra-Cra.

Die Schwarzen unter ihnen waren durch die Leiden der schrecklichen Reise aschgrau geworden, und die Gelben hatten eine kränkliche und gallige Farbe angenommen. Männer wie Frauen – denn unter ihnen befanden sich auch viele Frauen – schienen in gleicher Weise der Gegenstand der schlimmsten Behandlung gewesen zu sein, allesamt Opfer eines vom Hunger gepeinigten Magens und einer erstickenden Atmosphäre.

Ein halbes Dutzend Frauen in der Nähe der Kajüte gewährte hingegen einen etwas verschiedenartigen Anblick. Dies waren junge, wegen ihrer hervorstechenden Vorzüge persönlicher Reize aus dem großen Haufen ausgewählte Mädchen, und ihre prunkenden, mit der vollkommenen Nacktheit ihrer Reisegeossen im grellsten Widerspruch stehenden Kleider, mit denen ihre Körper geschmückt waren, verrieten sehr deutlich, warum sie so ausgezeichnet worden. Ein abscheuerregender Gegensatz – Eitelkeit und Leichtfertigkeit inmitten des schrecklichsten Jammers!

Auf dem Hinterdeck stand der Sklavenschiffer, ein langer, dünner Mensch von bleicher Farbe, und neben ihm sein Obersteuermann, ein schwarzbärtiger, roh aussehender Strolch, während einige Dutzend Männer vom selben Schlag, nur niedriger im Rang, an verschiedenen Plätzen des Schiffes verteilt waren.

Diese stießen, während sie auf dem Deck hin- und herwanderten, zuweilen schreckliche Flüche aus und waren

oft gewalttätig gegen den einen oder anderen ihrer unglückliche Gefangenen, offenbar nur aus bloßer Lust an Grausamkeiten.

Gleich, nachdem der Anker gefallen und die Tauen aufgewickelt und an ihren Platz gelegt waren, begann ein neuer Aufzug ekelregenden Schauspiels. Die lebendigen Ballen, bisher unten zurückbehalten, wurden nun aufs Deck gebracht oder vielmehr getrieben. Nicht alle zugleich sondern in Gruppen von drei und vier. Jeder der den Weg durch die Luken aus dem Unterdeck Heraufkommenden wurde sofort von einem Matrosen ergriffen, der mit einer sanften Bürste in der Hand und einem Eimer zu Füßen dabei stand. Der Eimer enthielt eine schwarze Mischung von Schießpulver, Zitronensaft und Palmenöl. Von dieser Mischung bekam der gänzlich widerstandslose Gefangene einen kleinen Teil, der danach von einem anderen Matrosen mit der Hand eingerieben und mit einer feinen Bürste geglättet wurde, bis die schwarze Hautoberfläche wie ein frisch gewichster Stiefel glänzte.

Für die, welche dies gesehen, ohne die Absicht und den Zweck zu kennen, möchte es allerdings ein höchst befremdendes Bild gewesen zu sein, aber den jetzt Zusehenden war dies keineswegs ein so ungewöhnlicher Anblick, denn es war jedenfalls nicht das erste Mal, dass diese gefühllosen Leute dabei waren, wenn eine Fracht Sklaven für den Markt bereit gemacht wurde!

Einer nach dem anderen wurden diese dunkelhäutigen Opfer menschlicher Habsucht von unten herausgebracht und der Teufelssalbung unterworfen, die sie alle ohne Ausnahme mit vollkommener, gegen alles gleichgültiger Entsagung duldeten, gleich wie Schafe unter der Hand ihrer

Scherer.

In den Blicken mancher von ihnen konnte man noch einiges von jener Vorstellungsweise erkennen, die sie in den ersten Stunden ihrer Gefangenschaft gehabt und die sie noch nicht ganz verlassen hatte. Sollte dieses Verfahren nicht das Vorspiel zu einem fürchterlicheren Opfer sein?

Selbst die Frauen wurden von dieser ekelerregenden Entweihung des Ebenbildes Gottes keineswegs ausgeschlossen, und eine nach der anderen ging durch die Hände der Arbeiter unter Begleitung roher Späße und laut schallenden gemeinen Gelächters!

## Kapitel 7

### Jowler und Jessuron

Fast zur selben Zeit, als das Sklavenschiff vor Anker ging, verließ ein kleines Boot die Küste. Sobald es ins Fahrwasser gekommen war, nahm es Kurs auf die Bark.

Drei Männer saßen im Boot, von denen zwei die Ruder führten. Beide waren Schwarze, nackt, mit Ausnahme der schmutzigen weißen Hosen, die ihre Beine nur wenig bedeckten, und den groben Hüten aus Palmenblättern auf den Köpfen.

Der Dritte im Nachen, denn das Boot war kaum etwas anderes, war ein weißer Mann, oder besser gesagt, war einmal ein solcher gewesen. Er saß auf den Rudertaljen mit einem Steuerreep in jeder Hand. So steuerte er das Fahrzeug, wie die in die Seite gestemmt Ellenbogen und die gelegentliche Bewegung der Arme bewiesen. Er hatte nicht die

geringste Ähnlichkeit mit den Bootsleuten, weder in der Hautfarbe noch in der Kleidung, die er trug. Unbedingt würde es schwer gehalten haben, einen solchen Mann, sei es zu Lande oder zu Wasser, aufzufinden. Beim ersten Blick würde ein Fremder ihn sofort für ein Original gehalten haben, indes die, welche ihn näher kannten, nicht zienten, ihn als einen seltsamen Sonderling zu bezeichnen.

Er schien etwa um die 60 Jahre alt zu sein, und war einmal weiß gewesen. Aber die lange Zeit, die er der Sonne ausgesetzt war, zugleich mit zahlreichen von Schmutz angefüllten Falten und Furchen in seiner Haut, hatte diese so dunkel wie ein Tabakblatt gemacht.

Seine Züge, von Natur schon eckig, waren durch das Alter so verkürzt und so schroff geworden, dass die Vorderseite seines Gesichts nur wenig Anhaltspunkte bot. Um daher sein Gesicht eigentlich zu erfassen, war es notwendig, sein Profil von der Seite zu betrachten.

So gesehen war Breite genug vorhanden, und es zeigten sich Züge von höchst merkwürdiger Bildung, vor allem eine Nase wie die Schere eines Hummer sowie ein scharf vorwärts gebogenes Kinn, mit einer tiefen Höhlung dazwischen, welche die Stelle der Lippen bezeichnete. Die Umrisse im Ganzen hatten große Ähnlichkeit mit dem Profil eines Papageis, aber noch viel mehr mit denen eines jüdischen Mannes, und das war auch wirklich sein wahrhaftes Aussehen.

Wurde der Mund zum Lächeln geöffnet, allerdings ein seltener Fall, dann konnten darin nur noch zwei Zähne entdeckt werden, die einzeln, weit voneinander stehend, zwei Schildwachen glichen, um den dunklen Eingang zu bewachen.



Diese sonderbare Gesichtsbildung wurde durch ein Paar schwarze Augen erhellt, die wie die Augen einer Fischotter schimmerten, und wirklich fortwährend schimmerten, ausgenommen, wenn ihr Eigentümer schlief, ein Zustand, in welchem er wohl nur sehr selten oder niemals angetroffen wurde.

Die natürliche Schwärze seiner Augen wurde noch durch den Gegensatz, der langen weißen Augenbrauen vergrößert, die weiter als die Hälfte um sie herumliefen und sich auf dem schmalen Nasenrücken begegneten. Auf dem Kopf war kein Haar, das heißt, es war keines sichtbar. Eine Nachtmütze von einst weiß gewesenen Baumwollstoff bedeckte die ganze Glatze und war über beide Ohren gezogen. Über der Nachtmütze war ein weißer Castorhut gestülpt, dessen kahles Äußere und gebrochene Ränder von langjährigen Diensten zeugten.

Eine große grüne Reisebrille, die auf seinem Nasenhöcker lag, schützte seine Augen vor der Sonne, obwohl sie auch möglicherweise eines anderen Zweckes wegen getragen werden mochte, nämlich um den in seinen Augen leuchtenden spitzbübischen und bemerkenswerten Ausdruck zu verbergen. Ein himmelblauer, vom langen Tragen weit gewordener Tuchrock mit metallenen Knöpfen, die, einst glänzend, eine Bronzefarbe angenommen hatten, Beinkleider von büffellederartigem Kaschmir, die von Fett glänzten sowie lange Strümpfe und glanzlose Stulpenstiefel machten die Kleidung dieses einzig merkwürdigen und sonderbaren Mannes aus. Ein großer, blauer, baumwollener Regenschirm wurde zwischen seinen Knien gehalten, da beide Hände damit beschäftigt waren, den Nachen zu steuern.

Das beschriebene Bild, oder vielleicht sollte es wohl nur

Profil genannt werden, ist das des Jacob Jessuron, des Sklavenhändlers, eines Israeliten von portugiesischer Abstammung, von dem man aber jedenfalls nicht behaupten konnte, dass er ohne alle Arglist war.

Die beiden Ruderknechte waren einfach seine Sklaven.

Der kleine Nachen hatte die Küste an einem stillen, fast geheimen Winkel in einiger Entfernung von der Stadt, aber doch noch in Sichtweite, verlassen. Sein Ziel schien augenscheinlich die vor Anker gegangene Bark zu sein und bewegte sich so schnell wie möglich auf sie zu. Der Steueremann schien wirklich seine schwarzen Sklaven zur Aufbringung ihrer äußersten Kräfte anzutreiben, als wünschte er aus irgendeinem Grund, so bald wie irgend möglich an Bord der Bark zu gelangen.

Von Zeit zu Zeit konnte man ihn sich mit seinem Körper halb herumdrehen und zurr Stadt zurückblicken sehen, als ob er erwartete oder fürchtete, dass ein anderes Boot von dort kommen könne, das seinen Nachen überholen möchte.

Er schien jedoch in seinem Vorhaben vom Glück begünstigt zu sein, denn obschon sein kleiner Nachen eine ansehnliche Zeit brauchte, um von der Küste zum Schiff zu kommen, eine Entfernung von mindestens einer Meile, langte er doch an seinem Bestimmungsort an, ohne dass irgendein anderes Boot zu sehen gewesen wäre.

»Schiff, halloh!«, schrie er, als der Nachen an die Backbordseite der Bark lief.

»Ja, ja!«, erwiderte eine Stimme von oben.

»Is dasch Captin Showler, den ich höre?«

»Gott verdamm mich! Wer da?«, fragte einer auf dem Hinterdeck. Einen Augenblick später zeigte sich das bleiche Gesicht des Kapitäns Aminidab Jowler selbst auf dem Fall-

reep.

»Ah! Herr Jessuron! Sie sind es, wahrhaftig! Wollen sich wohl einen Überblick über meine Schwarzen verschaffen? Wohl, wohl, rasch angepackt, rasch bedient. Das ist meine Regel so! Froh, Sie zu sehen, wahrhaftig! Was machen's?«

»Ganz gut! Ganz gut! Danke. Hoff', Sie sind auch auf dem Damm, Captin Showler. Wie steht's denn mit der Ladung?«

»Sehr schön, sehr schön, alter Kauz! Zog ein Hauptlos, wahrhaftig. Alle Größen, alle Farben, alle Geschlechter, gewiss! Sie können suchen und wählen, ganz nach Herzenslust, ich rechne d'rauf. Kommen's schnell! Klettern's herauf und schielen's dann mal hin nach ihnen.«

Der Sklavenhändler ergriff die zu seiner Bequemlichkeit niedergelassene Strickleiter, erkletterte die Schiffsseite mit der Behändigkeit eines Affen und betrat das Deck des Sklavenschiffes.

Nach einigen Minuten, die zum Handschütteln und andere Begrüßungsformeln verwandt wurden und zum Beweis dienten, dass der Händler und der Kaufmann alte Freunde seien und zwar so treue, als es zwei Diebe nur immer sein können, setzte der alte Schlaukopf die große Brille noch etwas fester auf seinem Nasendamm und begann die Besichtigung der Ladung.

## Kapitel 8

### Der Fellahfürst

Auf dem Hinterdeck des Sklavenschiffes stand ein Mann von besonderem Aussehen, ganz verschieden nicht nur von

den die Schiffsmannschaft bildenden Weißen, sondern auch von den die Ladung ausmachenden Schwarzen, Gelben und Braunen.

Sein Anzug, seine Haltung und manche andere geringere Umstände kündeten an, dass er weder zu den einen noch zu den anderen gehörte.

Er war gerade aus der Kajüte gekommen und begab sich zum Hinterdeck.

Da er aus der ersten Kajüte kam, konnte er keiner von den Ballen Menschenware sein. Und doch ließen sein Anzug und sein Gesicht nicht die Annahme zu, dass er zu der Mannschaft des Sklavenschiffes gehörte. Alles an ihm deutete afrikanischen Ursprung an, obgleich seine Gesichtszüge gerade keinen stark ausgeprägten afrikanischen Typus trugen. Viel eher wären sie wohl asiatisch oder richtiger noch arabisch gewesen. Fast waren sie ganz europäisch, aber die Gesichtsfarbe widersprach vollkommen jeder Annahme, dass dieser Mann irgendeiner europäischen Nationalität angehören könnte. Die Farbe seiner Haut war die einer hellen florentinischen Bronze mit einem Anflug von Kastanienbraun.

Er schien ungefähr achtzehn oder neunzehn Jahre alt zu sein, war hoch und wohl gewachsen und mit folgenden Merkmalen ausgestattet: schöne gewölbte Augenbrauen, frei sehende, seelenvolle, doch rundliche Augen, eine nur wenig adlerartig gekrümmte Nase, dünne, wohlgeformte Lippen, weiße Zähne - noch weißer durch den dunklen Schatten auf der Oberlippe, - und über alles ein prächtiger Kopfputz von schönen rabenschwarzen, leicht gelockten, aber in keiner Weise wolligen Haar.

In nichts unterschied er sich von den dunkelhäutigen Un-

glückseligen des Schiffsraumes als in seiner Kleidung. Während von diesen kein Einziger irgendeine Bedeckung seines Leibes besaß, war er dagegen prächtig gekleidet, und nur sein Gesicht, sein Hals, seine Arme und seine Beine vom Knie bis zum Knöchel waren unbedeckt. Eine Art ärmelloser Tunika von gelber Seide, mit einer Borte, die kurz unter seinen Knien aufhörte, war um seinen Leib mit einer Schärpe von karmesinrotem chinesischem Krepp gebunden, deren herunterhängende Enden mit goldenem Fransenwerk verziert waren.

Über die linke Schulter war leicht eine andere Schärpe von blauem Burnustuch geworfen, die den Arm, über welchen sie hing, verhüllte, während halb unter der Gewandung verborgen ein Scimitar in einer reich mit getriebener Arbeit versehenen Scheide und mit einem Griff von geschnitztem Elfenbein wahrgenommen wurde. Ein Turban auf dem Kopf und Sandalen aus Corduanleder an den Füßen vervollständigten seine Bekleidung. Ungeachtet des asiatischen Charakters seiner Gewandung und der Ähnlichkeit ihres Trägers mit den als Laskaren bekannten Ostindier war er doch ganz sicher ein Afrikaner, wenn auch nicht von jener Körperbildung, die wir gewöhnlich mit dem Worte verbinden. Er war von einem gänzlich von den Schwarzen verschiedenen Volk - von der großen Nation der Fellahs - einem Volk von kriegerischen Schäfern, deren Land sich von den Grenzen Darfurs bis an die Küsten des Atlantischen Meeres erstreckt - den Herren von Sockatu und Timbuktu - jenen fanatischen Anhängern des falschen Propheten, die den Tod Laings vollführten und Mungo Park auf der Quorra ermordeten. Von welchem Stamm war der Mann, der auf dem Hinterdeck des Sklavenschiffes

stand?

Er war nicht allein. Drei oder vier andere waren bei ihm, die auch sehr verschieden von den elenden und bemitleidungswürdigen Geschöpfen im Schiffsraum sich ausnahmen. Indes zeigten ihre Kleider von gewöhnlicheren Stoffen sowie andere Merkmale, dass sie niedriger im Rang und seine Diener waren.

Die unterwürfige Miene, mit der sie auf ihn sahen und die wachsame Aufmerksamkeit auf jeden Blick und jede Bewegung verrieten den steten Gehorsam, an den sie gewöhnt waren. Während die Turbane, die sie trugen, so wie die Art und Weise der Begrüßung orientalischen und sklavischen Gehorsam bezeugten.

Zu der vornehmen Kleidung des jungen Mannes kam noch ein gewisser Stolz in seinen Gesichtszügen hinzu, die deutlich sagten, dass er eine Person von hohem Rang, vielleicht der Häuptling eines afrikanischen Stammes war.

Und so war es auch in der Tat. Er war ein Fellaufürst von den Ufern des Senegal. Dort freilich würde weder seine Gegenwart noch sein Äußeres mehr als eine vorübergehende Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, aber auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans, an Bord eines Sklavenschiffes, forderte er die lebhafteste Neugierde heraus.

Soviel war klar, er gehörte nicht in dieselbe Kategorie wie seine unglücklichen, zu ewiger Gefangenschaft verdamnten Landsleute in den Zwischendecks. Keine Zeichen verrieten, dass er als Gefangener behandelt wurde.

Was war es dann, was ihn an Bord des Sklavenschiffes geführt hatte? War er ein Reisender? Und in welcher Beziehung stand er zu dem ihn umgebenden Volk?

Solcher Art, obgleich wohl anders ausgedrückt, waren die

dringenden Fragen des Sklavenhändlers, als er vom Vorderdeck zurückkehrte, wo er die Fracht vollständig besichtigt hatte, und seinen Blick zum ersten Mal auf den jungen Fulani fiel.

»Hilf meinen Augen, Captin Showler!«, schrie er, beide Hände aufhebend und versteinert vor Verwunderung auf die beturbanten Männer auf dem Hinterdeck blickend. »Hilf meinen Augen!«, wiederholte er; »was ist das alles? Hilf mir Gott! Die Kerle sind keine Sklaven, nicht wahr?«

»Nein, Herr Jessuron, nein, sind keine Sklaven, ganz und gar nicht. Sind schöne, hübsche Leute in Samt und Seide, ist selbst Eigentümer von Sklaven. Das da ist ein Fürst.«

»Was sagt Ihr da, Captin Showler? Ein Fürst?«

»Ihr wundert Euch darüber, nicht wahr? Meint Ihr, es wäre das erste Mal, dass ich einen afrikanischen Fürsten als Passagier habe? Das da ist Seine Königliche Hoheit der Fürst Cingues, Sohn des Großsultans von Foutatoro. Die anderen Burschen, die Ihr da bei ihm seht, sind seine Diener, diensttuende Höflinge. Der da mit dem gelben Turban führt den *goldenen Stab*, der da in Blau den *Silberstab*, und die anderen Burschen sind Kammerdiener, glaub' ich.«

»Sultan von Foutatoro!«, rief der Sklavenhändler aus, indem er verwundert seinen blauen Regenschirm in die Höhe hielt. »König der Kannibaleninseln! Wahrhaftig, ein guter Spaß, Captin Showler! Aber, ernsthaft nun, Freundchen, weshalb habt Ihr all' das Fleisch so herausgeputzt? Wollt kein schwarzes Haar mehr auf dem Markt kaufen, könnt ich das da haben.«

»Aber im Ernst, Freund Jessuron, die sind nicht für den Markt, ich schwör' Euch, es ist ein wahrhaftiger afrikanischer Prinz.«

»Afrikanische Possen!«, spottete der Sklavenhändler mit ungläubigem Achselzucken. »Kommt, werter Captin, wozu nur all' die Maskerade?«

»Nichts von dem, alter Freund! Der junge Herr ist wirklich ein Fürst und mein Passagier – nichts mehr und nichts weniger.«

»Helf Euch Gott, ist es wirklich so?«

»Helf mir der Teufel!«, erwiderte der Schiffer nachdrücklich. »Es ist alles, wie ich gesagt habe, Jessuron!«

»Sei meiner Seele gnädig – ein Passagier, sagt Ihr?«

»Ja, und er hat sein Passagegeld gezahlt, auch wie ein Fürst.«

»Was ist denn sein Geschäft? Was will er auf Jamaika?«

»Ah! Das ist eine merkwürdige Geschichte, Freund Jessuron. Ihr werdet sein Geschäft schwerlich ahnen, darauf wett' ich.«

»Nun, lasst mal hören, Freund Showler.«

»Wohl denn, die Geschichte ist so: Ungefähr vor zwölf Monaten griff eine Armee von Mandingos die Hauptstadt des alten Foutatoro an und führte mit anderem Plunder auch eine von seinen Töchtern fort – die eigene Schwester von dem jungen Burschen da. Sie verkauften sie an einen westindischen Händler, der das Mädchen hier nach einer der Inseln brachte, nach welcher, ist nicht bekannt. Der alte Foutatoro meint, die Sklaven kämen alle zu einem Ort, und da er halb närrisch über den Verlust seiner Tochter ist – sie war sein Liebling und eine Art von Hofschönheit – so hat er den Bruder ausgesandt, um sie aufzusuchen und sie zurückzubringen, wer sie auch hier gekauft haben mag. Das ist die ganze Geschichte.«

Der Ausdruck, der sich in der ganzen Haltung des Jessu-



ron während dieser Erzählung zeigte, bewies etwas mehr als ein gewöhnliches Interesse an der Erzählung – etwas mehr als eine bloße Neugierde, obgleich er versuchte, dadurch, dass er so viel wie möglich die Strenge seiner Züge bewahrte, jedes äußere Zeichen von Bewegung zu verhehlen.

»Hilf meiner Seele!«, rief er aus, als der Schiffer zu reden aufgehört. »Wie ich lebe, eine wunderbare Geschichte! Aber wie will er je seine Schwester finden? Eben so gut möchte er eine Nadel in einem Heuschaber suchen.«

»Ja, das ist wahr genug«, erwiderte der Sklavenschiffer. »Aber das«, fügte er mit einer Miene stoischer Gleichgültigkeit hinzu, »das ist nicht meine Sache. Mein Geschäft war, den jungen Mann über das Atlantische Meer zu bringen, und ich will ihn wieder mitnehmen in derselben Weise und zum selben Preis, wenn er zahlen kann.«

»Hat er auch einen guten Preis gezahlt?«, forschte Jessuron mit augenscheinlicher Gier auf die Antwort.

»Er zahlte wie ein Fürst, wie ich schon gesagt habe. Seht Ihr da den gelben Mandingoburschen bei der Winde?«

»Ja, ja, ganz wohl.«

»So sind vierzig da, alle gezahlt.«

»Ist dies möglich!«

»Zwanzig von ihnen soll ich haben, um ihn über das Meer zu bringen. Preiswert genug, was meint Ihr?«

»Den Teufel, fast geschenkt, Freund Showler. Nun, und die anderen zwanzig?«

»Die sind seine! Die hat er mitgenommen, um sie für die Schwester zu zahlen, wenn er sie findet.«

»Ja, ja, wenn er das Mädchen findet.«

»O, die wird er schon finden.«

»Ah«, rief Jessuron mit einem bedeutungsvollen Schulterzucken aus, »das ist kein leichtes Geschäft, Captin Showler.«

»Beim Christoph Columbus, alter Knabe!«, sagte der Schiffer, offenbar von einem besondern Gedanken ergriffen. »Nun denk' ich daran, Ihr könntet ihm vielleicht helfen, sie aufzufinden! Ich wüsste keinen, der mehr geschickt wäre, als Ihr, ihn zu steuern, denn Ihr kennt jeden auf der ganzen Insel, so rechne ich. Unbezweifelt, er wird Euch gut für Eure Mühe belohnen. Ich wünsche, dass seine Reise erfolgreich ist. Der alte Foutatoro ist eine meiner besten Vorratsquellen, und wenn das Mädchen aufgefunden und zurückgebracht werden könnte, da weiß ich wohl, dass er beim nächsten Ausflug an die Küste dort alles tun würde, was nur in seinen Kräften steht.«

»Wohl, wohl, werter Captin, ich sehe da eigentlich keine Hilfe und wüsste nicht, was ich für Seine Königliche Hoheit den Fürsten tun kann. Ich bin nicht mehr so auf den Beinen wie früher, aber für Euch will ich tun, was in meinen Kräften steht. Wie Ihr sagt, vielleicht könnte ich was tun, um ihn auf den Weg zu bringen. Wohl, wohl, wir wollen das besprechen. Aber erst lasst uns unser anderes Geschäft besprechen, oder die werden bald alle hier an Bord sein. Zwanzig von ihnen, sagt Ihr, sind sein?«

»Zwanzig von ihnen sind Mandingos.«

»Hat er sonst noch was?«

»Bargeld? Nein, nicht einen roten Heller. Männer und Weiber sind die Taler seines Landes. Er hat die vier Diener, seht Ihr, die sind seine Sklaven wie die anderen.«

»Vierundzwanzig dann im Ganzen. Bei meiner Seele! Was für ein glücklicher Kerl ist dieser Fürst. Vielleicht kann ich

doch was für ihn tun. Aber darüber könnten wir wohl in der Kajüte reden und ich möchte wirklich gern etwas trinken, werter Showler.«

»Ha!«, rief er aus, als er beim Umdrehen die vorher erwähnte Gruppe Mädchen erblickte. »Gott sei mir gnädig! Wahrhaftig, hübsche Dirnen sind das! Grade die Art für Kammermädchen.« Mit einem abscheulich gemeinen Blick fügte er hinzu: »Wie viele von der Art habt Ihr aufgegebelt, mein guter Showler?«

»Ungefähr ein Dutzend«, antwortete der Schiffer grin send. »Einige prachtvolle Mütter unter ihnen, wenn Ihr sie brauchen könnt.«

»Wohl, wohl! - Großer Gott! Ist das eine wertvolle Ladung - eins wie das andere! Nun denn, lasst uns nach unten gehen«, setzte er hinzu, sich an seinen Gefährten wendend. »Was ist in Eurem Schrank? Ich muss was zu trinken haben, ehe ich Geschäfte mache. Hübsche Dirnen, wahrhaftig! Großer Gott, eine wertvolle Ladung, Freund Showler!«

Mit den Lippen schmatzend und mit den Fingern während des Redens schnalzend, stieg der alte Schurke die Treppe hinab, während der Captin des Sklavenschiffes dicht hinter ihm folgte.

Wir wissen nur aus den Folgen die Einzelheiten des Handels, der unten stattfand. Die Verhandlung war eine geheime, wie es ja auch nicht anders sein konnte zwischen zwei solchen verdächtigen Charakteren, einem Sklavenhändler und einem Sklavenstehler.

Das Endergebnis war in der Tat der Anlauf der ganzen Ladung und in so kurzer Zeit, dass, als die Sonne in die See sank, das Gig, der Kutter und das Langboot des Sklavenschiffs in das Wasser gelassen und die *Ballen* darauf unter

der Dunkelheit der Nacht sämtlich ans Ufer gebracht und in der kleinen Bucht gelandet wurden, wo der Nachen des Sklavenhändlers ausgelaufen war.

Dieser Nachen kehrte zur Küste zurück, eine Kabellänge hinterm Kielwasser der anderen Boote. Darin war eine vierte Gestalt, die am Heck saß, dem Besitzer des Bootes dicht gegenüber. Die hellfarbige Kleidung, die selbst in der Dunkelheit über die ruhige, schattige Oberfläche der See leuchtete, machte es leicht, diese Gestalt als den Fellahfürsten wieder zu erkennen. Jessuron und Fürst Cingues - der Wolf und das Lamm fuhren in demselben Boot.

## **Kapitel 9**

### **Ein schönes Anerbieten**

Am Tag, nachdem das Sklavenschiff seine Ladung gelöscht hatte, und zu einer sehr frühen Morgenstunde, nahm Herr Vaughan, als er aus einem vorderen Fenster seines Hauses heraus sah, einen fremden Reiter wahr, der sich auf der langen Allee näherte.

Als der Fremde näher kam, schien sich sein Pferd in einen Maulesel zu verwandeln, und der Reiter erschien als ein alter Herr in einem blauen Rock mit metallenen Knöpfen und breiten äußeren Taschen, darunter Hosen und Stulpenstiefel, beide höchst schmutzig vom langen Tragen. Ein schadhafter brauner Castorhut auf dem Kopf, der den Rand einer weißen, baumwollenen Nachtmütze darunter sehen ließ, eine grüne Reisebrille auf der Nase und ein großer, blauer Regenschirm statt der Peitsche in der rechten Hand, ließen

Herrn Vaughan einen seiner nächsten Nachbarn erkennen, den vortrefflichen Jessuron, der außer in anderem lebendigen Vieh auch bekannt war, großartig in Sklaven zu spekulieren.

»Jessuron!«, murmelte Herr Vaughan, als er die scharfen Gesichtszüge des Israeliten erkannt hatte.

»Was in aller Welt kann er hier so früh wollen? Vielleicht hat er Sklavenschiff aus, was ich auf hoher See sah, und er hat gewiss einen Teil davon gekauft. Nun, hier kann er nichts einbringen. Glücklicherweise bin ich genügend versehen. Guten Morgen, Herr Jessuron!«, fuhr er fort, seinen Besuch oben von der Treppe aus begrüßend. »Wie gewöhnlich, früh auf und draußen. Immer Geschäfte, wie?«

»Ah, ah, Herr Vaughan! Das Geschäft muss betrieben werden. Ein armer Mann, wie ich, kann in diesen schlechten Zeiten nicht schlafen lange.«

»Ha, ha! Armer Mann, Sie! Wahrhaftig! Das ist ein guter Spaß, Herr Jessuron! Kommen Sie herein! Haben Sie schon gefrühstückt?«

»Ja, danke, Herr Vaughan. Ich frühstücke immer um sechs Uhr.«

»Oh, das ist früh! Nun denn, ein Glas Swizzle?«

»Ja, Herr Vaughan, warum nicht? Ein Glas Swizzle wird besser als sonst was sein. Es ist sehr warm heute Morgen.«

Der Swizzle, eine Mischung von Rum, Zucker, Wasser und Limonensaft, war in einer großen Punschbowle vorhanden, die auf dem Nebentisch stand, mit einem auf dem Rand liegenden silbernen Fülllöffel und herumstehenden Gläsern. Dies ist ein bekanntes Getränk im Haus des Jamaika-Pflanzers, eine nie versiegende Quelle, da sie stets er-

neut wird, wenn sie erschöpft ist.

Jessuron ging zum Seitentisch, wo ihm vom Diener eingeschenkt wurde, und stürzte schnell ein großes Glas von dem Swizzle hinunter. Dann schmatzte er mit den Lippen, und die Bemerkung »Ist gut!« hinzufügend kehrte er zum Fenster zurück, wo ein Stuhl für ihn neben dem seines Wirtes hingestellt worden war.

Er hatte längst seinen Hut abgenommen, obwohl die weiße Nachtmütze, die keineswegs ganz rein, ihren Platz auf seinem Kopf behielt.

Herr Vaughan war ein Mann von außerordentlicher Höflichkeit, oder wenigstens nahm er stets den Schein derselben an. Deshalb verblieb er schweigend und wartete höflich, dass sein Gast das Gespräch anfangen möge.

»Wohl, Herr Vaughan«, begann der Jessuron, »ich bin gekommen, um mit Ihnen über ein kleines Geschäft zu sprechen, – ein sehr kleines Geschäftchen nur, und wahrhaftig, kaum Wert, Sie deshalb zu stören.«

Hier zögerte der Mann, als ob er einen Vorschlag vorbringen wollte.

»Etwas schwarze Ware zum Verkauf? Ich meine, ich habe gehört, dass gestern eine Ladung angekommen sei. Sie haben gewiss davon gekauft?«

»Joh, joh! Ich kaufte eine Kleinigkeit, wirklich nur eine Kleinigkeit. Ich hatte das Geld nicht, mehr zu kaufen, wahrhaftig! Dies Geschwätz, den Handel ganz aufzuheben, wird uns noch alle veroujenieren. Meinen Sie nicht auch so, Herr Vaughan.«

»Oh, deshalb habt nur keine Furcht. Wenn die britische Regierung wirklich die Bill annimmt, so wird das Gesetz doch nur ein toter Buchstabe bleiben. Sie können niemals

die ganze afrikanische Küste bewachen – nein, und auch die von Jamaika nicht. Ich meine, Herr Jessuron, Sie würden schon etwas auffinden, um einige zu landen, wie?»

»Ach nein, Herr Vaughan! Nein, gewiss nicht! Ich möchte nichts gegen die Gesetze unternehmen. Wenn der Handel verboten ist, muss ich mein Geschäft aufgeben. Sklaven würden viel zu teuer sein für einen armen Mann, wie ich es bin, um damit zu handeln. Helft mir! Sie sind schon jetzt zu teuer.«

»Oh, das ist alles Unsinn, was man da immer vom Teuerwerden redet! Sie tun ganz wohl, so zu sprechen, Herr Jessuron. Sie haben gewiss welche zu verkaufen, denk' ich.«

»Jetzt nicht, Herr Vaughan, jetzt nicht. Vielleicht habe ich eine kleine Partie in zwei oder drei Tagen. Aber gerade jetzt habe ich nicht einen einzigen Kopf für den Markt. Heute Morgen möchte ich kaufen, anstatt zu verkaufen.«

»Kaufen! Von mir wollen Sie kaufen?«

»Ja, Herr Vaughan, wenn Sie verkaufen wollen.«

»Sieh mal an, das ist ja etwas ganz Neues, Nachbar Jessuron! Ich weiß wohl, Sie verkaufen viel, aber dies ist das erste Mal, dass ich davon höre, dass Sie Sklaven von einer Pflanzung kaufen.«

»Wohl, die Wahrheit ist, Herr Vaughan, ich hab einen Kunden, der ein hübsches Mädchen zum Aufwarten an seinem Tisch benötigt. Unter meinem Vorrat ist keine, die für ihn gut genug wäre. So dachte ich, Sie hätten wohl eine, die ihm gefallen würde, wenn Sie diese entbehren könnten.«

»Welche meinen Sie?«

»Ich meine das junge Fellahmädchen, das ich Ihnen letztes Jahr verkauft habe, just nach der Erntezeit.«

»Oh, das Mädchen Yola?«

»Ja, das war ihr Name. Da Sie es billig gekauft hatten, so muss ich Ihnen wohl noch etwas drauflegen. Zehn Pfund in bar?«

»Pah, pah!«, antwortete der Pflanzer mit ablehnender Gebärde. »Das wäre wahrhaftig nicht genug, selbst wenn ich das Mädchen wirklich verkaufen wollte. Aber ich wünsche gar nicht, sie gehen zu lassen.«

»Zwanzig Pfund, einverstanden?«

»Nicht zweimal zwanzig, Nachbar. Auf keinen Fall würde ich Yola für weniger als zweihundert Pfund weggeben. Sie ist eine sehr brauchbare Dienerin geworden, und ...«

»Zweihundert Pfund!«, unterbrach ihn Jessuron, von seinem Stuhl in die Höhe fahrend. »Oh! Herr Vaughan, es gibt gar keine schwarze Dirne auf der ganzen Insel, die das Geld wert ist. Zweihundert Pfund! Gott segne mich, ist das ein Preis! Ich wollte, ich könnte welche von meinen eigenen Sklaven zu solchem Preis verkaufen! Ich gebe zwei, wahrhaftig zwei für einen solchen Preis.«

»Wie denn, Herr Jessuron, ich glaubte, Sie sagten soeben, Sklaven würden jetzt sehr teuer sein!«

»Teuer, ja, aber nicht so teuer. Strafe mich Gott! Das ist auch nicht Ihre wirkliche Meinung, Herr Vaughan?«

»Aber es ist meine Meinung. Und selbst dann, wenn Sie mir zweihundert bieten wollten ...«

»Sprechen Sie nicht mehr davon«, sagte der Sklavenhändler, hastig die vorausgesetzte Rede unterbrechend, »sprechen Sie bitte mehr davon, ich willige ein, den Preis zu zahlen. Zweihundert Pfund! Großer Gott! Ich werde noch bankrottgehen.«

»Nein, das geht nicht, ich kann nicht darin einwilligen, sie zu verkaufen.«



»Keine zweihundert Pfund?«

»Nein, nicht doppelt die Summe, wenn Sie mir sie auch anbieten wollten.«

»Gott hilf mir! Herr Vaughan, Sie sind ja ganz abscheulich. Warum wollen Sie es nicht annehmen? Ich habe das Geld in der Tasche.«

»Es tut mir wirklich leid, Sie zu enttäuschen. Aber die Sache ist folgende: Ich könnte das Mädchen Yola ohne die Einwilligung meiner Tochter wirklich um keinen Preis verkaufen, der ich sie gegeben habe.«

»Fräulein Vaughan?«

»Ja, es ist ihr Dienstmädchen, und ich weiß, dass meine Tochter sie gern hat. Ich glaube nicht, dass sie ihre Einwilligung zum Verkauf des Mädchens geben würde.«

»Aber, Herr Vaughan, Sie wollen doch nicht Ihre Tochter einen guten Handel vereiteln lassen? Zweihundert Pfund ist viel Geld ... viel Geld, Herr Vaughan. Die Dirne ist wirklich nicht halb so viel wert. Ich würde für mich selbst wahrhaftig nicht die Hälfte geben, aber ich möchte einem guten Kunden einen Dienst leisten, der nicht gerade sehr genau mit dem Preis ist.«

»Aha, Ihr Kunde mag das Mädchen leiden, wie?«, sagte Herr Vaughan, indem er bedeutungsvoll auf seinen Gast blickte. »Sie sieht sehr gut aus, da ist es kein Wunder. Doch wenn das der Fall wäre, dann möchte ich Ihnen wohl sagen, dass ich selbst mich nicht gern von ihr trennen möchte. Und sollte meine Tochter eine solche Absicht erahnen, ja dann würde all Ihr Geld, Herr Jessuron, nicht genügen, nein, wahrhaftig nicht!«

»Gott hilf mir! Herr Vaughan, Sie irren sich sehr. Der Kunde, von dem ich rede, hat noch niemals ein Auge auf

die Dirne geworfen. Er hat nur ein Aufwartemädchen an seinem Tisch im Sinn, und ich dachte an sie, weil sie gerade das ist, was er wünscht. Woher wissen Sie denn, dass Fräulein Vaughan nicht einwilligen sollte, sie gehen zu lassen? Ich verspreche, Ihnen ein anderes junges Mädchen zu verschaffen, so gut und noch besser als Yola.«

»Vermutlich«, erwiderte der Pflanzer nach einem Augenblick des Überlegens und offenbar durch das schöne Anerbieten interessiert, »da Sie so entschlossen scheinen, sie zu kaufen, so will ich meine Tochter darum fragen, aber ich kann nur wenig Hoffnung auf Erfolg geben. Ich weiß, sie liebt das Fellahmädchen sehr. Ich habe gehört, das Mädchen sei eine Königstochter in ihrem Vaterland gewesen, und ich bin ganz sicher, Käthchen wird ihren Verkauf nicht bewilligen.«

»Nicht, wenn Sie es wünschen, Herr Vaughan?«

»Oh, wenn ich darauf bestände, gewiss. Aber ich gab meiner Tochter eine Art von Versprechen, sie von dem Mädchen nicht gegen ihren Willen zu trennen, und ich breche niemals mein Wort, Herr Jessuron, und meinem eigenen Kind gewiss nicht.«

Mit dieser ausdrücklichen Versicherung verließ der Pflanzer das Zimmer und überließ den Sklavenhändler seinen eigenen Betrachtungen.

»Mag der Teufel mich hängen, wenn der Mann nicht verrückt ist!«, sprach Jessuron zu sich selbst, als er allein war. »Wahrhaftig, er ist es! Zweihundert Pfund ausschlagen für eine Dirne, die so braun ist wie eine Kokosnussschale! Gott verdamm' mich!«

»Wie ich Ihnen gesagt, Herr Jessuron«, sagte der Pflanzer, als er in die Halle zurückkehrte, »meine Tochter ist uner-

bittlich. Yola kann nicht verkauft werden.«

»Guten Morgen, Herr Vaughan«, sagte der Sklavenhändler, seinen Hut und Regenschirm ergreifend und zur Tür gehend. »Guten Morgen, Herr! Ich habe heute kein Glück.«

Dann setzte er seinen Hut auf, packte seinen Regenschirm mit einer Miene verdrießlicher, nicht zu unterdrückender Heftigkeit, stürmte die steinernen Treppen hinab, kletterte auf den Rücken seines Maulesels und ritt in stummem Trotz davon.

»Ungewöhnlich freigebig mit seinem Geld heute Morgen«, sagte der Pflanzer, ihm nachblickend. »Irgendein böses Vorhaben, zweifelsohne. Nun, ich hoffe, ich habe es durchkreuzt. Übrigens bin ich froh über die Gelegenheit, dem alten Schurken entgegenzutreten. Oft genug hat er es mit mir schon so gemacht.«

## Kapitel 10

### Judith Jessuron

In der unliebenswürdigsten Laune ritt der Sklavenspekulant die große Allee hinunter. So verdrießlich und außer sich vor Ärger war er über das Ergebnis seines Besuches, dass er nicht daran dachte, seinen blauen Regenschirm aufzuspannen, um sich vor den heißen Strahlen der Sonne zu schützen, die fast senkrecht niederfielen, sondern er benutzte ihn dazu, um von Zeit zu Zeit die Seiten seines Maulesels zu bearbeiten, gleichsam, als wollte er seinen Ärger an dem armen Tier auslassen.

Auch schwieg er nicht still, obgleich er allein war. In einer

Art von unfreiwilligem Selbstgespräch murmelte er beim Reiten lange Redensarten von Schelt- und Schimpfworten gegen den Gastgeber, dessen Haus er verlassen hatte. Auch die Tochter erhielt ihren Teil von diesen gemurmelt Verwünschungen, die zuweilen selbst Drohungen glichen.

Einiges von seinen Reden war deutlich und mit Nachdruck gesprochen.

»Möge der Staub meiner Schuhe auf dich kommen, Loftus Vochan. Ich tränke es dir doch noch mal ein! Gott verdamme mich! Es war eine Zeit, wo du meiner zweihundert Pfund wegen froh gewesen wärest. Nicht für alles Geld? Pah! Ist eine große Dame, das Fräulein Käthchen – die kleine Quasheba! Haha, ich weiß ein wenig – ja, ja, ich weiß wirklich etwas. Vielleicht mag sie selbst noch einmal verkauft werden für weniger als zweihundert Pfund. Oh, ich wollte das Doppelte nicht achten, wahrhaftig, könnt' ich den Tag erleben!«

»Der Staub meiner Schuhe auf Euch beide!«, wiederholte er, als er die Eingangspforte durchtritt. »Ich verwünsche euren Boden, nun hier, und wenn ich euch hier hätte, so wollte ich euch etwas sagen – etwas, das euch bewegen sollte, eure Dirne noch für weniger als zweihundert Pfund zu verkaufen. – Wahrhaftig, das will ich noch mal tun, bei Gott!«

Als er diese letzten Worte mit einer verlängerten Betonung hervorgebracht hatte, erhob er sich hoch in den Steigbügel, wandte seinen Maulesel halb um und schüttelte seinen großen Regenschirm in drohender Weise gegen *Willkommenberg*, während seine Augen einen giftigen, geheime und rachsüchtige Absicht verkündenden Blick nachschleuderten.

Als er weiterritt, gesellte sich eine neue Erscheinung zu

ihm. Eine Reiterin trabte heran, wandte schnell ihr Pferd und blieb an seiner Seite.

Sie war ein junges Mädchen, ein schönes, liebliches Geschöpf, die wie ein Engel an der Seite des dämonengleichen alten Mannes aussah.

Sie schien augenscheinlich auf ihn an der Biegung des Weges gewartet zu haben. Die Art und Weise der Vertraulichkeit ohne alle weitere Begrüßung zeigte deutlich, dass sie nicht lange getrennt waren.

Wer war nur diese reizende Reiterin?

So würde ein Fremder ganz sicher gefragt haben, während seine Augen sie mit gemischten Gefühlen der Bewunderung und Verwunderung betrachtet hätten. Bewunderung über eine solche seltene Schönheit, und Verwunderung, sie in so grober Gesellschaft zu sehen!

Es war eine Schönheit, die eigentlich nicht im Einzelnen beschrieben werden sollte. Die edel geformte Stirn, die geschwungenen Augenbrauen von ebenholzartiger Schwärze, die dunkel blitzenden Augensterne, das scharfe Hervortreten der Nase und der etwas hinaufgezogene Mund waren alles entschiedene Merkmale einer jüdischen Schönheit, ein Schrein, vor dem schon oftmals Moslems wie Christen ihre Knie in tiefer Verehrung gebeugt haben.

Zwanzig Zyklen sind bereits vorübergezogen – zwanzig Jahrhunderte der Schmach, des Schimpfes und des Elends, und verborgen in jammervollen Schlupfwinkeln – beraubt und verfolgt – oftmals zur äußersten Verzweiflung getrieben – haus- und heimatlos gemacht – dennoch und trotz alledem verblieben Judas dunkeläugige Töchter lieblich und schön, ähnlich wie sie zur Musik des Zymbal und des Tymbals tanzten oder zur Begleitung der goldsaitigen Harfe die

Lieder einer glücklicheren Zeit sangen.

In der neuen Welt, unter dem glänzenden westlichen Himmel war ein wahres Prachtstück jüdischer Schönheit entstanden, denn nie zuvor war wohl eine Tochter Judas anmutiger als die Tochter des Jakob Jessuron, die nun an seiner Seite ritt. Wohl bildeten sie hierbei einen eigentümlichen Gegensatz, dies wunderbar, schöne Mädchen und der hässliche Mann mit den harten, schroffen Gesichtszügen. Allein dieser Gegensatz war leider nur rein körperlich. Geistig war die Tochter wie der Vater. Der äußerlichen Erscheinung nach war Judith Jessuron ein wahrer Engel, dem Geist nach war sie vollkommen das Kind ihres Vaters.

Die Wahrheit hiervon wird sofort aus dem Zwiegespräch einleuchten, das sich zwischen ihnen im Augenblick ihres Zusammentreffens entspann.

»Fehlgeschlagen?«, fragte sie, zuerst das Wort aufgreifend. »Oh, ich brauchte dich nicht gefragt zu haben. Es spricht klar genug aus deinen Blicken, – wenn auch sonst deine ruhige Haltung deine Gedanken nicht gerade verrät. Nun, was sagt der saubere Herr Vaughan? Will er dir die Dirne verkaufen?«

»Nein.«

»Wie ich es erwartet hatte!«

»Wahrhaftig, er wollte nicht.«

»Wie viel hast du für sie geboten?«

»Oh, ich schäme mich, es dir zu sagen, Judith.«

»Komm, alter Rabbi, brauchst nicht so scheu vor mir zu sein. Wie viel denn? Sag es.«

»Zweihundert Pfund.«

»Zweihundert Pfund! Das ist wirklich viel Geld. Wenn, was du mir gesagt hast, richtig ist, so ist ja seine eigene

Tochter nicht mal so viel wert. Ha, ha, ha!«

»Still, Judith, stillt sprich nicht so davon – um deines Lebens willen, sprich nicht so. Sonst zerstörst du all meine Pläne!«

»Keine Furcht, guter Vater. Ich habe noch niemals deine Pläne gestört, nicht wahr?«

»Nein, nein! Es ist schon wahr, du bist immer ein gutes Kind gewesen, liebe Tochter – ein gutes Kind, wahrhaftig, jawohl!«

»Aber nun sage mir, warum wollte der Custos rotulorum nicht verkaufen? Geld hat er sonst gern, gerade wie du. Zweihundert Pfund ist wirklich ein hoher Preis für die kupferfarbige Dirne – gewiss das Doppelte, was sie wert ist.«

»O, Judith, Vochan selbst war es ja nicht, der es abschlug.«

»Wer denn?«

»Nun, seine Tochter, von der du schon vorhin gesprochen hast.«

»Die!«, rief Judith, indem sie verächtlich die Oberlippe auswarf und die Nase rümpfte, wodurch sie, sonst so schön, auf einmal fürchterlich, ja grauenhaft hässlich wurde. »Die, sagst du? Die Mestize, die selbst eine Sklavin ist!«

»Halt, halt, Judith«, unterbrach Jakob Jessuron mit einem unruhigen Blick. »Das behalte für dich, Kind. Sprich nichts mehr davon – wenigstens nicht jetzt, nicht jetzt. Die Bäume könnten Ohren haben, Judith.«

Das Aufwallen der heftigsten Leidenschaft hinderte die schöne Judith zu antworten, und einige Augenblicke ritten Vater und Tochter schweigend nebeneinander.

»Du hattest unrecht, lieber Vater«, sagte sie, »dieses Mäd-

chen überhaupt kaufen zu wollen.«

»Was willst du damit sagen?«, forschte der alte Jessuron, als ob die Frage ein Echo seiner eigenen Gedanken gewesen wäre. »Was willst du damit sagen?«

»Ich wollte nur sagen, dass du unrecht hattest, alter Rabbi Jakob. Und das sage ich noch einmal.«

»Bei meiner Seele, was meinst du denn eigentlich, Judith?«

»Nun, Vater, du warst nicht immer so schwer von Begriff. Sag mir nur: Wozu hast du denn das Fellahtmädchen nötig?«

»Oh, du weist recht gut, wozu ich sie nötig habe. Dieser Prinz will seine zwanzig Mandingos für sie geben. Kein Zweifel mehr, sie ist seine Schwester. Zwanzig gute starke Mandingos, unumstritten zweitausend Pfund wert. Bei meiner Seele, das ist ein Vermögen!«

»Nun, und wenn es ein Vermögen ist, was dann?«

»Wenn es das ist? Bei unseren Vätern! Du sprichst von zweitausend Pfund, als wenn es Dreck wäre.«

»Lieber Vater, du missverstehst mich.«

»Missverstehen? Judith?«

»Ja, ganz gewiss. Ich habe mehr Achtung vor zweitausend Pfund, als du mir wohl zutraust. Und zwar so viel, dir zu raten, dass du sie nehmen sollst.«

»Nehmen? Wie? Das ist ja just, was ich tun möchte.«

»Das wohl, aber du hast es in so verkehrter Weise angefangen, dass du Gefahr läufst, es zu verlieren.«

»Und wie denkst du es anzufangen, liebe Judith?«

»Ich würde es in Besitz nehmen.«

Der Sklavenhändler zog plötzlich heftig am Zügel und riss seinen Maulesel so, dass er stillstand. Zugleich warf er



einen halb verwirrten, halb durchbohrenden Blick auf seine Tochter.

»Nun, guter Vater Jakob«, fuhr diese fort, indem sie ihr Pferd ebenfalls anhielt. »Du pflegst doch sonst nicht so schwerfällig zu sein. Während ich an der Pforte dieser prächtigen Zuckerpflanzung wartete, musste ich ein wenig nachdenken. Dies brachte mich unmittelbar zu der Frage: Was auf der Welt hat dich nur in dieses Haus geführt?«

»Und welche Antwort gabst du dir, Judith?«

»Oh, gerade keine Besondere. Nur, dass du auf einem sehr vergeblichen und unnützen Weg warst.«

»Ja, es ist wirklich ein unnützer gewesen, es ist wahr. Ich erreichte nicht, was ich wollte.«

»Nun, und was macht denn das aus?«

»Was das ausmacht? Zwanzig Mandingos machen viel aus, machen aus zweitausend Pfund Münze. Das macht es aus, Judith, mein Liebling!«

»Nicht den Abfall von dem Schuhnagel eines Mandingo macht es aus, mein guter Rabbi Jessuron.«

»Horch, was sagst du da, meine weise Judith?«

»Was ich sage? Einfach, dass diese Mandingos ganz gut dein sein könnten, ohne alle diese Mühe. Noch jetzt könnten sie es – und ihr Herr dazu, wenn du einen Fürsten zum Sklaven haben magst. Ich möchte das schon.«

»Sprich dich offen aus, Judith, ich verstehe dich nicht.«

»Das wirst du gleich. Sagtest du nicht, dass Capitain Jowler einen Beweggrund hat, nicht an Land zu kommen?«

»Capitain Jowler! Er würde wahrhaftig lieber auf der Kannibaleninsel landen, als auf der Montego Bay. Und was soll das, Judith?«

»Rabbi Jessuron, nun geht meine Geduld zu Ende. Für

den Fellahfürsten bist du nur dem Capitain Jowler verantwortlich. Capitain Jowler kommt nicht an Land.«

»Das ist gewiss, ganz gewiss«, bejahte Jakob mit einer Handbewegung, welche andeutete, dass er das eben Gesagte vollkommen begriffen hatte.

»Nun, und wer will dich dann abhalten, mit diesen Mandingos nach Belieben zu schalten?«

»Wunderbar, Judith!«, rief der Vater aus, seine Arme hoch erhebend. »Wunderbar, Judith! Gerade das Rechte getroffen! – Bei meiner Seele, und ich habe nicht einmal daran gedacht.«

»Ja, Vater. Glücklicherweise ist es noch nicht zu spät. Ich habe daran gedacht. Ich wusste ganz wohl, dass Käthchen Vaughan sich von der Yola nicht trennen würde. Ich sagte es dir bereits. Aber dennoch hoffe ich, du hast nicht gesagt, wozu du sie eigentlich haben wolltest? Wenn du es aber hättest, so ...«

»Nicht ein Wort, Judith, nicht ein Wort!«

»Dann braucht es auch niemand zu wissen. Was Capitain Jowler betrifft, so ...«

»Jowler darf sein Gesicht hier in der Bay gar nicht zeigen. Deswegen landete er seine Ladung so im Stillen. In 24 Stunden ist er auch wieder fort.«

»Dann können die Mandingos in 24 Stunden dein sein, der Fürst, seine Dienerschaft und alle zusammen. Aber die Zeit ist kostbar, Papa. Wir täten besser, sogleich nach Hause zu eilen und seiner Königlichen Hoheit die schönen Federn abzunehmen, bevor einige unserer neugierigen Nachbarn dazukommen, denn man wird sich bald allerhand Ärgerliches erzählen. Was unseren würdigen Aufseher angeht ...«

»Ja, Ravener! Er weiß alles hierüber. Ich war genötigt, ihm alles zu sagen, als wir anlegten.«

»Warst du wirklich genötigt? Nun, das wird dich wohl ein oder zwei Mandingos kosten, um seine Zunge im Zaum zu halten. Ja, das wird es. Aber übrigens kann kaum irgendein Hindernis vorkommen. Es kommt glücklicherweise nicht darauf an, was diese Wilden unter sich erzählen. Eines Schwarzen Zunge kann keinen Schaden bringen.«

»Wunderbar, Judith!«, rief der bewundernde Vater abermals aus. »Meine kostbare Tochter, du bist dein Gewicht wahrhaftig in reinem Guineegold wert! 24 Sklaven für nichts, und immer noch dazu ein geborener Fürst! Zweitausend in bar! Bei meiner Seele, es wird einen glänzenden Gewinn geben, – den Kauf und Verkauf eines ganzen Jahres wert.«

Mit dieser ehrlichen Erwägung setzte der Sklavenhändler seinen Maulesel in Trab und folgte seiner kostbaren Judith, die ebenfalls ihr Pferd mit der Peitsche antrieb und aufs Schnellste nach Hause eilte.

## Kapitel 11

### Der Zwischendeck-Passagier

Am dritten Tage, nachdem das Sklavenschiff in der Bay von Montego vor Anker gegangen war, erschien ein großes Schiff unter vollen Segeln auf der hohen See, lief der Küste zu und fuhr dann in den Hafen hinein. Die englische Nationalflagge wehte hoch über dem Taffrail des Schiffes und spielte munter in der Luft. Die verschiedenen Kisten, Bal-

len, Koffer und Mantelsäcke, die auf dem Deck zu sehen und für die Ausladung hinaus gebracht waren, sowie die freie männliche Haltung der Matrosen zeigten an, dass es sich dabei um ein stattliches Kauffahrteischiff handeln musste. Die Inschrift am Heck zeigte an, dass es die *Seenymphe von Liverpool* sei.

Obwohl mit Kaufwaren beladen und in der Tat nur ein Kauffahrer, zeigte doch die Gegenwart verschiedener Personen in gewöhnlicher bürgerlicher Tracht, dass die *Seenymphe* auch Passagiere an Bord genommen hatte.

Die meisten derselben waren westindische Pflanzer mit ihren Familien, die von einem Besuch im Mutterland zurückkehrten, nachdem ihre Söhne vielleicht akademische Würden auf einer englischen Universität erlangt und ihre Töchter die letzte feine Ausbildung in einer beliebten Erziehungsanstalt erhalten hatten. Diese hauptsächlich, zugleich mit einigen wenigen jungen Rechtsgelehrten, so wie auch einigen Jüngern des Aeskulap, welche alle ihr Glück in der an Verbrechen wie an Krankheiten reichen Kolonie versuchen wollten und es wahrscheinlich auch fanden, bildeten die Passagiere der ersten Kajüte der *Seenymphe*.

Zwischendeckpassagiere waren nur wenige unter ihnen.

Alle, die genötigt wären, eine solche unbequeme Reise über den Atlantischen Ozean zu wählen, haben in Westindien wie in allen anderen tropischen Ländern wenig Aussichten, wo die Arbeit einzig von den Muskeln und Sehnen der Sklaven betrieben wird. Nur drei oder vier hatten deshalb das Zwischendeck am Bord der *Seenymphe* eingenommen. Dennoch war einer von diesen bescheidenen Reisenden bestimmt, eine hervorragende Rolle in unserer Geschichte zu spielen.

Dies war ein junger Mann, dem Äußeren nach im Alter von zwanzig oder einundzwanzig Jahren, von mittelhohem Wuchs mit wohl gerundeten und fein gebauten, Kraft und Gewandtheit verkündenden Gliedmaßen. Sein Aussehen, obwohl keineswegs vollkommen brünett, war dennoch viel dunkler, als dies bei einem in Großbritannien Geborenen gewöhnlich der Fall ist.

Das Gesicht war höchst edel gebildet und seine ganze Erscheinung bedeutend genug, um die Aufmerksamkeit auch des gleichgültigsten Beobachters auf sich zu ziehen.

Dunkle, braune Augen und im reichsten Überflus seine Wangen umspielendes Haar von gleicher Farbe verliehen seinem Gesicht eine ganz besondere Anmut. Überhaupt konnte er als ein hübscher junger Mann bezeichnet werden.

Seine Kleidung, obwohl sie weder reich noch vom neuesten Schnitt war, saß ihm dennoch gut und entzog ihm nichts von der Anmut, mit welcher die Natur ihn beschenkt hatte. Die Tracht war nicht gerade ländlich, sondern vielmehr die eines jungen Studenten, dessen arme, aber liebevolle Eltern sich selbst beschränkt hätten, um ihm eine der gewöhnlichen Kirchspielschule überlegene Erziehung angedeihen zu lassen, so wie auch ein Kleid, welches der für ihn gesuchten Stellung entspräche.

Die Kleider, welche er trug, waren seine besten, die er zum ersten Male während der Reise und ganz besonders für die Landung angelegt hatte. Der junge Mann sah darin auch keineswegs übel aus. Ihre außerordentliche Knappheit diente lediglich dazu, die schöne Tournüre seines Körpers wie die natürliche Anmut seiner Gliedmaßen hervorzuheben, und der kurze, blaue Überrock mit schwarzen Aufschlägen, der über ein Paar eng anschließende Beinklei-

der auf sogenannte hessische Stiefel fiel, verlieh ihm, ungeachtet einer, jedoch nur geringen, Fadenscheinigkeit längs der Nähte, ein gewisses distinguiertes Aussehen.

Die Beschäftigung des jungen Mannes verriet ebenfalls einen Grad von höherer Bildung. Auf der Spitze des Fockmastes sitzend, zeichnete er auf einem weißen Blatt eines Buches, das sein Tagebuch zu sein schien, den Hafen, in den das Schiff einlief. Die Zeichnung, obwohl nur eine leicht hingeworfene Skizze, verriet keine ganz gewöhnliche künstlerische Bildung.

Dennoch war der junge Mann durchaus kein Künstler. Berufsmäßig war er, leider zu seinem eigenen Schaden, so gut wie gar nichts. Als armer Student, ohne eine Kunst oder ein Handwerk zu besitzen, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, war er nach Westindien gekommen, in der Meinung, – gleich anderen jungen Leuten, welche mit unbestimmten Hoffnungen in fremden Kolonien gehen – dass das Glück sich in irgendeiner Weise freundlicher in der Fremde zeigen möge, als es dies daheim getan.

Welche Hoffnungen aus Erfolg indes auch der junge Kolonist gehegt hatte, sie waren keineswegs sanguinisch oder übertrieben. Obwohl von Natur von heiterem Geist, wie seine ganze Gesichtsbildung verkündete, so konnte ein genauer Beobachter doch zuweilen einen gewissen, sich auf ihn lagernden düsteren Schatten bemerken.

Als das Schiff näher zur Küste kam, schloss er das Buch und beobachtete sinnend das glänzende Gemälde der tropischen Welt, das sich zum ersten Male vor seinen Augen ausbreitete.

Trotz der angenehmen Gefühle, die eine so schöne Landschaft erwecken musste, verriet sein Gesicht einige Ängst-

lichkeit, vielleicht einige Zweifel in die Art des Empfanges, der ihm in diesem herrlichen, vor seinen Blicken sich entfaltenden Land zuteilwerden sollte.

## Kapitel 12

### Der Kajüten-Passagier

Ein anderer Passagier der *Seenymphe*, mit dem unser Leser notwendigerweise bekannt gemacht werden muss, war ebenfalls ein junger Mann, augenscheinlich von demselben Alter, wie der bereits erwähnte. Nur hierin und in ihrer Eigenschaft als Engländer glichen sie sich, in allen anderen Beziehungen waren sie einander sehr unähnlich. In Bezug auf Gesichtsbildung auf die Farbe der Haare, der Augen und des Bartes war jeder sogar ein vollkommener Gegensatz des Anderen.

Jener war von dunklem Teint, dieser aber von vorzugsweise heller Haut mit Haaren von ganz heller, gelblicher Farbe, die aussahen, als wenn sie künstlich gelockt und leicht durch Einreiben mit parfümiertem Öl gedunkelt wären. Sowohl der Backen- als auch der Schnurrbart waren fast von derselben Farbe und schienen mit einem unverdrossenen Fleiß gepflegt zu sein, der verriet, dass der Besitzer nicht wenig eitel darauf war.

Die Augenbrauen waren ebenfalls ganz hell, während die Farbe der Augen nicht so ganz leicht zu beschreiben ist, indem das eine von ihnen gewöhnlich geschlossen gehalten und der klare Anblick des anderen durch ein kleines Augenglas in einer schildpattenen Einfassung verhindert wur-

de. Durch das Glas schien es sehr hellgrau und entschieden ein ›Schweinsauge‹ zu sein.

Seine Gesichtszüge waren jedoch regelmäßig genug, aber ohne allen hervorragenden Charakter und von mehr weibischer, als gerade niedriger Form. Ihr vorzugsweiser Ausdruck war allerdings der eines gewissen Hochmutes, der sich zuweilen selbst bis zum offenen Hohn erhob.

Die Kleidung des jungen Mannes stand ganz im Verhältnis zu der Ziererei, die sich bereits in den parfümierten Locken wie in dem Augenglas kundgab. Sie bestand in einem Überzieher aus sehr feinem Tuch, einem weißen Biberhut, Weste und Pantalons von untadelhaftem Büffelkaschmir, feinen Glacéhandschuhen an den Händen und Stiefeln so glänzend, wie Lack und Firnis sie nur machen können. Alle diese Kleidungsstücke waren in der modernsten Weise angefertigt und wurden auch mit einer Miene von *avoir faire* getragen, die laut den Londoner Stutzer verkündete.

Das affektierte Ziehen der Wörter, womit dieser Herr sprach, wenn er sich jemals herabließ, mit seinen Mitpassagieren zu verkehren, bestätigte vollkommen diesen Charakter – ein Zierlaffe vom reinsten Wasser.

Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, dass dieser Stutzer ein Kajütenpassagier und also auch in dieser Beziehung sehr von seinem minder glücklichen Reisegefährten verschieden war. Die aufmerksame Zuvorkommenheit, die ihm vom Aufwärter und den Kajütendienern der *Seenymph* bewiesen wurde, bezeugte seine Neigung, sich freigebig gegen sie zu zeigen. Selbst der sonst barsche Schiffer behandelte ihn mit einer sehr großen Ehrerbietung, die wohl klar bewies, dass sein Passagier ein Mann von großem Vermögen oder von großem Ansehen, vielleicht auch



beides wäre.

Doch genug von seiner äußeren Erscheinung, wir wollen auf seine Verhältnisse etwas näher eingehen.

Herr Montagu Smythje, jedenfalls eine Verbesserung des gewöhnlichen Smith, war ein junger Mann aus guter Familie wie von Vermögen. Das Letztere bestand in einer prachtvollen Zuckerplantage auf Jamaika, die ihm von einem verstorbenen Verwandten hinterlassen und die zu besuchen der Zweck seiner Reise war.

Das Gut hatte er noch nicht gesehen, da dies seine erste Reise über den Atlantischen Ozean war. Aber er hatte jedenfalls keinen Grund, an dem Vorhandensein desselben zu zweifeln. Das schöne Einkommen, welches es ihm während verschiedener Jahre seiner Minderjährigkeit gewährte und das ihn befähigt hatte, im Westende Londons in einem großartigen Stil zu leben, war gewiss ein tatsächlicher Beweis, dass Schloss Montagu (der Name des Gutes) etwas mehr als ein bloßes Luftschloss war. Er war dessen Eigentümer schon verschiedene Jahre gewesen, aber bis zur Erlangung seiner Volljährigkeit, die erst kürzlich stattgefunden, war die Besitzung durch einen auf der Insel wohnenden Bevollmächtigten verwaltet worden: einen Herrn Vaughan, der ebenfalls ein Zuckerpflanzeur und nächster Nachbar des wirklichen Herrn von Montagu war.

Herr Smythje war über das Weltmeer gewiss nicht in der Absicht gekommen, sich auf seinem Jamaikagut niederzulassen. »Solch' eine närrische Idee«, um seine eigenen Ausdrücke zu gebrauchen, »kam noch niemals in sein Gehirn. London und seine Vergnügungen mit einem Aufenthalt unter diesen schmutzigen Eingeborenen vertauschen – nihermöhr, nein, warraftig! Ich köhnte niemals ahn eine sol-

che freiwihllige Verbahnung denken, das würde ja eine Duhmheit sein, eine kolossale Duhmheit, auf Oehre!«

In dieser Weise erklärte sich Herr Montagu Smythje gegen seine Mitpassagiere auf der *Seenymphe*, als er ihnen den Zweck seiner Reise auseinandersetzte.

»Ein bloßer Ausflug, uhm etwas von den troopischen Ländern davon zu sehen, von dönen ich so gaanz Außerordentliches gehört – uhm oinen Blück zu wörfen auf moine Suckerpflahnzung und moine Nögerß sehr hübsches Schloofß soll da sein, aber baufähllig und hoisz – ja heiß, wie die höhllischen Gögenden!«

Um die Wahrheit zu sagen, Herr Smythje vermochte wohl kaum selbst anzugeben, warum er seinen Ausflug unternommen hatte. Er folgte keineswegs den Eingebungen irgendeiner Neigung oder Leidenschaft, als er einwilligte, sich für einige Zeit von seinem teuren London und seinen frohen Vergnügungen zu trennen, noch besaß er die geringste Neugierde, die Gänse zu sehen, die ihm die goldenen Eier legten, solange die Eier immer richtig an seinen Bankier in London abgeliefert wurden.

Es war indes teils das Drängen seiner Freunde, die der Meinung waren, dass eine Abwesenheit von der Metropole dazu beitragen würde, ihn von gewissen Hinneigungen zu Ausschweifungen zu befreien, denen er zu sorglos ergeben war, teils aber auch das stete Anliegen seines Bevollmächtigten auf Jamaika, das ihn bewogen hatte, die Reise zu unternehmen.

Ein anderer Grund, den er selbst angab und der vielleicht eben so triftig als irgendein anderer sein mochte, war sein »Wonsch, einige von diesen Crüolenmädeln zu sehen, von dönen er gehört, dass sie so ›ganz verteifelt hübsche Din-

ger« wären.«

Selbst der verständige und gesetzte Vormund, Herr Vaughan, der den Charakter seines Mündels, obgleich er ihn nie gesehen hatte, doch wohl begriffen zu haben schien, hatte diese Verlockung in seinem Einladungsbrief benutzt, wenn auch nur wie zufällig und in höchst zurückhaltender Weise.

Freilich sprach es sehr für des Vormunds Rechtschaffenheit, dass er so eifrig eine persönliche Besichtigung des verwalteten Gutes verlangte. Und dennoch war es möglich, dass er hierbei keineswegs von so reinen Beweggründen geleitet wurde.

Nur eine Tatsache mag hier erwähnt werden. Der junge Gutsbesitzer sollte während seines Aufenthaltes auf der Insel der Gast des Herrn Vaughan sein, da Schloss Montagu, das Jahrelang unbewohnt gewesen war, nicht im geeigneten Zustand zur Aufnahme seines durchlauchtigen Herrn Eigentümers sei. Der Vormund hielt es des kurzen Aufenthaltes wegen für unnötig, das Schloss instand setzen zu lassen und so jede unnütze Ausgabe zu sparen. Sein eigenes Haus wurde deshalb zur Verfügung seines Mündels während dessen Aufenthalts auf der Insel gestellt. Dort konnte er auch in der Tat alle möglichen Bequemlichkeiten haben, indem das Wohnhaus zu *Willkommenberg* eines der größten auf ganz Jamaika darstellte, die Familie des Herrn aber eine der kleinsten traf, indem Herr Vaughan ja nur ein Kind, eine einzige Tochter, hatte.

## Kapitel 13

### Loftus Vaughan auf der Lauer

An jedem Tag nach Erhalt der beiden Briefe von England und fast jede Stunde des Tages konnte man Loftus Vaughan mit dem Teleskop in der Hand an einem der offenen Fenster seines Hauses sehen, um mit dessen Hilfe die Reede und das offene Meer vor der Montego Bay zu beobachten.

Der Zweck seiner Betrachtungen war derjenige, die *Seenymph*, bevor sie in den Hafen fuhr, zu erspähen, damit sein Wagen am Hafen den vortrefflichen Herrn Smythje bei seiner Landung sofort empfangen könne. Zu jener Zeit fuhr über den Atlantik noch keine Dampfschiffe, die pünktlich am bestimmten Tag, ja fast auf die Minute eintreffen. Obgleich der Ankündigungsbrief zehn Tage vor dem Absegeln der *Seenymph* geschrieben war, so war doch bei so ungewissen Dingen wie Wind und Wetter kaum eine feste Berechnung möglich, und das Schiff, mit dem Herr Montagu Smythje fuhr, konnte fast jeden Augenblick eintreffen.

Dass irgendein hervorragender Gast erwartet wurde, war eine Tatsache, die keinem einzigen Diener im Haus zu *Willkommenberg* unbemerkt bleiben konnte. Jeden Tag sah man irgendein kostbares Hausgerät von der Bay bringen und die Zimmer auf Schloss *Willkommenberg* wurden zu seinem Empfang neu verziert. Sowohl die Hausmädchen als auch die Diener im Haus wurden mit neuen Kleidern, einige sogar mit Livreen – ein auf Jamaica ganz ungewöhnlicher Staat – ausgestattet, auch Schuhe und Strümpfe wurden auf die Füße gezwängt, deren Eigentümer bis dahin wohl nie

mit solchen Unbequemlichkeiten zu kämpfen hatten und sicher wünschten, sehr bald von dieser Qual befreit zu werden.

Es braucht wohl kaum noch erwähnt zu werden, dass der Pflanzer alle diese ganz außerordentlichen Ausgaben für den Empfang des Herrn Montagu Smythje und nur für ihn machte. Hätte er nur seinen Neffen erwartet, sicher hätte er dann nicht solche unausgesetzte Nachforschungen auf der See angestellt und sicher wären auch nicht solche Vorbereitungen zur Ehre seines Empfanges getroffen worden.

Herrn Vaughans eigentliche Beweggründe hierzu bedürfen ebenfalls wohl kaum einer Erläuterung, der Leser wird sie schon längst erraten haben. Er war der Vater einer heiratsfähigen Tochter und Herr Montagu Smythje war in seinen Augen nicht nur ein passender, sondern ein höchst wünschenswerter Schwiegersohn.

Der junge Mann besaß ein sehr schönes Vermögen, wie Vaughan genau wusste, denn der würdige Pflanzer war nicht nur *custos rotulorum*, sondern auch lange Zeit hindurch *Custos* von Schloss *Montagu* gewesen und kannte dessen Wert bis auf den letzten Heller.

Die Besetzung grenzte dicht an die eigene, und oft hatte er einen Sehnsuchtsblick auf deren ausgedehnte Äcker und die dazu gehörigen Afroamerikaner geworfen und hatte den Wunsch genährt, der sich zur wahrhaften Leidenschaft steigerte, dies alles zu besitzen, wenn nicht in seinem eigenen Namen, so doch in dem seiner Tochter.

Die Vereinigung der zwei Besitzungen, *Willkommenberg* und Schloss *Montagu*, würde eine prachtvolle Herrschaft, eine der reichsten und ausgedehntesten auf der Insel, ausgemacht haben.

Dies zu erreichen war lange der Wunsch unseres Loftus Vaughan gewesen. Er war in ihm mehr und mehr gewachsen, bis er das Hauptstreben seines Lebens und die Lieblingsabsicht seines Herzens wurde.

Indes darf auch ein anderer mehr beachtlicher Beweggrund nicht verschwiegen werden, den Vaughan für die Vereinigung hegte. Er war zu lange in Jamaika gewesen, um die wahre Stellung seiner Tochter in der Gesellschaft zu verkennen. Wie schön, verständig und wohlerzogen Käthchen Vaughan auch immer war, wie sehr ihr Vater sie auch liebte – und, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, seine väterliche Liebe wahr wirklich sehr innig, – er hatte oft beobachtet und infolgedessen wusste er genau, dass zwischen ihr und den jungen Herren seiner Bekanntschaft – das heißt denen, die passend für sie gewesen wären – stets eine gesellschaftliche Scheidewand bestehen würde: die Farbe.

Oftmals hatte er hierüber nachgedacht, und zwar mit großem Kummer. Er wusste aber auch, dass junge Engländer, vorzüglich bei ihrer ersten Ankunft auf der Insel, es mit dieser Scheidewand nicht so genau nehmen, ja sie ganz und gar nicht brachten, bis auch sie von den gesellschaftlichen Vorurteilen der Insel angesteckt sind.

Bei seinen ehestiftenden Absichten fehlte wohl der Jamaikapflanzer gewiss nicht mehr als hundert andere Väter, und außerdem spricht es sehr für ihn, dass seine Liebe zu seiner Tochter und der Wunsch, sie gleichsam zu adeln – denn durch eine solche Verbindung wäre der Flecken der Farbe sofort vertilgt gewesen – die Hauptbeweggründe seines ganzen Strebens waren.

Unglücklicherweise müssen jedoch noch andere Charak-

terzüge von ihm mit den daraus hervorgehenden Handlungen berichtet werden, die nicht anders als schlecht genannt werden können.

Vaughan war trotz seiner lebhaften Tätigkeit in den Geschäften des Lebens, trotz der Energie, die ihm zum Reichtum verhalf, stets nur ein Schwachkopf. Wie viele Leute von niedriger Geburt, die zu Ansehen und Vermögen gelangen, so war er auch, er war »der aufs Pferd gestiegene Bettler« geworden, deshalb viel eifersüchtiger auf aristokratische Ehren, als die zu ihnen Geborenen, ein Verteidiger aller ererbten Vorrechte und immer bereit, für sie zu kämpfen, kurzum, das wahrhafte Bild eines Parvenü.

Die gesuchte Höflichkeit, die Vaughan bei den Vorbereitungen für den Empfang des Herrn von Schloss *Montagu* zeigte, stand deshalb im größten Widerspruch mit der Unhöflichkeit, die er seinem Verwandten gegenüber bewies. Beide waren die Ergebnisse niedriger Charakterzüge, aber im letzteren Fall waren sowohl die Handlung als auch die damit verbundene Gesinnung beispiellos erbärmlich und jämmerlich. Die Ankündigung im Brief seines Neffen, dass er ein Passagebillet für das Zwischendeck genommen hatte, war für seinen Onkel eine Quelle bitteren Ärgers geworden. Wohl würde er sich nicht im Geringsten darum gequält haben, hätte der junge Mann die Reise auf einem anderen Schiff als der *Seenymphe* gemacht, oder wäre er unerkannt gereist. Vaughan fürchtete vor allem, dass dies Herr Montagu Smythje erfahren werde und dass dadurch seine Achtbarkeit für ihn in einem bedenklichen Grad abnehmen könne.

Diese Furcht verursachte ihm so viel Qualen, dass, wäre es möglich gewesen, er die Verwandtschaft abgeleugnet

hätte.

Einige Hoffnung hegte er jedoch, dass die Bekanntschaft der beiden nicht während der Reise stattfinden würde, indem er hierbei auf den Charakter des aristokratischen Cockney rechnete, von dem er wusste, dass er ein Musterbild hochmütigen Stolzes sei. Deshalb sicher darauf vertrauend, dass sich am Bord des Schiffes nichts ereignen würde, was den Herrn Smythje mit der Verwandtschaft bekannt mache, war er entschlossen, hierzu auch keine Gelegenheit an Land zu geben. Um selbst die Möglichkeit hiervon auszuschließen, hatte er einen Plan entworfen, der eben so kindisch als grausam war: Sein Neffe sollte von jedem Zutritt abgehalten werden.

Einen solchen Plan hatte er lange vor der Ankunft der *Seenymphe* entworfen. Herr Montagu Smythje sollte sofort nach dem Anlegen des Schiffes aufgesucht und alsbald nach *Willkommenberg* gebracht werden. Herbert Vaughan sollte unmittelbar ebenfalls dahin gebracht werden. Es schien durchaus leicht wünschenswert, ihm Zeit zu lassen, um Nachforschungen in der Stadt anzustellen, wo sein Onkel allgemein bekannt war und wo die Entdeckung seiner Verwandtschaft mit dem armen Zwischendeckpassagier dem stolzen Pflanzer eben so unangenehm gewesen wäre.

Deshalb waren für die erwarteten Besuche verschiedenartige Transportmittel ausersehen und ihre Ankunft sollte auch zu verschiedenen Zeiten stattfinden, um die Möglichkeit eines Zusammentreffens selbst auf der Straße abzuschließen. Überdies sollte Herbert bei der Ankunft auf der Plantage nicht zum Haus seines Onkels gebracht werden, sondern auf einem besonderen Weg zum Haus des Plantagenaufsehers, das in einer besonderen Ecke des Tals stand



und fast eine Viertelmeile vom Herrenhaus oder dem <Buff> entfernt lag.

Dort sollte er als Gast des Aufsehers bis zu einer Zeit verweilen, wo sein Onkel in irgendeiner Weise über ihn verfügen würde, indem er ihm entweder eine Anstellung in der Montego Bay oder auch eine Stelle als Buchhalter auf einer entfernten Pflanzung verschaffte.

Die Ausführung dieses so angelegten Vorhabens wurde dem Aufseher des Gutes *Willkommenberg* anvertraut, einem Mann, der in jeder Hinsicht eines solchen Vertrauens würdig und, wie die meisten solchen Schlages, selbst noch für viel weniger löbliche Zwecke brauchbar gewesen wäre.

Mit diesem scharfsinnigen Entwurf erwartete Herr Vaughan getrost die Ankunft seiner Gäste.

\*\*\*

Acht Tage nach Erhalt der Briefe gewährte der Pflanzler zur Mittagszeit, der wie gewöhnlich mit einem Teleskop spielte, auf dem offenen Meer vor der Montego Bay ein großes Schiff mit langen und breiten Rahsegeln, das in Richtung Hafen segelte.

Das konnte die *Seenymphe* sein, aber eben so gut auch ein anderes Schiff, allein in Anbetracht der Zeit und einiger anderer, dem Herrn Vaughan bekannter Umstände, war es höchst wahrscheinlich das von ihm erwartete.

Deshalb war der Pflanzler entschlossen, den von ihm so klug entworfenen Plan nicht durch irgendeinen Fehler in der Ausführung verderben zu lassen und ordnete daher dessen sofortige Ausführung an.

Es wurde nun zu einer allgemeinen Musterung sämtlicher

Hausdiener geläutet. Ein Horn rief den Aufseher herbei und in weniger als einer halben Stunde war die Familienbarutsche, ein schöner, von einem Paar prachtvoller Pferde gezogener Wagen, bereit, sich auf den Weg zum Hafen zu machen, während der Aufseher als eine Art Eskorte hinterher ritt. Danach kam ein mit acht großen Ochsen bespannter Wagen, und diesem folgte eine Eskorte ganz eigener Art, ein plumper junger Afroamerikaner auf der langhaarigsten, zottigsten und magersten Mähre, die man sich denken ließ. Der Junge war kein anderer als der bereits erwähnte Postbote Quashie.

Quashie war nicht in seiner gewöhnlichen täglichen Arbeit, dieser Auftrag war wirklich von viel wichtigerer Art.

Die große Halle von *Willkommenberg* zeigte ein Bild, das jedem der mit westindischen Sitten nicht vertraut ist, höchst auffallend sein musste.

Auf dem Fußboden lagen in verschiedener Entfernung voneinander sechs bis acht dunkle Mädchen oder Dirnen verstreut, von denen die meisten zu der jüngeren Aufzucht der Pflanzung gehörten. Alle lagen auf den Knien und jede hatte an ihrer Seite eine frische in Hälften geschnittene Orange, etwas Bienenwachs und einen kleinen Haufen von der faserigen Fruchthülse der Kokosnuss.

Der Fußboden war ohne Teppich und getäfelt. Das Mosaik bestand aus Mahagoni, Herzholz, Brotnuss und Kernapfel.

Diesem gewürfelten Fußboden einen schönen Glanz zu geben, war die Aufgabe der schwarzen Mädchen, und zu diesem Zweck waren auch die Orangen wie die Hälften der Kokosnuss vorhanden.

Einem Inselbewohner ist ein solcher Anblick allerdings

etwas Alltägliches. Die Politur des Fußbodens seiner Halle ist für den Jamaikapflanzer ein Gegenstand des Stolzes, und jeden Tag zur selben Stunde kamen die schwarzhäutigen Hausmädchen und erneuerten den Glanz der Oberfläche, deren Firnis seinen Schimmer durch die Festgelage der letzten Nacht verloren hatte.

Die für diese sonderbare Sitte bestimmte Zeit ist kurz vor dem Decken des Mittagstisches um drei oder vier Uhr, und damit die Politur nicht wieder verdorben wird, wenn sie die Schüsseln hereintragen, so bedienen sich die barfüßigen Kammerjungfern einer eigenen Weise, die ihrer Originalität wegen wohl eine Erwähnung verdient.

Jede versieht sich mit zwei kleinen leinenen oder baumwollenen Tuchstücken, breitet sie auf den Boden aus und setzt auf jeden Lappen einen Fuß. Da die Zehen einer westindischen Hausmagd sich fast eben so zum Fassen eignen, wie ihre Finger, so findet sie wenig Schwierigkeiten, das Stück Tuch zu fassen und es zwischen dem großen Zehen und seinem nächsten Nachbar festzuhalten. Mit dieser höchst einfachen Beschuhung ist sie imstande, über den Boden hinzugleiten, ohne im geringsten den Firnis zu verdunkeln oder nur irgendeine Fußspur auf der glänzenden Oberfläche zurückzulassen.

Während nun ein solcher geschäftiger Auftritt in der großen Halle von *Willkommenberg* vor sich ging, fand in verschiedener Weise ein eben so lebhafter in der Küche des Hauses statt. Dieser Bereich des Hauswesens stand ein wenig zur Seite des Haupthauses und war mit dessen unterem Stockwerk durch einen bedeckten Gang verbunden. In diesem konnte man stets schwarze und gelbe Dirnen kommen und zurückkehren sehen, eine jede mit einer Bürde von ei-

nem Wildbretschenkel, einer Schildkröte, wilden Tauben und Krebsen. Alles auf dem Weg zum Spieß, zur Bratpfanne oder zum Kohlenbecken.

Einen ähnlichen Anblick mochte man auf *Willkommenberg* vielleicht jeden Tag haben können, aber doch wohl mit einer weniger reichen Verschiedenheit in den Gegenständen und mit nicht halb so großer Aufregung unter den zur Küche gehörenden Mägden, dessen raschere Bewegung sowohl bei der Ausführung seiner Verrichtungen als auch die mannigfache Verschiedenheit der umherliegenden Leckerbissen bewiesen, dass an diesem Tag ein Mittagsessen der prächtigsten und kostbarsten Art von ihren Händen bereitet wurde.

Der Custos erlaubte nicht, dass diese Vorbereitungen ohne seine persönliche Oberaufsicht gemacht wurden.

Von der Zeit an, wo das Schiff gesichtet worden war, befand er sich überall: im Stall, um nach den Stallknechten zu sehen, in der Küche, um den Köchen einen Auftrag zu geben, in der großen Halle, um die Politur des Fußbodens in Augenschein zu nehmen, und zuletzt an der Auffahrtsseite des Hauses, wo er mit dem Teleskop in der Hand stand und die lange Allee hinabsah, in welcher der seinen ausgezeichneten Gast enthaltende Wagen jeden Augenblick erscheinen konnte.

## Kapitel 14

### Käthchen und Yola

In einer dem Getöse und dem Geräusch der Küche am weitesten entlegenen Ecke des Herrenhauses von *Willkommenberg* befand sich eine kleine, aufs Reichste und Zierlichste ausgestattete Kammer. Das Licht fiel von zwei Seiten durch die mit Jalousien versehenen Fenster hinein, die, wenn sie geöffnet wurden, freien Zutritt auf einen kleinen Balkon gestatteten, der an der Außenseite vor jedem der Fenster angebracht war.

Eines der Fenster ging nach hinten hinaus, wo man den Hinterhof, einen Teil des Gartens und dabei den bewaldeten Abhang erblickte. Das andere gewährte den Blick auf die linke Seite des Hauses, wo die Zierbüsche sich bis zum Fuß des Berggipfels erstreckten.

Wäre selbst niemand in dieser kleinen Kammer anwesend gewesen, die Art und Weise ihrer ganzen Einrichtung und Ausstattung würde alsbald gezeigt haben, dass ihr Bewohner dem schönen Geschlecht angehöre.

In einer Ecke stand ein zierliches Bett mit geschnitzten Pfosten aus gelbem Lanzenholz, von denen Vorhänge herunterhingen, die beim ersten Anblick für weiße Mosselgardinen gehalten werden konnten, die aber bei näherer Besichtigung offenbar ein gazegleiches Moskitonetz waren.

In einer Fensternische stand ein Putztisch aus Papiermashé, der mit Perlmutter ausgelegt war, und auf diesem befand sich ein runder Spiegel vom feinsten spanischen Mahagoni.

Vor dem Spiegel befanden sich sehr viele Gegenstände

der verschiedensten Art, worunter die gewöhnlichen Toilettenbedürfnisse zugleich mit allen jenen kleinen Sachen und Säckelchen der Mode und des Luxus sich zeigten, welche einer feinen und gebildeten Frau zukommen.

Noch andere Stücke des Ameublements in diesem Gemach waren drei oder vier chinesische Rohrstühle, ein kleiner hölzerner Tisch von eingeleger Arbeit, ein Nähtisch aus Schildkrötenschale auf einem eben solchen Fuß und ein kleiner reich verzierter Schrank aus Ebenholz.

Im Zimmer war weder ein Kamin noch sonst dergleichen, um ein Feuer zu machen, da dies alles in einem solchen Klima ununterbrochenen Sommers vollkommen überflüssig ist.

Die Fenstergardinen bestanden aus dünnem durchsichtigen Musselin mit in den Stoff eingewobenen roten Blümchen, umfasst von einer Franse aus abwechselnd roten und weißen Quasten.

Der durch das offene Gitterwerk der Jalousien eindringende Luftzug bewegte leise diese Vorhänge und verlieh auf diese Weise der ganzen Räumlichkeit eine ausreichende Kühlung, die durch die glänzende spiegelgleiche Glätte des harten Holzbodens noch bedeutend gehoben wurde.

Gewiss, keiner hätte in dieses kleine Gemach geschaut, der nicht über dessen kostbare, doch zugleich einfache Ausstattung gestaunt hätte. Jedoch war es des Gegenstandes würdig, den es gewöhnlich enthielt, es war dies nämlich die Schlafkammer und das Boudoir der kleinen ›Quasheba‹, der mutmaßlichen Erbin von Schloss *Willkommenberg*.

Nur wenige waren ja mit einem Einblick in dieses einfache und kostbare Gemach beglückt worden, denn es war

gleichsam ein geweihtes Gebiet, wohin ein neugieriges Auge nicht dringen durfte. Sein glänzender Fußboden war noch niemals von gemeinen Füßen betreten worden. Mit Ausnahme ihres Vaters war noch niemals ein Mann in dieses jungfräuliche Heiligtum eingedrungen und selbst er nur selten und bei besonderen Gelegenheiten. Ja selbst den Dienern stand der Zutritt nicht frei, und nur eine Einzige durfte es ohne weitere Erlaubnis betreten – die Dienerin der schönen Herrin.

\*\*\*

Am selben Tag, kurz, nachdem das Läuten der Glocken die Ankunft des englischen Schiffes angekündigt hatte, und während die schwarzen Diener bei den beschriebenen Vorbereitungen beschäftigt waren, hielten sich zwei Personen in jener Kammer auf.

Die eine war die junge Dame, der das Gemach gehörte, die andere ihre Dienerin Yola. Die Erstere saß auf einem der chinesischen Stühle dem Fenster gegenüber, während das Mädchen hinter ihr stand und beschäftigt war, ihrer Herrin das Haar zu ordnen.

Das Mädchen war gerade am Beginn ihrer Arbeit, wenn das überhaupt Arbeit genannt werden kann, was ganz sicher ein Vergnügen für sie sein musste. Bereits lagen die verschiedenartigen Kämmе und Haarnadeln auf dem Tisch zerstreut, und die langen kastanienbraunen Locken hingen in reichster Verwirrung um die schneeweißen Schultern, dass aus ihrer zarten Samtfläche gewiss nicht die geringste Spur von ›Farbe‹ entdeckt werden konnte.

Unwillkürlich hörte das Mädchen in der Arbeit auf und

sah ihre Herrin mit aufrichtigen und bewundernden Blicken an.

»O, wie schön!«, rief sie murmelnd mit leiser Stimme aus.  
»Sie sind schön, sehr schön, Missa!«

»Still, Yola, still! Es ist von dir nur Schmeichelei. Du bist genau so hübsch wie ich, nur dass deine Schönheit ganz anderer Art ist. Unbezweifelt würdest du wohl in deinem Vaterland eine große Schönheit sein.«

»O, Missa, Sie sind überall schön – schwarzer Mann – weißer Mann, alle halten Sie schön, bewundern Sie.«

»Danke dir, Yola! Aber mein Wunsch ist es gar nicht, so allgemein bewundert zu werden. Ich weiß wirklich gar kein männliches Wesen, in dessen Augen ich irgendeine Anziehungskraft besitzen möchte.«

»Vielleicht Missa nicht so sagt, wenn junger Mann kommt von England.«

»Welcher Herr? Es werden ja zwei erwartet aus England.«

»Yola nicht gehört, dass zwei kommen. Massa nur von einem gesprochen.«

»O, du hörtest nur von einem sprechen? Hörtest du vielleicht seinen Namen?«

»Ja, er großer Mann! Sultan von Mongou! Yola auch anderen Namen gehört, sie nicht aussprechen kann.«

»Ha, ha, ha! Das setzt mich nicht in Verwunderung. Ich weiß ihn selbst kaum auszusprechen, den zweiten Namen, aber ich meine, er ist Smythje. Ist das der Name, den du gehört hast?«

»Ja, das ist er, Missa! Er sehr feiner Herr, er schöner Mann. Der Aufseher hat es gehört von Massa.«

»O, Yola! Dein Herr ist ein Mann, und Männer sind immer die besten Beurteiler von Personen ihres eigenen Ge-



schlechts. Vielleicht ist der Sultan von Montagu, wie du ihn nennst, keineswegs solch ein Muster von Vollkommenheit, wie Papa ihn beschreibt. Aber wir werden nun bald Gelegenheit haben, selbst zu urteilen. Hast du den Aufseher nicht von noch einem anderen Herrn reden hören, der auch erwartet wird?«

»Nein, Missa. Er sprach nur von einem, und das war der von Schloss Mongou.«

Ein leiser, ihre Täuschung anzeigender Ausruf entschlüpfte den Lippen der jungen Kreolin, ihr Haupt sank etwas nieder in einer Haltung stummen Nachdenkens und ihre Augen blieben auf dem glänzenden Fußboden zu ihren Füßen haften.

Wohl dürfte es nicht leicht zu sagen sein, warum sie die letzte Frage an ihr Mädchen stellte. Vielleicht hatte sie bereits einigen Verdacht in die Pläne ihres Vaters. Auf alle Fälle indes wusste sie, dass irgendein Geheimnis obwaltete, und war begierig, es zu ergründen.

Das Mädchen sah sie noch immer staunend an, als ihre arabisch-artigen dunkeln Gesichtszüge plötzlich einen gänzlich veränderten Ausdruck annahmen, und der frühere bewundernde Blick sich in tiefes Forschen versenkte, als wenn irgendein neuer Gedanke sie erfasst hätte.

»Allah!«, murmelte das Mädchen, ernsthaft in das Gesicht ihrer Herrin starrend.

»Wohl, Yola«, sagte sie dann, über den Ausruf verwundert und zu ihrer Dienerin aufsehend, »warum rufst du Allah an? Ist dir irgendetwas Besonderes begegnet?«

»O, schöne Missa! Sie so ähnlich einem Mann!«

»Ich einem Mann ähnlich? Ich soll einem Mann gleichen? Ist es das, was du meinst?«

»Ja, Missa.«

»Nun, Yola, schmeichelst du mir ganz gewiss nicht. Wer ist der Mann? Bitte, sag es mir.«

»Er Mann aus den Bergen – Marone.«

»O, immer schlimmer. Ich einem Maronen ähnlich? Gütiger Gott! Nun spaßt du doch gewiss, Yola?«

»O, Missa, er sehr schöner Mann, runde, schwarze Augen, die wie die Feuerfliegen glänzen – Augen wie Ihre, wirklich, wirklich, ganz wie Ihre, Missa.«

»Geh, geh, du albernes Mädchen!«, sagte die junge Dame in einem mehr angenommenen als wahrhaften Ton des Tadels. »Weißt du wohl, dass es sehr unartig von dir ist, mich mit einem Maronen zu vergleichen?«

»O, Missa Käthchen, er schöner Mann – sehr schöner Mann.«

»Das muss ich sehr bezweifeln. Doch selbst, wenn es wahr wäre, so sollst du doch nicht von seiner Ähnlichkeit mit mir sprechen.«

»Verzeihung, Missa! Ich nun nicht mehr so sagen.«

»Ja, du tust besser, nicht so zu reden, gute Yola. Wenn du es wieder tust, werde ich Papa bitten, dich zu verkaufen.«

Dies wurde in einem sanften und spaßhaften Ton gesagt, der anzeigte, dass die Absicht, die Drohung auszuführen, der jungen Dame sehr entfernt lag.

»In der Tat, Yola«, fuhr sie fort, »ich könnte einen guten Preis für dich bekommen. Was glaubst du wohl, dass mir jüngst für dich geboten wurde?«

»Missa Käthchen, ich weiß nicht. Möge Allah verhüten, dass ich Sie je verlassen muss. Wenn Sie nicht meine Missa, so will ich nicht mehr leben.«

»Danke dir, Yola«, sagte die junge Kreolin, offenbar aufs

Innigste von den Worten ihres Mädchens gerührt, deren Aufrichtigkeit durch den Ton, in dem sie gesprochen hatte, bezeugt wurde. »Sei nicht bange, dass ich mich je von dir trennen werde. Deshalb schlug ich eine sehr hohe Summe für dich aus. Kannst du wohl raten, wie viel?«

»Ach, Missa, ich habe für keinen anderen Wert, als für Sie. Wenn Sie mich verlassen, so sterbe ich.«

»Nun, da ist jemand, der dich zweihundert Pfund wert hält und sie für dich geboten hat.«

»Wer ist das, Missa?«

»Ja, der, der dich an Papa verkauft hat, Herr Jessuron.«

»Allah beschütze arme Yola! O, Missa Käthchen! Er sehr schlechter Herr! Er sehr böser Mann. Yola sterben – Cubina sie töten, Yola sich selbst töten, wenn sie zurückverkauft an den bösen Sklavenhändler! Gute Missa! ... schönste Missa! ... Sie nicht verkaufen arme Sklavin? ...«

Das Mädchen fiel auf die Knie zu Füßen ihrer jungen Herrin, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und verblieb einige Augenblicke in dieser Stellung.

»Fürchte nicht, dass ich dich verkaufe«, sagte die junge Dame, indem sie die Flehende aufforderte, aufzustehen. »Am allerwenigsten an ihn, den ich ganz dafür halte, wie du ihn bezeichnest, für einen bösen Mann. Habe keine Furcht mehr. Aber sage mir, was war das für ein Name, den du gerade ausgesprochen hast? Cubina, nicht wahr?«

»Ja, Missa, Cubina.«

»Und wer ist Cubina?«

Das braune Mädchen zögerte zu antworten, während eine dunkle, tiefe Röte sich auf ihren kastanienbraunen Wangen zeigte.

»Nun, nichts für ungut!«, sagte ihre junge Herrin, die ihr

Zögern bemerkte. »Wenn dabei irgendein Geheimnis besteht, Yola, so will ich deine Antwort gar nicht verlangen.«

»Missa, vor Ihnen Yola kein Geheimnis haben. Cubina Gebirgsmann – Marone.«

»Was, ist er der Marone, dem ich ähnlich sein soll?«

»Ja, Missa, ja, derselbe.«

»O, ich sehe nun wohl, wie das alles zusammenhängt. Deswegen hältst du mich also für so schön? Dieser Cubina ist unbezweifelt ein Anbeter von dir?«

Yola senkte ihren Kopf, ohne eine Antwort zu geben, und die Röte ihrer Wangen bewältigte vollkommen das Kastanienbraun derselben.

»Du brauchst gar nicht zu antworten, gute Yola«, sagte die junge Kreolin mit bedeutungsvollem Lächeln. »Ich weiß schon, was du antworten würdest, wenn du dich aussprechen wolltest. Ich glaube, ich habe von diesem Cubina gehört. Aber nimm dich in acht! Diese Maronen sind eine ganz andere Art von Männern, als die farbige Bevölkerung auf der Pflanzung. Er ist wie ich! Ha, ha, ha!« Und die junge Schönheit warf einen schüchternen und sittsamen Blick in den Spiegel. »Nun, Yola, ich bin dir nicht böse, da es dein Geliebter ist, dem ich ähnlich sein soll. Liebe soll wunderbar verschönern, und unbezweifelt ist Cubina in deinen Augen ein wahrhafter Endymion.«

»Komm!«, fügte sie nach einiger Unterbrechung und nach einem kurzen Lächeln hinzu, »ich fürchte, wir haben schon zu viel Zeit versäumt. Wenn ich nicht fertig bin, um diesen hohen Gast zu empfangen, so habe ich Verdruss von Papa. Darum eile, Yola, und zieh mich an, wie es der Herrin von *Willkommenberg* zukommt.«

Mit heiterem, schallendem Gelächter und einem im

Scherz angenommenen vornehmen Anstand beugte die junge Dame ihren Kopf und unterwarf ihr prachtvolles Haar der sorgsamten Behandlung ihrer Dienerin.

## Kapitel 15

### Zwei Reisende nach derselben Quelle

Herr Montagu Smythje hatte den ganzen Weg von Liverpool nach Jamaika zurückgelegt, ohne je seinen Fuß nur einen Zoll über die Linie gesetzt zu haben, die das geheiligte Gebiet des Hinterdecks von dem minder geachteten Mittel- und Vorderteil des Schiffes trennt. Über den Hauptmast hinaus war er nie gekommen.

Da die *Seenymphe* kein eigentlich regelmäßiges Paketschiff oder gar ein königliches Postschiff war, sondern nur ein gewöhnliches Kauffahrteischiff, das gelegentlich einige Passagiere mitnahm, so wurden gerade keine so sehr strengen Gesetze in Betreff der Vorrechte des Hinterdecks beobachtet. Die gemeinen Matrosen durften freilich das gewöhnliche Vorrecht nicht verletzen und sie betraten das Hinterdeck nur, wenn der Dienst, der gebieterischer als der despotischste Schiffer, ihre Gegenwart dort notwendig machte.

Die Zwischendeckpassagiere jedoch konnten, mit der Ausnahme, dass sie nicht die erste Kajüte betreten durften, sich überall auf dem Schiffe aufhalten und sich auf dem Hinterdeck nach Belieben ergehen.

Die Meisten von ihnen, fast alle mit einer einzigen Ausnahme, hatten von Zeit zu Zeit die ihnen eingeräumte Erlaubnis benutzt und bei schönem Wetter den größten Teil

ihrer Zeit in der Nähe des Steuerruders oder an anderen Plätzen in der Nähe der Hauptkajüte zugebracht.

Die einzige Ausnahme von dieser Gewohnheit machte der bereits erwähnte und beschriebene junge Mann – der Kunstdilettant.

Während der langen sechswöchigen Reise hatte er niemals das Hinterdeck betreten, noch sich überhaupt öfters auf irgendeinem Deck sehen lassen. Gewöhnlich hatte er sich unten aufgehalten, obgleich man ihn bei vorzüglich schönem Wetter auch wohl schweigend die Strickleiter erklettern und sich ganz vorn auf dem Vordermast niederlassen sehen konnte, wo er mit einem Buch stundenlang verweilte.

Das Sprietsegel war ebenfalls einer seiner Lieblingsplätze und dort, auf dem zusammengerollten Segel ausgestreckt, sah er gern in das blaue Wasser hinunter, als wollte er die Bewegungen der türkisfarbenen Delfine beobachten, die fortwährend das Schiff umschwärmten, als wären sie Abgesandte Neptuns, um das Schiff schützend zu begleiten.

Dennoch schien der junge Mann keineswegs eine vorzugsweise Neigung zur Trauer und zur Einsamkeit zu haben, denn zu anderen Zeiten kroch er den Weg durch die Klappen und Luken von einem Verdeck des Vorderkastells in das andere und der helle Klang seiner Stimme, der sich in Spaß und Gelächter den munteren Ergüssen der lustigen Teerjacken anschloss, bewies deutlich, dass seine natürliche Stimmung durchaus nicht finster, schwermütig oder ungesellig sei.

Sicher war er ein großer Liebling aller Matrosen. Ein Beweis hiervon ist, dass beim Durchsegeln der Linie (der Matrose betrachtet den Wendekreis des Krebses wie die Linie,

wenn die wirkliche, der Äquator, nicht auf seiner Reise erreicht wird) Neptun nicht darauf bestand, ihn mit seinem großen Messer zu rasieren, obwohl er zu arm war, um diesem Verfahren dadurch zu entgehen, dass er die Bartscherer des Seegottes bestach.

Weniger nachsichtig war der Gott jedoch mit Herrn Montagu Smythje, der genötigt wurde, nicht weniger als sechs Flaschen Rum zugleich mit verschiedenen Paketen Tabak zu bezahlen, um seinen prächtigen Backenbart wie seinen geschniegelten Schnurrbart vor der Verunreinigung von Teer und Tonnenfett zu bewahren.

Warum der junge Zwischendeckpassagier sich in dieser Weise vom Hinterdeck fernhielt und der Gemeinschaft mit den Kajütenpassagieren auswich, blieb denen ein Geheimnis, die hierüber ihre Vermutungen anstellten, obgleich sonst in seinem ganzen Betragen gar nichts Geheimnisvolles lag. Unbezweifelt wurde er durch einen persönlichen Stolz hierzu veranlasst und fühlte sich durch seine untergeordnete Stellung als Zwischendeckpassagier gedemütigt. Ein allerdings sehr begreifliches, aber doch nicht empfehlenswertes Gefühl. Er wusste sehr wohl, dass die Zulassung zum Hinterdeck für Passagiere seiner Klasse nur eine Höflichkeit, aber keine Berechtigung sei, und da er eines jener unabhängigen Gemüther war, welche das nicht annehmen wollen, was sie nicht als Recht beanspruchen können, so hatte er das höflichkeitshalber eingeräumte Hinterdeck lieber gar nicht betreten.

Da er niemals hinten gewesen und Herr Montagu Smythje geflissentlich nie nach vorn gekommen war, so hatte also kein Gespräch zwischen beiden stattfinden können.

Wirklich war während der ganzen Reise nicht ein einziges Wort zwischen ihnen gewechselt worden.

Die beiden jungen Leute hatten sich allerdings oft genug gesehen und kannten sich von Ansehen ganz wohl. Smythje hatte selbst das besondere Wesen seines Reisegegnossen, sich von den Übrigen fernzuhalten, bemerkt und hatte ihn einen »verteufelten Sonderling« genannt, – eine Bezeichnung, die der Letztere unbezweifelt im Geist, wenn auch nicht in Worten jedenfalls hinreichend erwidert hatte.

Ungeachtet seines nur geringen Denkvermögens war der Cockney-Stutzer sogar von einer gewissen Neugierde erfüllt, zu erfahren, wer und was dieser Sonderling eigentlich sein möge. Mehr als ein Mal hatte er den Kapitän und andere gefragt, doch wussten diese alle nichts von dem früheren Leben des Mitteldeckpassagiers.

»Weiß nichts von ihm«, sagte der barsche Schiffer, »ganz und gar nichts. Kam den Tag an Bord, bevor wir absegelten. Hat einen alten Mantelsack, zahlte sein Passagegeld und nahm Besitz von seiner Koje – das ist alles, was ich weiß.«

»Ein verteufelter Sonderling!«, wiederholte Herr Smythje zum zwanzigsten Male. »Ah, ah! Sollte ihn in der Tat selbst fragen, wenn nur eine Gelegenheit da wäre, aber der närrische Kerl kommt niemals hierher, und ich kann vorn nicht hingehen, denn es stinkt da abscheulich nach Teer.«

Die so sehr gewünschte Gelegenheit sollte aber doch kommen, wenn auch erst in der elften Stunde. Wirklich in der letzten Stunde der Reise, als die *Seenymphe* schon dicht vor dem Hafen war, gingen alle Passagiere zum Bug des Schiffes, um dort einen besseren Überblick über die prächtige, sich vor ihren Blicken entrollende Landschaft zu ha-



ben, und der Stutzer, der die allgemeine Neugierde teilte, ging diesmal ebenfalls dahin.

Nachdem er einen erhöhten Stand auf der Spitze der Ankerwinde eingenommen hatte, brachte er sein Glas ans Auge und begann die Landschaft zu besichtigen, deren Einzelheiten nun dicht genug waren, um unterschieden werden zu können. Herr Smythje blieb nicht lange stumm, denn er gehörte keineswegs zu den Schweigsamen. Die schöne Gegend hatte ihn zu einer Art poetischer Begeisterung angeregt, die sich bald in charakteristischen Ausdrücken Luft machte.

»Sehr schön, wahrhaftig, auf Ehre!«, rief er aus. »Würde eine prächtige Szene machen auf einem Theater. Meinen Sie nicht auch, guter Freund?«, fügte er hinzu, indem er sich aufs Geratewohl an einen neben ihm Stehenden wandte.

»Ja, mein guter Freund«, erwiderte der Angesprochene, der in der Tat kein anderer als der junge Zwischendeckpassagier war, »nach meiner Meinung hängt das ganz von dem Gegenstand ab.«

Ungeachtet der etwas satirischen Antwort wurde sie doch ohne alles Übelwollen vorgebracht. Im Gegenteil schwebte ein wohlwollendes Lächeln auf der Lippe des Sprechers, während er seine Augen mit einem etwas spaßhaften Ausdruck auf den Stutzer richtete.

»Ah, ja, Sie sind es, mein Herr«, sagte der Letztere, der nun erst bemerkte, wen er angesprochen hatte.

»Ja, gewiss!«, fuhr er fort, indem er die zynische Haltung, die der andere angenommen hatte, nicht bemerken zu wollen schien.

»Ah, sehr eigentümlicher Mann! Unbegreiflich, eigentüm-

lich! ... Darf ich fragen ... entschuldigen Sie die Freiheit ... Was führt Sie nur eigentlich hierher, nach Jamaika, mein' ich?«

»Dasselbe«, erwiderte der Zwischendeckpassagier, etwas ärgerlich über die fast an Unverschämtheit grenzende Weise, ihn so zu befragen, »was Sie selbst hierher geführt - das gute Schiff, die *Seenymphe*.«

»Ah, ja, in der Tat! Gut ... sehr gut! Aber, werter Herr, das ist es nicht, was ich gemeint habe!«

»Nicht?«

»Nein, ich versichere Ihnen. Ich meinte, welches Geschäft Sie hierher führt. Vielleicht haben Sie einen bestimmten Beruf?«

»Nein, ganz und gar keinen; dies ich versichere Ihnen.«

»Vielleicht sind Sie dann Kaufmann?«

»Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, dass ich nicht einmal Kaufmann bin.«

»Was, keinen Beruf und auch kein Kaufmann! Was zum Kuckuck wollen Sie denn in Jamaika machen? Vielleicht suchen Sie eine Stelle als Buchhalter auf einer Pflanzung oder auch vielleicht als Aufseher? Das erfordert nicht gerade viel Erfahrung, wie ich gehört habe. Denn der Buchhalter hat gar keine Bücher zu führen, ha, ha, ha, und einen Schwarzen kann ja ein jeder beaufsichtigen. Ist es das, was Sie erwarten, werter Freund?«

»Ich erwarte hier gar nichts, in keiner Weise«, erwiderte der junge Mann in einem Tone sorgloser Gleichgültigkeit. »Betreffs des Geschäftes, das ich hier betreiben will, so dürfte das wohl von dem Willen eines anderen abhängen.«

»Eines anderen? So! Wessen denn, wenn ich fragen darf.«

»Meines Onkels.«

»So, wirklich? Also Sie haben einen Onkel hier auf Jamaika?«

»Ja, wenn er noch lebt.«

»Wie? Sie sind nicht einmal sicher, ob er noch lebt? Sie haben vielleicht lange nichts von ihm gehört?«

»Mehrere Jahre nicht«, erwiderte der junge Zwischendeckpassagier, indem seine bedenkliche Lage ihn nun veranlasste, den früher angenommenen satirischen Ton zu vermeiden. »Mehrere Jahre nicht«, wiederholte er, »obgleich ich ihm geschrieben habe, dass ich mit diesem Schiff kommen würde.«

»Merkwürdig! Und darf ich fragen, was für ein Geschäft Ihr Onkel betreibt?«

»Er ist ein Pflanzer, glaube ich.«

»Ein Zuckerrohrpflanzer?«

»Ja, das war er wenigstens, als wir zuletzt von ihm gehört haben.«

»Ah, dann ist er wohl ein Gutsbesitzer? In dem Fall wird er schon etwas Besseres für Sie finden, als Schwarze zu beaufsichtigen. Darf ich etwa Ihren Namen wissen?«

»Ganz gern. Meine Name ist Herbert Vaughan.«

»Vaughan«, wiederholte der Stutzer in einem neuen Interesse verratenden Ton. »Vaughan? Verstehe ich Sie recht?«

»Herbert Vaughan«, erwiderte der junge Mann fest und nachdrücklich.

»Und Ihres Onkels Namen?«

»Er heißt auch Vaughan. Er ist meines Vaters Bruder oder war es vielmehr, da mein Vater tot ist.«

»Doch nicht Loftus Vaughan, Gutsbesitzer auf *Willkommenberg*?«

»Loftus ist meines Onkels Taufname und *Willkommenberg*

ist, glaube, ich, der Name seines Gutes.«

»Sehr merkwürdig! Unbegreiflich merkwürdig! Wissen Sie wohl, werter Herr, dass Sie und ich zum selben Platz reisen? Loftus Vaughan von *Willkommenberg* ist der Verwalter meines eigenen Grundbesitzes, derselbe, bei dem ich angemeldet bin. Wie eigen doch! Sie und ich, wir sollen nun Gäste unter demselben Dach sein!«

Die Bemerkung war von einem hochmütigen und anmaßenden Blick begleitet, der von dem jungen Zwischendeckpassagier keineswegs unbemerkt blieb. Dieser Blick war es auch, der die wahre Bedeutung jener Worte anzeigte, die Herbert Vaughan nun nicht anders als für eine Beleidigung nehmen konnte.

Er war im Begriff, darauf eine derbe Bemerkung zu machen, als der Stutzer sich plötzlich entfernte, indem er beim Fortgehen einige halb unverständliche Abschiedsworte hervorstieß.

Herbert Vaughan sah ihm einen Augenblick mit einem Lächeln tiefster Verachtung auf den Lippen nach.

Freilich war dies nur eine kurze Zeit zu bemerken, denn seine Haltung nahm bald wieder ihren gewöhnlichen gutmütigen Ausdruck an, und er stieg ins Zwischendeck hinunter, um sein nur geringes Gepäck für die Ausschiffung bereitzuhalten.

## Kapitel 16

### Quashie

In weniger als einer halben Stunde nach dem kurzen Gespräch zwischen Herrn Montagu Smythje und dem jungen Zwischendeckpassagier war die *Seenymphe* in den Hafen eingelaufen und lag am Landungsdam.

Ein breites Legebrett wurde von der Küste an das Schiff gelegt, und über dieses kam sofort ein großer Haufen von Männern und Frauen von allen möglichen Nationalitäten an Bord, während die des Schiffes müden Passagiere und alles, was dazugehörte, sich beeilten, so bald als möglich ans Land zu kommen.

Halb nackte schwarze, braune und gelbe Träger rissen sich um das Gepäck, rissen Kisten, Koffer und Felleisen umher und schleppten sie überall hin, nur nicht zu dem rechten Platz, während sie in dem ihnen eigenen Geschwätz mit solcher Heftigkeit schrien und kreischten, dass es fast dem Geschnatter der Affen glich.

Auf dem Kai hielten verschiedene Wagen, die augenscheinlich auf die Ankunft des Schiffes gewartet hatten, nicht Mietwagen, wie dies in einem europäischen Hafen wohl der Fall gewesen wäre, sondern Privatfuhrwerke, worunter einige sehr schöne, von einem Paar hübscher Pferde gezogene und von einem schwarzen Livreekutscher geführte Chaisen. Außerdem waren noch einige Gigs nur mit einem Pferd da oder zweirädrige Wagen von niedrigerer Gattung, nach Beschaffenheit des Vermögens und des Ranges derjenigen, für deren Wegführung sie am Hafen warteten.

Auch mit Ochsen bespannte Wagen hielten nahe am Landungsplatz, um das schwere Gepäck aufzunehmen. Die nackten schwarzen Ochsenführer lagen faulenzend und schweigend um die Tiere herum oder riefen sie auch zuweilen beim Namen und sprachen mit ihnen, als ob diese ihre Reden vollkommen verstanden.

Unter den verschiedenen, auf dem Kai haltenden Wagen war eine sehr hübsche Barutsche besonders auffallend. Sie war mit zwei milchweißen und prachtvoll angeschirrten Pferden bespannt, ein Mulatte saß als Kutscher in einer Livree vom hellsten Grün mit gelben Aufschlägen auf dem Bock, während ein Diener in Kleidern von derselben Farbe am Wagentritt stand und die Tür für jemanden zum Einsteigen offen hielt.

Herbert Vaughan, der auf dem Vorderdeck der *Seenymphe* stand und unentschieden war, wohin er sich auf dem Land wenden sollte, hatte die prachtvolle Equipage wohl bemerkt. Er sah noch nach ihr, als seine Aufmerksamkeit auf zwei Herren hingezogen wurde, die vom Schiff sofort heruntergegangen und nun bei diesem Wagen angelangt waren. Ein weißer Diener folgte ihnen und hinter ihm waren zwei Schwarze, die eine Anzahl leichter Gepäckstücke fortbrachten. Einer der Herren und der weiße Diener wurden von Herbert leicht wiedererkannt, denn sie hatten die Überfahrt mit ihm gemacht. Es waren Herr Montagu Smythje und sein Kammerdiener. Der andere Herr, der ihn begleitete, war von der Insel und die beiden das Gepäck tragenden Schwarzen gehörten ihm an.

Herbert erinnerte sich nun des eigentümlichen Ausdrucks, den der Zierlaffe ganz kurz zuvor gebraucht hatte, dass er nämlich bei dem Eigentümer von *Willkommenberg*

angemeldet sei.

War das der Wagen von *Willkommenberg* und war der so ergebenst aussehende Herr, der ihn jetzt begleitete, sein Onkel?

Nein, der Mann war dafür zu jung und außerdem würden sein nur gewöhnlicher Rock wie seine gemeinen Leinwaden wohl kaum für den Eigentümer einer solchen glänzenden Equipage geeignet gewesen sein.

Herbert wandte sich nun um und suchte jemandem, den er befragen könnte.

Viele Inselbewohner waren an Bord, sowohl weiße als auch farbige; indes die meisten zu weit entfernt waren, entweder in der Mitte des Schiffes oder auf dem Hinterdeck. Nur ein einziger wirklicher Eingeborener war in der Nähe, um mit ihm sprechen zu können, ein Knabe von solchem plumpen, knorpeligen und ungeschlachteten Aussehen, dass der junge Mann Anstand nahm, eine Frage an ihn zu richten, da er kaum hoffen durfte, eine verständliche Antwort zu erhalten.

Als er den schwarzen Buben mit etwas mehr Aufmerksamkeit betrachtete, verriet ein gewisses Blinzeln seiner Augen allerdings mehr Verstand und Einsicht, als Herbert ihm zuerst zugetraut hatte. Außerdem sah der Knabe ihn stets mit festem Blick an, als erwarte er eine Frage oder sei begierig, selbst zu fragen.

Herbert entschloss sich, an dieser Quelle die nötige Erkundigung einzuziehen.

»Wohl, mein Junge«, sprach er in einem freundlichen Ton, »kannst du mir sagen, wem der Wagen da gehört, der mit den milchweißen Pferden und dem Kutscher in grüner Livree?«

»Jo, jo!«, erwiderte der schwarze Bube und zeigte grin- send eine ganze Reihe elfenbeinerner Zähne. »Das ist Mas- sa seine Barouche. Jedermann kennt die Barouche – jeder- mann in der Bay.«

»Wer ist Massa?«

»Nun, mein Massa, gewiss.«

»Und wie ist denn deines Massa Namen?«

»Sein Name? Das große Haus ist sein Name – *Willkom- menberg* – große Zuckerpflanzung.«

»Ist denn das da Herrn Vaughans Wagen?«

»Jo, Herrn, Massa Va'n - großer Gutsbesitzer.«

»Ist da Herr Vaughan selbst, der nun auf sein Pferd steigt?«

»Massa Va'n, nein. Das ist nur der Aufseher. Er treffen großen Herrn, der mit großem Schiff gekommen. Gehen nach Schloss *Willkommenberg*. Da wollen sie hin. – Guck, wie Cudjo auf die Pferde haut!«

Der Wagen hatte indessen Herrn Montagu Smythje aufge- nommen, der Diener bestieg den Bock, indem er den Hin- tersitz dem englischen Kammerdiener überließ, und fort ging es mit größter Eile, während der Aufseher als Beglei- tung zu Pferde nachfolgte.

Herbert sah dem sich entfernenden Wagen nach, bis eine Biegung der Straße ihn seinen Augen entzog.

Dann seine Augen aufs Deck kehrend, stand er einige Au- genblicke in nachdenkender Haltung, im Geiste verschiede- ne Erwägungen, die keineswegs angenehm waren.

Er hatte während dieser Zeit den schwarzen Buben ganz vergessen, obgleich dieser stets an seiner Seite verweilte und ihn mit einem offenbar fragenden Blick ansah.

Herbert dachte über seine eigene Lage nach. Keiner da,



um ihn zu treffen und ihn zu begrüßen! Was mochte das bedeuten?

Hatte sein Onkel seinen Brief nicht erhalten? Gewiss musste es so sein. Was sollte er denn nun tun? Nach dem Weg nach *Willkommenberg* fragen und dort sofort hingehen? Unverzüglich musste es jedenfalls sein, denn er hatte kein Geld, nicht einen Rappen, um ein Zimmer in der Stadt bezahlen zu können. Er hätte zu Fuß gehen müssen, denn er hatte auch kein Geld, um ein Pferd zu mieten. Und wie würde er nun wohl bei seiner Ankunft empfangen werden? Würde er zu *Willkommenberg* wirklich ein Willkommen finden? Er wusste gar nichts von seines Onkels Gesinnungen gegen ihn. Jahre lang hatte der Pflanzer es nicht für der Mühe wertgehalten, mit seinem Vater Briefe zu wechseln und mit ihm selbst niemals, er wusste gar nichts von ihm. Und nun, da er ganz ohne Geld kam, armselig und, schlimmer noch als das, ohne einen Beruf, ohne irgendetwas zu können. Welche Aufnahme konnte er wohl erwarten?

Unter dem Einfluss dieser Gedanken wurde das Aussehen des jungen Mannes mit düsteren Wolken umzogen und er stand schweigend und starrte mit offenen, aber nicht sehenden Augen auf das Schiffsverdeck.

»Herr!«, sagte der farbige Bube, seine Gedanken unterbrechend.

»Ha, du bist da?«, versetzte Herbert, indem er aufsah und mit einigem Erstaunen bemerkte, dass der Knabe ihn mit festem Blick anstarrte »Was willst du haben, mein Bursche? Wenn es Geld ist, ich habe keins, um es dir zu geben.«

»Geld? Quashie braucht kein Geld. Er kann Massa bitten. Der Herr nun fertig mitzugehen?«

»Fertig, zu gehen? Wohin? Was meinst du, Bursche?«

»Gehen nach dem großen Hause?«

»Großes Haus! Von welchem großen Hause sprichst du?«

»*Willkommenberg*, Herr, Massa Va'n. Sie zu Massa Va'n, Herr?«

»Was!«, rief Herbert verwundert aus, indem er zugleich den schwarzen Jungen vom Kopf bis zu den Füßen maß, »woher weißt du das?«

»Quashie das gut genug wissen. Mit dem großen Schiff gekommen, hat der Aufseher gesagt. Aufseher jungen Herrn vom Kai aus gezeigt, Quashie geschickt, Herrn nach *Willkommenberg* zu bringen. Fertig nun, zu gehen, Herr?«

»Du bist also von *Willkommenberg*?«

»Ja, ja, - mir Pferdeknaabe da und Postknaabe auch. Nun Pony bringen für jungen englischen Herrn? Aufseher Barouche gebracht für großen englischen Herrn. Gepäck alles im Ochsenwagen.«

»Wo ist dein Pony?«

»Auf dem Kai, Herr! Bereit zu gehen? Herr?«

»Alles in Ordnung«, sagte Herbert, der nun den Stand der Angelegenheiten vollkommen begriff. »Nimm den Mantelsack mit, Bursche, und wirf ihn in den Wagen. Welchen Weg muss ich einschlagen?«

»Können Weg gar nicht fehlen, Herr! Grad auf den Fluss, bis Sie kommen zum Kreuzweg. Da nehmen Sie Weg, der zur Linken führt. Bald dann *Willkommenberg* sehen, Herr!«

»Wie weit ist es?«

»Ungefähr vier Meilen, Herr - kommen da lange vor Sonnenuntergang an. Pony geht wie der Blitz. Halten Sie sich nur rechts beim Kreuzweg.«

So unterwiesen verließ der junge Zwischendeckpassagier das Schiff, nachdem er den freundlichen Teerjacken noch

Lebewohl gesagt hatte, die ihn während seiner mühseligen Reise so außerordentlich gut behandelt hatten.

Mit seinem Gewehr, einer einläufigen Vogelflinte, auf der Schulter überschritt er das Verdeck und betrat den Kai. Dann löste er das Pony von dem Ochsenwagen ab, an den es angebunden war, schwang sich in den Sattel und trabte dann den Weg, der ihm als der einzige nach *Willkommenberg* führende bezeichnet worden war.

## Kapitel 17

### Die Reise am Schwanze

Die durch die plötzliche Versetzung vom Schiff ans Land hervorgebrachte Aufregung, das Getümmel der Straßen, die er durcheilte, die bei jedem Schritt seine Augen und Ohren trafen, alles dies verhinderte Herbert, an irgendetwas zu denken, was ihn selbst betraf.

Indes wurde sein Geist doch nur eine kurze Zeit von der Betrachtung seiner eigenen Angelegenheiten abgezogen. Bevor er noch weit geritten war, führte der vorher von Häusern eingefasste Weg unter einen Baldachin von Waldbäumen, und der junge Reisende befand sich auf einmal in vollkommenster Einsamkeit.

Unter dem dunklen Schatten der Bäume kehrte sein Geist zu seinen früheren Unglücksahnungen zurück. Während er eine Strecke Weges, wo der Boden feucht und sumpfig war, langsamer ritt, verfiel er in Gedanken, die keineswegs zu den heitersten gehörten. In der hat zeigte der traurige Ausdruck, der sich über seine Züge verbreitete, dass sie wohl

höchst schmerzlich sein mochten.

Der Gegenstand seiner Gedanken kann leicht erraten werden. Jedenfalls war es sehr natürlich, dass sein Geist bei der Aufnahme verweilte, die er von seinem Verwandten wohl zu gewärtigen haben möchte. Von dem, was sich bisher ereignet hatte, konnte er gerade kein sehr günstiges Anzeichen für die Zukunft entnehmen.

Er hatte sehr wohl – und wie hätte er es nicht sollen – den Unterschied bemerkt, der zwischen ihm selbst und seinem Reisegenossen gemacht, während den Letzteren eine prachtvolle Equipage erwartete und seine Landung unter der Aufsicht des Oberverwalters des Gutes seines Onkels, mit Hinzuziehung von zahlreichen Dienern in glänzenden Livreen, gleichsam zu einer Art Ovation gemacht worden war. Wie verschieden waren dagegen die ihm zu Gebote gestellten Transportmittel! Kein Wort des Willkommens, nicht einmal eine Begrüßung vonseiten des Aufsehers, der so untertänig gegenüber seinem Reisegenossen auftrat! Und dennoch war es nicht zweifelhaft, dass sein Brief ordnungsgemäß angekommen sei. Das Dasein des magern, dünnen und armselig geschirrten Kleppers, zugleich mit den Nachrichten, die er von dem ungeschlachteten Stallburschen, der ihn zu der Bay gebracht hatte, erhielt, war hinreichender Beweis von der Art und Weise, wie der Onkel ihn erwartete.

Der junge Mann fühlte die ihm zuteilwerdende Erniedrigung nicht leicht und oberflächlich, sondern tief und einschneidend, je länger er über die einzelnen Umstände nachdachte, desto empörter wurde sein Sinn.

»Bei dem Andenken meines Vaters!«, murmelte er beim Reiten, »es ist eine Beleidigung, die ich nicht übersehen

kann, eine Beleidigung mehr gegen ihn, als gegen mich selbst! Aber jetzt sollte ich auch der Erfüllung seines Sterbewunsches wegen nicht einen Schritt weiter gehen!« Wie er dies sagte, hielt er seinen Klepper an, sodass er stillstand, gleich als sei er halb entschlossen, seine Drohung sofort in Tat umzusetzen.

»Vielleicht«, fuhr er dann fort und ritt mit einem hoffnungsvolleren Blick weiter, »vielleicht möchte bei dem allen doch irgendein Versehen zugrunde liegen? Doch nein«, fügte er dann mit stärkerem Nachdruck auf die Verneinung hinzu, »es kann gar keines sein! Dieser einfältige Geck ist ein reicher junger Mann, ich dagegen ein armer Teufel«, und er lächelte bitter zu diesem Gegensatz. »Das ist die Ursache, weshalb solch ein Unterschied zwischen uns gemacht wird. Mag es so sein!«, fuhr er nach einer Unterbrechung fort. »Wenn ich auch arm bin, dieser ungeschliffene Verwandte soll mich so stolz finden, wie er selbst ist. Ich will ihm Hohn für Hohn wiedergeben, ich will eine Erklärung über sein Betragen verlangen, und je früher, je besser.«

Sowohl von dem Gefühl der Schmach getrieben als auch von dem fast schon feststehenden Vorsatz der Wiedervergeltung gab der junge Abenteurer seinem Gaul die Peitsche und sprengte in vollem Galopp vorwärts.

Der Klepper hatte gar kein starkes Antreiben nötig, denn das Tier wusste ganz gut, dass es nach Hause ging, und die Anziehungskraft seiner eigenen Krippe brachte ihn zu viel schnellerem Lauf, als es je Peitsche und Sporn vermocht hätten.

Eine ganze Stunde wurde dieser Galopp ohne Aufenthalt fortgesetzt. Der Weg war breit, hatte viele Räderspuren,

und da er grade auslief, so hielt der Reiter es für gewiss, dass er der rechte sei. Dann und wann sah er zwischen den Bäumen durch Wasser, unbezweifelt den Fluss, den der schwarze Bursche bei seiner Wegebeschreibung erwähnt hatte.

Zuletzt kam der Kreuzweg und bewog ihn, in dem raschen Galopp einzuhalten, damit der Gaul den Fluss durchwaten könne, denn eine Brücke schien nicht vorhanden zu sein. Das Wasser war nur knietief, das Pony ging ohne Zaudern hinein und watete zur andern Seite.

Dort hielt Herbert an, denn er geriet in eine nicht geringe Verlegenheit. Der Weg teilte sich. Der Junge hatte ihn allerdings gewarnt und ihm gesagt, er solle den zur Linken nicht nehmen, doch nun waren anstatt zweier gar drei Wege da.

Da war offenbar ein Zweifel. Es war freilich leicht zu wissen, welcher Weg nicht einzuschlagen werden sollte, der, welcher zur Linken führte. Doch welchen von den beiden anderen sollte er wählen? Beide waren schöne breite Wege und jeder von ihnen mochte ihn nach *Willkommenberg* bringen.

Hätte der Reiter dem Pony seinen eigenen Willen gelassen, so würde dieser wohl den rechten Weg gewählt haben. Zuletzt würde er dies auch wohl getan haben, doch bevor er sich zu etwas entschloss, hielt er es für besser, nach den Spuren des Wagens zu sehen, der hier vor ihm gewesen sein musste.

Während er noch beratschlagte, wurde die durch sein Halten hervorgebrachte Stille plötzlich durch eine Stimme unterbrochen, die ihm nicht ganz unbekannt zu sein schien.

Als er sich nun plötzlich im Sattel umdrehte und in die

Richtung sah, woher die Stimme zu kommen schien, wie groß war sein Erstaunen, da er den Jungen sah, den schwarzen Quashie!

»Da, Herr! Das der Kreuzweg, ich Sie gesagt. Den links nicht nehmen, der führt zu Judenkoppel. Ganz rechts auch nicht, geht nach Schloss Montagu. Der mittlere ist Massa Vans Weg; führt grad hinauf nach *Willkommenberg*.«

Der junge Reisende war einige Augenblicke fast sprachlos vor Verwunderung. Er hatte den Buben auf dem Vorderdeck des Schiffes verlassen, um das Gepäck zu besorgen, und er hatte ihn auch wirklich – er konnte darauf schwören – noch am Bord desselben gesehen, als er vom Kai fortritt. Nun hatte er bereits eine Strecke von mehreren Meilen durchritten, größtenteils in vollem Galopp, gewöhnlich aber doch viel schneller, als ein Fußgänger hätte gehen können. Wie sollte er sich nun die Nähe des Quashie erklären?

Dies war die erste Frage, die er sich selbst stellte und die er auch an den schwarzen Buben richtete, sobald er sich von seiner Überraschung so weit erholt hatte, um sprechen zu können.

»Quashie folgen jungem Herrn auf seinen Ponyhacken.«

Die Antwort vermochte den jungen Herrn nur wenig zu befriedigen, da er es für irgendein menschliches Wesen ganz unmöglich hielt, eben so schnell gelaufen zu sein, als er geritten.

»Auf den Pferdehacken? Was, du Schwarzhaut! Willst du sagen, dass du den ganzen Weg vom Landungsplatz aus hinter mir hergelaufen bist?«

»Ja, Herr, das Quashie getan.«

»Aber ich sah dich ja am Bord des Schiffes, als ich fortritt.

Wie auf der Welt hast du mich einholen können?«

»Ja, Massa, das war sehr leicht. Junger Herr ritt fort, Quashie legt Mantelsack in Ochsenkarren und folgt. Herr langsam geht, Quashie bald bei ihm und leicht mit dem Pony ran – nicht wunderbar das.«

»Nicht wunderbar! Was, du Sprössling der Finsternis, ich bin äußerst rasch geritten, und wie du mit mir fortgekommen bist, ist mir unbegreiflich. Ja, du bist ein guter Läufer, das muss ich sagen. In der Tat, bei einem Wettlaufen würde ich auf dich halten gegen alle anderen, Schwarze wie Weiße. Den mittleren Weg, sagst du?«

»Ja, Herr, das der Weg nach *Willkommenberg*. Sie bald sehen das große Tor der Pflanzung.«

Herbert führte seinen Klepper auf den angegebenen Weg, während seine Gedanken noch bei dem merkwürdigen Vorfall verweilten.

Er war nur wenige Schritte vorwärts geritten, als er sich rückwärts umsah, teils um sich zu vergewissern, ob Quashie ihm folge und teils, um an diese sonderbare Begleitung eine Frage zu richten. Eine neue Überraschung war ihm indes bereitet worden.

Der schwarze Bursche war nirgends zu sehen! Weder zur Rechten noch zur Linken, noch hinten konnte er ihn erblicken.

»Wo zum Teufel mag der Bengel nur hingegangen sein?«, fragte Herbert mechanisch, indem er zugleich das Unterholz an beiden Seiten des Weges durchforschte.

»Hier, Herr!«, antwortete eine Stimme, die unten aus dem Grund hervorzukommen schien, während zugleich der braune, gerade über dem Rücken des Pferdes sichtbare Hut Quashies seine nächste Nähe verriet.



Nun war es klar, wie der Bursche mit dem Pony hatte fortkommen können. Er hatte sich an seinem Schwanz festgehalten!

Es lag wirklich etwas so Spaßhaftes in diesem Anblick, dass der junge Engländer einen Augenblick all die ernstesten Gedanken vergaß, die ihn gequält hatten und, abermals seinen Klepper anhaltend, in schallendes Gelächter ausbrach.

Der schwarze Bursche teilte seine Lustigkeit durch ein seinen Mund von einem Ohr zum anderen ausdehnendes Grinsen, obwohl er durchaus nicht begreifen konnte, weshalb der junge Herr so gewaltig lache. Er vermochte durchaus nichts Lächerliches in einem Gebrauch zu sehen, den er täglich ausübte, denn es war nicht das erste Mal, dass Quashie eine Reise am Schwanz eines Pferdes gemacht hatte.

## Kapitel 18

### Nach Willkommenberg

Ungefähr eine halbe Stunde weiter auf dem Hauptweg kam das Eingangstor von *Willkommenberg* in Sicht. Dort waren keine Wohnung, nur zwei große steinerne Pfeiler mit einem Flügel aus starkem Mauerwerk auf jeder Seite und eine schwere Flügelpforte dazwischen.

Den bereits erhaltenen Weisungen zufolge konnte Herbert ganz gut wissen, dass dies der Eingang zu seines Onkels Pflanzung sei.

Aber Quashie, der sich fortwährend an den Ponyschwanz festhielt, entfernte jeden möglichen Zweifel, indem er aus-

rief: »Das sein der Tor, das sein der Weg nach *Willkommenberg!*«

Als er durch das Tor ritt, war das große Wohnhaus selbst zu sehen. Seine weißen Mauern und grünen Jalousien erschienen deutlich am Ende der langen Allee, die mit ihren langen Reihen von Palmen und Tamarinden dem Zugang ein höchst aristokratisches Aussehen gaben.

Herbert war auf etwas Derartiges gefasst. Er hatte zu Hause gehört, dass seines Vaters Bruder ein Mann von großem Vermögen sei, und dies war fast alles, was sein Vater über ihn selbst wusste.

Die glänzende Equipage, die seinen mehr begünstigten Reisegenossen aufgenommen und die vielleicht eine Stunde zuvor denselben Weg befuhr, bewies schon genügend, in welcher großartiger Weise sein Onkel lebte.

Das Wohnhaus vor seinen Augen entsprach vollkommen allem, was er bisher gehört und gesehen hatte.

Kein Zweifel konnte obwalten, sein Onkel gehörte zu den »Großen« der Insel.

Dieser Gedanke erregte bei ihm weit weniger Vergnügen als vielmehr Sorge. Sein Stolz war bereits arg verletzt worden, und nun würde er wahrlich eine Hütte und ein herzliches Willkommen aller Gastfreundschaft eines ihn unfreundlich aufnehmenden Palastes vorgezogen haben.

Selbst schon vor der Landung, vielleicht schon vor der Einschiffung, hatte er nicht gerade besondere Erwartungen für seine gute Aufnahme gehegt. Damals konnte er nur nach seines Vaters Erfahrungen urteilen, doch nun besaß er bereits andere Anhaltspunkte in der Verschiedenheit des ersten Empfanges, die seinem Reisegenossen und ihm selbst gewährt worden waren. Als er daher die prachtvolle

Allee hinauf sah, wurde er von einem Vorgefühl bedrückt, dass ihn noch eine größere Demütigung erwarte.

Er wusste nicht, ob sein Onkel Familie besaß. Sein Vater hatte nie davon gehört, auch nicht einmal, ob er verheiratet sei. Den englischen Verwandten war sein Verhältnis mit der Quadrone niemals berichtet worden, noch sonst etwas, was ihn seit seiner Auswanderung nach Jamaika betraf.

Herbert näherte sich deshalb dem Haus in äußerster Ungewissheit über diese Dinge, da ihm gänzlich unbekannt war, ob sein Onkel kinderlos sei oder ob er bei seiner Ankunft einen großen Familienkreis antreffen würde.

Natürlicherweise dachte er auch an die Möglichkeit, Vettern und Cousinen anzutreffen, und war deshalb neugierig, hierüber aufgeklärt zu werden. Konnte Quashie ihm nicht vielleicht die gewünschte Auskunft erteilen? Der Bursche hielt sich noch immer am Ponyschwanz fest, und Herbert entschloss sich, ihn zu fragen.

»Quashie! Das ist dein Name, nicht wahr?«

»Ja, Herr! Quashie, der Postbursche.«

»Postbursche! Bringst du denn die Briefe?«

»Ja, Herr! Nach dem Posthaus in der Bay, und da bringen nach dem großen Hause.«

»Wessen Briefe bringst du?«

»Massa seine Briefe, Herr; zuweilen auch an junges Fräulein.«

»Welches junge Fräulein?«

»Nun, Herr, was fragen? Da nur ein einziges Fräulein sein. Fräulein Käthe, Massas einzige Tochter.«

»Eine Cousine wenigstens«, sagte Herbert zu sich selbst, sehr wohl zufrieden mit dem Erfolg seiner versteckten Fragen. Ich bin doch neugierig, ob da auch sonst noch männli-

che Familienglieder vorhanden sind,

»Quashie!«

»Hier, Herr!«

»Hast du auch zuweilen Briefe für Fräulein Käthchens Bruder?«

»Fräulein Käthens Bruder? Sie hat keinen Bruder, Herr. Ich nie gesehen.«

»O, ich meinte ihren Vater.«

»Jo, gewiss, Herr! Quashie schon gesagt, Briefe bringen für Massa Van. Fast alle Briefe für Massa.«

»Also nur eine Cousine!«, sagte Herbert wieder zu sich selbst. »unter anderen Umständen wäre dies vielleicht ganz interessant, aber nun? – Sag mir, Quashie, war es denn Herr Vaughan selbst, der dich beauftragte, mich nach *Willkommenberg* zu bringen? Oder hast du deine Befehle vom Aufseher erhalten?«

»Massa nicht mit mir gesprochen von Ihnen, Herr! Ich nichts gehört von ihm.«

»Der Aufseher dann?«

»Jo, Herr! Der Aufseher.«

»Was hat er dir aufgetragen? Sag es mir so genau, wie du kannst, und ich will dir später ein Geschenk machen.«

»Wohl, wohl, Massa! Ich alles erzählen, genau, wie er gesagt. Quashie, sagte er, Quashie, befahl er, du gehst hinunter an Bord des großen Schiffes, du siehst, dass da ein junger Herr – das waren Sie selbst Herr! – Du bringen ihn zum Ochsenwagen. Du nehmen sein Gepäck dazu; dann du steigen ihn auf Coco – des Ponys Namen – und dann bringen hier in mein Haus. Das alles, er gesagen, jedes Wort.«

»Zu seinem Haus? *Willkommenberg* meinst du?«

»No, junger Herr kommen nach Aufsehers Haus. Und nu

sind wir grade bei dem Wege, der dahin führt. Diesen Weg, Herr! Diesen Weg!«

Der schwarze Bursche zeigte hinten auf einen Nebenweg, der von der Hauptallee abgehend zu dem Bergrücken führte, wo er sich in dickem Gehölz verlor.

Herbert hatte das Pony angehalten und saß, in stummer Verwunderung auf seinen Führer starrend.

»Diesen Weg, Herr!«, wiederholte der Knabe. »Das da ist der Haus! Sie sehen, da, wo der Rauch aufsteigt, grad über den großen Baum.«

»Was meinst du denn, mein Freund? Von welchem Haus sprichst du denn eigentlich?«

»Des Aufsehers Haus, Herr!«

»Was kümmert mich des Aufsehers Haus?«

»Wir alle da, Herr!«

»Wer? Du?«

»Beide, Herr! Und das Pony auch.«

»Bist du verrückt geworden, du Sprössling der Finsternis?«

»Nein, Herr! Quashie nur tun, was ihm befohlen. Aufseher Quashie befohlen, jungen Herrn nach seinem Haus zu bringen. Das hier ist der Weg.«

»Ich sage dir, Bursche, du mußt dich sehr irren. Ich will nach *Willkommenberg*, zu meines Onkels Haus.«

»Nein, nein, Herr, wir nicht irren. Der Aufseher mir ganz genau sagen. Mir sagen, Sie nicht für den großen Haus, den Buff. Er sagen, Sie bringen zu seinem eigenen Hause.«

»Bist du dessen ganz gewiss?«

Während Herbert diese Frage stellte, beugte er sich im Sattel über und hörte aufmerksam auf die Antwort.

»O, Herr! Ich weiß es ganz gewiss, so gewiss, wie die Son-

ne da am Himmel stehen. Ich es beschwören, wenn Sie wollen.«

Als er diese feste Versicherung hörte, saß der junge Engländer einen Augenblick in tiefes und peinliches Nachdenken versunken. Seine Brust hob und senkte sich in wildester Aufregung, als ob eine fürchterliche Wahrheit, die er bisher nicht glaubte, sich ihm nun vollständig enthülle.

Da ergriff Quashie den Zaum und wollte das Pony in den Nebenweg lenken.

»Nein!«, rief der Reiter mit donnergleicher Stimme aus. »Lass mich gehen, Bursche, lass mich gehen, oder du bekommst Prügel! Das da ist mein Weg.«

Und sofort entzog er die Zügel der Hand des Führers und lenkte das Pony in die große Allee zurück.

Dann gab er dem Pferd einen kräftigen Hieb und sprengte im vollen Galopp auf das große Haus zu.

## Kapitel 19

### Ein schlüpfriger Fußboden

Der den Herrn Montagu Smythje von der Montego Bay nach *Willkommenberg* bringende Wagen kam die große Allee herauf und gelangte vor dem großen Haus gerade eine Stunde vorher an, ehe Herbert Vaughan auf seinem elenden Klepper und von Quashie begleitet an dem Eingangstor der Pflanzung war.

Herbert, der beim Vorwärtsreiten seine Augen fest auf das Haus gerichtet hielt, vermochte keinen einzigen Menschen, weder vor dem Haus, noch vor der Tür, noch an den

Fenstern zu erblicken, obgleich die venezianischen Fensterläden weit aufstanden.

Dieser Umstand, dass nicht ein einziges menschliches Wesen vor dem Haus zu finden war, erregte natürlich bei dem jungen Mann ganz eigene Gedanken. Sowohl sein Onkel als auch alle Dienstleute waren sämtlich im Haus selbst mit dem aristokratischen und geehrten Gast beschäftigt. Niemand bekümmerte sich um ihn.

Die Wahrheit lag in der Tat dieser Annahme nicht fern. Sein Onkel dachte wirklich nicht an ihn. Nachdem er die bereits erwähnten Vorkehrungen getroffen hatte, befürchtete der Pflanze gar keinen unangenehmen Zwischenfall mehr.

Herr Smythje war um halb vier am Nachmittag angekommen. Vier Uhr war die gewöhnliche Mittagszeit auf *Willkommenberg*, sodass gerade hinreichende Zeit für den Kammerdiener vorhanden war, die mannigfachen Koffer und Mantelsäcke auszupacken und seinen stutzerhaften Herrn zum Mittagessen anzukleiden.

Alles dies war geschehen, bevor der junge Zwischendeckpassagier beim Haus ankam. Das Mittagsmahl war auf den Tisch gestellt worden, die Glocke hatte die Gäste geladen, Herr Vaughan hatte den geehrten Gast seiner Tochter Käthchen vorgestellt, und alle drei, Vater, Tochter und - nach Herrn Vaughans Ansicht - der mutmaßliche Schwiegersohn hatten sich an den Tisch gesetzt.

Da nur drei Couverte gelegt waren, so war die Anzahl der Gäste vollständig und das Mahl begann.

Es schien weiter kein Gast erwartet zu werden und es wurde auch keiner als fehlend erwähnt.

In der Absicht des Herrn Vaughan hatte es gelegen, die

Vorstellung des Herrn Smythje bei seiner Tochter von so großer Wirkung als möglich zu machen.

Er war klug genug, um die Macht der ersten äußeren Erscheinung zu kennen.

Aus diesem Grund hatte er es so eingerichtet, dass beide sich nicht vor dem Mittagessen zu Gesicht bekamen, wo sie in gewähltem und vollständigem Anzug erscheinen mussten.

In soweit ein günstiger Eindruck auf Herrn Smythje hervorgebracht werden sollte, war diese Absicht des Herrn Vaughan auch vollständig erreicht.

Seine Tochter erschien in der Tat prächtig, strahlend wie der Edelstein, der in ihrem Haar schimmerte, anmutig, wie nur die Natur und zierlich, wie die Kunst allein ein Mädchen auszustatten vermag.

Selbst das Herz des Cockney empfand, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, jenes wahrhafte Gefühl der Bewunderung, das Schönheit im Verein mit jungfräulicher Bescheidenheit stets sicher ist, einzuflößen. Für den Augenblick wenigstens waren alle Erinnerungen an die gewohnten Ballettmädchen sowie alle die verworrenen Eindrücke der Freudenhäuser vollständig verwischt und ein ernsteres und edleres Gefühl hatte Raum gewonnen.

Selbst der niedrig gesonnene Loftus Vaughan hatte Einsicht genug, diese Wirkung zu bemerken. Doch wie lange sie anhalten, wie lange die Pflanze einer reinen Leidenschaft in diesem unangemessenen Boden fortgrünen möchte, dies war hingegen eine Frage, deren Entscheidung einen geschickteren Physiologen erfordert haben würde, als Loftus Vaughan.

Der Zuckerpflanzer frohlockte, als er seinen Erfolg ge-



wahrte. Smythje war unbezweifelt breit geschlagen.

Wäre der berechnende Vater indes in gleicher Weise bemüht gewesen, die Wechselseitigkeit dieses schönen ersten Eindrucks zu beobachten, so würde er bald enttäuscht worden sein. Denn so gewiss wie bei Herrn Smythje ein Gefühl der Bewunderung herrschte, so gewiss hatte bei Käthchen Vaughan eine gewisse Abneigung Platz gewonnen, oder, etwas gemäßigter ausgedrückt, eine vollkommene Gleichgültigkeit.

Das schlimmste Zeichen von allen, das schlimmste, mindestens für die Hoffnungen des Besitzers von Montagu, war, dass Käthchen von dem Augenblick an, wo sie bei Tisch saß, ganz Fröhlichkeit und Lächeln war.

Der Gast schien allerdings ganz entzückt über diese muntere Liebenswürdigkeit zu sein. *Aber, Smythje, du standest dann sicher nicht hinter den Kulissen oder im Garderobezimmer, deine Schlüsse täuschen dich selbst, denn hättest du so viel wie ich gewusst, du hättest wahrlich lieber einen finsternen und mürbischen Blick vorgezogen!*

In der Tat, der Londoner hatte wirklich höchst unglücklich debütiert. Eine großartige Ungeschicklichkeit war bei der Vorstellung vorgekommen, gerade in dem entscheidenden Augenblick, wo alle Augen und alle Ohren weit offen für eine gegenseitige erste Begrüßung waren.

Herr Vaughan hatte einen großen Fehler begangen, als er die Vorstellung in der großen Halle stattfinden ließ.

Selbst Eis war nicht glatter als ihr Fußboden und die Folge davon war unvermeidlich. Wäre der Cockney auf Schlittschuhen gewesen, so würde er sich vielleicht höchst geschickt benommen haben, denn viele Winter hatten ihn auf der Serpentine gesehen, wo er Figuren gleich einer

Acht lief.

Nun aber gewährten seine feinen Glanzstiefeln durchaus gar keinen Haltepunkt auf dem polierten glänzenden und ungeheuer glatten Fußboden eines jamaikanischen Esszimmers. Und so fiel er, während er eine seiner anmutigsten Stellungen versuchte, wie ein Stein zu den Füßen derjenigen, die er bloß zu begrüßen beabsichtigt hatte.

Mit diesem Fall hatte er alles verloren, jede Möglichkeit, Käthchen Vaughans Herz zu gewinnen. Tausend tugendhafte, tausend heroische Taten hätten ihn bei ihr nimmer wieder aufrichten können.

Herr Montagu Smythje war viel zu sehr von sich selbst eingenommen, um durch einen so unbedeutenden Unfall aus der Fassung gebracht zu werden. Sein Kammerdiener hatte ihn im Nu wieder auf die Füße gestellt, und mit einem kleinen Fluch und der hinzugefügten Bemerkung, dass der Fußboden »verdammte glibberig« sei, schnurrte er vorsichtig nach seinem Stuhl hin und setzte sich sofort.

Das Mittagessen nahm nun seinen Anfang.

Obleich der Londoner sein ganzes Leben lang gewohnt gewesen war, aufs Beste zu speisen, so konnte er doch ein aufrichtiges Gefühl der Bewunderung bei der reichlichen und üppigen Mahlzeit, die vor ihm hingestellt worden war, nicht unterdrücken.

Vielleicht in keinem Teil der Welt zittert der Esstisch so unter der Last der vortrefflichsten Fleischspeisen, als auf den Westindischen Inseln. In den Zeiten, wo die Zuckerpflanzungen noch so außerordentlich einträglich waren, mochte man aus Jamaika ein ganz gewöhnliches Mittagessen ganz wohl als ein reiches Festessen bezeichnen. Schildkrötensuppe war die gewöhnlichste, und die kostbarsten

Gerichte standen in der größten Mannigfaltigkeit auf der Tafel. Selbst das gewöhnliche alltägliche Dessert war ein des *Apicius* würdiger Genuss und die Weine waren leicht und mild, Champagner, Bordeaux und klare Rheinweine.

Das waren noch schöne Zeiten für die weiße Oligarchie der Zuckerinseln, Tage der Lustbarkeiten und des üppigsten Lebens, bevor der Donnerkeil des edlen Wilberforce die dunkle Grundlage zertrümmerte, worauf sich ihr Gepränge und ihr glänzender Wohlstand stützten.

Das von Loftus Vaughan für den englischen Gast hergestellte Mittagessen war ganz in dieser alten Weise und ließ in der Tat nichts zu wünschen übrig. Hinter den Stühlen erschienen Haufen von farbigen Dienern, die schweigend und ohne alles Geräusch über den spiegelhellen Fußboden dahin glitten. Junge Mädchen von verschiedener Farbe und Körperbildung, einige von ihnen schon fast ganz weiß, standen in Zwischenräumen um den Tisch, fächelten die Gäste mit langen Pfauenfedern und füllten die große Halle mit einer künstlichen Strömung frischer, kühler Luft.

Montagu Smythje war entzückt. Selbst in seiner »teuren Metropole« hatte er niemals so vortrefflich gespeist.

»Prächtig, prächtig - auf Ehre! Ein Gastmahl für einen Fürsten.« So rühmte und pries er seinen westindischen Wirt.

Herr Vaughan war seinerseits über das Gelingen aller der von ihm mit großem Fleiß betriebenen Vorbereitungen hoch erfreut. Es war ihm offenbar gelungen, einen ersten, höchst günstigen Eindruck auf seinen Gast hervorzurufen. So weit als menschliche Einsicht in die Zukunft zu schauen vermag, musste nun alles gut und vortrefflich vonstattengehen. Deshalb zweifelte er auch nicht länger - und wie

sollte er es unter den obwaltenden Umständen auch –, dass die prächtigen Besitzungen von Schloss Montagu und *Willkommenberg* in nicht gar zu langer Zeit zu einer einzigen großartigen Herrschaft vereinigt sein würden.

Käthchen benahm sich bewunderungswürdig, obgleich er hierüber weniger Besorgnisse gehegt hatte. Bei allen seinen Berechnungen war es ihm nie eingefallen, ihren Willen mit in Anschlag zu bringen. Als seine Tochter war sie ihm Gehorsam schuldig, und vielleicht glaubte er sogar, dass sie ihm diesen doppelt schuldig sei, da er nicht nur ihr Vater, sondern auch ihr Herr war.

Käthchen gab ihm keineswegs irgendeinen Grund, sich über ihr Betragen zu beklagen. Sie benahm sich ganz nach seinem Wunsch, und dieselbe anmutig lächelnde Freundlichkeit, die einen solchen günstigen Eindruck auf den neu angekommenen Gast hervorbrachte, täuschte in gleicher Weise den Vater.

Ah, Loftus Vaughan! Du mochtest es wohl verstehen, die Schösslinge deines Zuckerrohrs zur rechten Zeit zu beschneiden – du mochtest die Kristallisation des Zuckers vielleicht aufs Pünktlichste kennen – doch solche Anzeichen, welche die bewusstlose Zuneigung eines jungen Mädchenherzens verkünden, waren viel zu feine Dinge, um je von dir begriffen zu werden.

## Kapitel 20

### Die herannahende Wolke

Das Mittagsessen verlief aufs Angenehmste. Die schmackhaften Gerichte waren nacheinander durchprobiert und dann weggenommen worden, und der Speisetisch, der nun für das Dessert zugerichtet war, bot einen schimmernden Überfluss dar, wie ihn allein ein tropisches Klima hervorzubringen vermag, in dem jede Gattung der Pflanzenwelt eine Frucht oder eine Beere von der höchsten Vortrefflichkeit erzeugt. Nur in den tropischen Gegenden der neuen Welt kann solch eine reiche Mannigfaltigkeit gefunden werden, ein Desserttisch, auf den Pomona wirklich ihr goldenes Füllhorn ausgegossen zu haben scheint.

Das Tischtuch war von der glatten, polierten Tafel entfernt worden, und abermals wurden die schimmernden Gläser mit dem edelsten Wein gefüllt. Der Pflanzer war zu Ehren seines Gastes sehr freigiebig mit seinen Weinen gewesen, die allerdings alle ohne Ausnahme höchst ausgezeichnet waren. So schien er sich auf der höchsten Höhe einer glücklichen, freudeerregten Stimmung zu befinden.

Aber gerade in diesem Augenblick zeigte sich eine Wolke am Himmelsraum.

Freilich war es nur eine sehr kleine Wolke und auch noch sehr weit entfernt, aber dennoch möchte ein aufmerksamer Beobachter bald bemerkt haben, dass ihr Schatten sich bereits düster auf Loftus Vaughans Augenbrauen zu legen begann.

Diese Wolke erschien am äußersten Ende der langen Allee und bewegte sich gerade auf das Haus zu. Als Loftus

Vaughan sie zuerst bemerkte, war sie noch sehr entfernt, obgleich nicht so weit, dass er nicht mit bloßem Auge einen Mann zu Pferde hätte unterscheiden können.

Diese Erscheinung brachte im Augenblick eine merkwürdige Veränderung bei Loftus Vaughan hervor, denn seine Stirn wurde düster. Er drehte sich oftmals auf seinem Stuhl unruhig hin und her und warf heimliche, aber finstere Blicke auf die Reitergestalt, die immer größer und deutlicher wurde, je näher sie kam.

Diese so geheimnisvoll scheinende Veränderung in Loftus Vaughans Haltung war allerdings leicht zu erklären. Er hatte den näherkommenden Reiter oder vielmehr das Pony, auf welchem er ritt, ganz wohl erkannt. Er wusste auch recht gut, der Reiter musste sein Neffe sein, denn der Aufseher hatte die Ankunft Herbert Vaughans mit der *Seenymphe* bereits berichtet.

Einige Zeit lang war indes die Veränderung bei dem Pflanzer keineswegs sehr bemerkbar, selbst seine heimlichen Blicke wären von einem oberflächlichen Beobachter vielleicht nicht beachtet worden, denn sie waren wirklich sowohl seiner Tochter als auch seinem Gast entgangen. Erst als der Reiter am Nebenweg in der Allee angehalten hatte und nun geradewegs auf das Haus zukam, wurde die Aufmerksamkeit auf das sonderbare Benehmen des Herrn Vaughan gelenkt. Nun nämlich trat seine ängstliche Aufregtheit so deutlich und unverkennbar hervor, dass Käthchen Vaughan einen leichten Schrei der Verwunderung ausstieß, während der Cockney unwillkürlich ausrief: »Bei meiner Seele!« und sogleich die Frage hinzufügte: »Etwas nicht recht, Herr?«

»O, nichts!«, stammelte der Pflanzer, »nur - nur eine klei-

ne Überraschung, das ist alles!«

»Überraschung, Papa! Worüber? O, sieh mal, da unten ist einer zu Pferde, ein Mann, ein junger Mann! Ich meine, es ist unser eigenes Pony, worauf er reitet. Und das ist Quashie, der hinter ihm herläuft. Wie sonderbar! Papa, was hat das nur zu bedeuten?«

»Still, setz dich, Kind!«, befahl der Vater in einem Ton peinlichster Verlegenheit. »Setz dich, sag ich! Wer es auch sein mag, es ist immer noch Zeit genug, zu erfahren, wenn er hier ist. Käthchen, Käthchen! Das ist gar nicht hübsch von dir, so unser Dessert zu unterbrechen! Herr Smythje, ein Glas Madeira! – Trinken Sie doch, Herr!«

»Wie Sie wünschen!«, antwortete der Stutzer, indem er sich abermals zum Speisetisch hinwandte und sich gänzlich mit seinem Glas beschäftigte.

Das Pony und sein Reiter waren nun nicht mehr zu sehen, da sie zu nahe am Haus waren. Aber die Hufschläge konnten gehört werden, deren Schall näher und näher kam.

Herr Vaughan bemühte sich, gefasst zu scheinen und etwas zu reden. Aber sein ruhiges Blut war offenbar nur künstlich angenommen und unnatürlich, und da er zur Fortführung des Gespräches wirklich unfähig war, trat ein bedeutungsvolles Stillschweigen ein.

Der Schall der Hufschläge war nicht mehr zu vernehmen, das Pony war unter den Fenstern angelangt und hielt an.

Dann wurden verschiedene Stimmen in ernstem und lautem Ton gehört und hierauf erfolgte das Geräusch von Fußritten auf der großen steinernen Treppe. Es kam offenbar jemand die Treppe herauf.

Herr Vaughan sah erschrocken aus. Alle seine schönen Pläne waren nun zerstört, in sein ganzes Programm war ein

Riss gekommen. Der kleine Postbursche hatte unbedingt seine Rolle sehr schlecht ausgeführt.

»Haha!«, rief der Pflanzer freundlich, als das freundlich glatte Gesicht seines Aufsehers oben auf dem Treppenabsatze erschien. »Herr Trusty will mit mir reden. Bitte um Entschuldigung, Herr Smythje – nur einen Augenblick!«

Dies sagend erhob er sich von seinem Stuhl und beeilte sich, mit dem Aufseher, noch bevor er vollständig eintrat, zu sprechen. Dieser war indes bereits schon etwas ins Haus hineingekommen und hatte ohne Umschweife seine Botschaft verkündet, freilich mit halber Stimme, aber immer noch laut genug, um einen nicht unbedeutenden Teil seiner Nachrichten hören zu lassen.

Unter anderen Worten erreichte auch der Ausdruck »Ihr Neffe« das Ohr des hellhörigen Käthchens, die entschlossen schien, womöglich jedes Wort aufzufangen.

Auch die Antwort, obwohl sehr leise und mit zitternder Stimme gegeben, vermochte teilweise gehört zu werden: »Zeig ihm ... Kiosk ... Garten ... sag ihm ... dort ... sogleich.«

Herr Vaughan kehrte daraufhin mit halb befriedigten Blicken zum Speisetisch zurück. Er bildete sich sicher ein, dass er der unangenehmen Verlegenheit wenigstens für einige Zeit entschlüpft sei. Nur der Ausdruck in der ganzen Haltung seiner Tochter flößte ihm Verdacht ein, dass doch wohl nicht alles so ganz in Ordnung sei.

Nicht eine Sekunde wurde er hierüber im Zweifel gelassen, denn sofort, als er sich wieder gesetzt hatte, rief Käthchen in einem Ton heiterer Verwunderung aus: »O, Papa, was hör ich da? Sagte Herr Trusty nicht etwas von deinem Neffen? In der Tat, ist der Vetter angekommen? Ist er es, der ...«



»Käthchen, mein Kind«, unterbrach der Vater sie rasch und tat so, als ob er ihre Frage gar nicht gehört habe. »Du kannst dich jetzt auf dein Zimmer zurückziehen. Herr Smythje und ich, wir wollen eine Zigarre tauchen, und du kannst ja den Rauch nicht leiden. Geh Kind, geh!«

Das junge Mädchen erhob sich sofort von ihrem Stuhl und beeilte sich, der Anweisung des Vaters Folge zu leisten, ungeachtet der Einwände des Herrn Smythje, der ihre Gesellschaft der Zigarre sicher vorgezogen haben würde.

Aber ihr Vater wiederholte ungestüm: »Geh, Kind, geh!« und begleitete diese Worte mit einem anderen jener strengen Blicke, durch die sie bereits schon früher eingeschüchtert worden war.

Noch bevor sie die große Halle verlassen hatte, kehrten ihre Gedanken wieder zu der unbeantworteten Frage zurück. Als sie die Schwelle ihrer Kammer überschritt, konnte man sie murmeln hören: »Ich bin doch neugierig, ob der Vetter wirklich angekommen ist!«

## Kapitel 21

### Der Kiosk

Ein Teil der Hochebene, aus der *Willkommenberg* erbaut war, dehnte sich hinter dem Wohnhaus aus und war zu einem mit seltenen und schönen Pflanzen besetzten Garten benutzt worden. Fast in der Mitte dieses Gartens und ungefähr nur ein Dutzend Schritte vom Hause entfernt, stand ein kleines abgesondertes Häuschen. Es war ganz aus verschiedenen, auf der Insel einheimischen und wegen ihrer

Schönheit berühmten Zierhölzern erbaut. Die dieses Häuschen oder den *Kiosk*, wie es gewöhnlich genannt wurde, bildenden Hölzer waren alle sehr sorgfältig geschnitten und geschnitzt, und das Gebäude stellte einen Miniaturtempel mit einer Kuppel und einer daraus befestigten vergoldeten und glitzernden Wetterfahne vor.

Im Innern waren weder Treppen noch Abteilungen, sondern der ganze Raum bildete nur ein einziges Gemach. Auch waren keine Glasfenster da, alle rund herum an der Wand waren offen oder mit venezianischen Jalousien geschlossen, deren Leisten aus dem schönsten Mahagoni waren. Eine chinesische Matte bedeckte den Fußboden, und ein ländlicher Tisch von Bambusrohr sowie ein halbes Dutzend Stühle derselben Holzart bildeten den Hauptbestandteil des einfachen Ameublements. Auf dem Tisch stand ein silbernes, sorgfältig getriebenes Tintenfass mit den dazu gehörenden Federn.

Einige Blatt Schreibpapier lag daneben und in einem kleinen silbernen Teller lagen Oblaten, roter Siegelack und Petschaft. Alles Übrige zum Schreiben Notwendige war ebenfalls vorhanden und zwei oder drei Dutzend Bände, die dort lagen, zusammen mit einigen anderen auf den Stühlen umherliegenden, bildeten die Bibliothek von *Willkommenberg*.

Einige wenige Flugschriften und Journale lagen ebenfalls umher, während ein offenes, mit den besten Havannazigarren gefülltes Kästchen deutlich zeigte, dass der Kiosk auch zuweilen als Rauchzimmer benutzt wurde.

Obgleich dies Gemach oft die Bibliothek genannt wurde, so diente es doch zu sehr verschiedenen Zwecken. Herr Vaughan bediente sich desselben mitunter auch, um solche

Besucher zu empfangen, die irgendeine Geschäftsbotschaft brachten oder vielmehr, die nicht für anständig genug gehalten wurden, um in die große Halle geführt zu werden.

Gerade zur selben Zeit, als Käthchen Vaughan die Mittagstafel verließ, wurde ein junger Mann von Herrn Trusty, dem Oberaufseher und Verwalter, in dies abgelegene Gemach hineingeführt.

Es ist wohl kaum nötig zu bemerken, dass dieser junge Mann Herbert Vaughan war.

Wie es kam, dass Herbert hier hineingeführt wurde, ist leicht erklärt. Als er von Quashie erfuhr, wo er hingebracht werden sollte, war er, gekränkt und erzürnt durch eine solche Behandlung, in größter Hast zu dem großen Haus hinaufgeeilt, hatte dem Herrn Trusty, der sich unten an der großen Treppe befand, seine Verwandtschaft mit Herrn Vaughan angekündigt und ihn zu sprechen verlangt, indem er sein Begehren in so nachdrücklicher Weise vorbrachte, dass er selbst die gewöhnliche langsame Ruhe des Aufsehers besiegte und ihn zwang, ihn sofort ohne allen Aufschub bei Herrn Loftus Vaughan anzumelden.

In der Tat war Herbert so empört, dass er die Treppen hinaufgestiegen und in das Haus ohne Weiteres hineingegangen sein würde, hätte Herr Trusty nicht die mildesten Worte gebraucht, um solch eine merkwürdige Katastrophe zu verhüten.

»Geduld, verehrter Herr!«, sagte der Aufseher mit der größten Freundlichkeit, indem er sich zwischen den Neuankömmling und die Treppe stellte. »Herr Vaughan wird Sie sogleich sehen, – aber nicht gerade in diesem Augenblick, es ist Gesellschaft da und die Familie ist beim Mittagessen.«

Weit entfernt, den gereizten und entrüsteten jungen Mann zu beruhigen, war diese Nachricht nur eine neue Kränkung. Beim Mittagessen und in Gesellschaft, – der Kajütenpassagier natürlich, – der Mündel, – nicht einmal ein Verwandter, – während er, sein Neffe – aber kein Mittagessen für ihn! Unbezweifelt, Herbert sah dies als eine neue Beschimpfung, eine abermalige grobe Beleidigung an!

Mit einiger Selbstüberwindung gab er indes den Gedanken auf, sofort die Treppe hinaufzusteigen. Obgleich arm, war er doch ein feiner, gebildeter Mann, und gute Lebensart bewog ihn, von einem gewaltsamen Eindringen abzusehen, obwohl er tiefer denn je davon überzeugt war, dass ihm eine arge Beleidigung und noch dazu eine lange vorher überlegte widerfahren sei.

Er prüfte ernstlich auf der Waage seines Geistes, ob er nicht sofort umkehren und seines Onkels Haus verlassen sollte, ohne es noch betreten zu haben. Ein Strohhalm fiel auf die verneinende Seite und bestimmte ihn zu bleiben.

Als er zum Kiosk gebracht und sich selbst überlassen war, vermochte er nicht, sich zu setzen, sondern durchschritt das kleine Gemach in höchster Aufregung vorwärts und rückwärts.

Er betrachtete alles, was da war, nur höchst oberflächlich, denn er befand sich in einer Stimmung, die ihm jede genaue Besichtigung unmöglich machte. Dennoch musste er bald die ihn umgebende prunkhafte Eleganz bemerken, das großartige Aussehen des Wohnhauses selbst, und den mit Pflanzen und Blumen von vorzüglichster Schönheit und von dem feinsten Dufte angefüllten Garten. Dieser schöne Anblick ließ ihn jedoch, anstatt seine Aufregung und Entrüstung zu besänftigen, seine eigene Armut nur noch tiefer

und bitterer empfinden, sowie den unermesslichen Abstand, der ihn von seinem stolzen und reichen Onkel trennte.

Durch die offenen Fenster des Kiosks überblickte er flüchtig die nähere Umgebung, und dann blieben seine Augen auf dem großen Haus haften, vor allem auf der großen Tür, von der eine große Treppe in den Garten führte. Dort, so vermutete er nämlich, würde sein Onkel herauskommen, dessen Erscheinen er nun in heftigster Ungeduld erwartete.

Hätte er die sanften Augen gesehen, die gerade in diesem Augenblick hinter den Gittern des gegenüberliegenden Fensters auf ihn gerichtet waren, vielleicht hätte ein solcher Anblick selbst seine stürmische Seele etwas beruhigt. Aber er sah sie nicht. Die Jalousien waren dicht geschlossen, und obwohl von dem schattigen Innern der Kammer aus der Kiosk und sein zeitweiliger Inhaber vollkommen gesehen werden konnten, so hatte der junge Engländer doch nicht die geringste Ahnung, dass er jetzt der Gegenstand der Betrachtung, vielleicht sogar der Bewunderung des schönsten Augenpaares auf ganz Jamaika war.

Nachdem er vielleicht zwanzig Mal in der heftigsten Ungeduld in dem Gemach auf- und abgegangen war, ergriff er grollend und verdrießlich eines der umherliegenden Bücher und öffnete es in der Hoffnung, damit vielleicht die Zeit vertreiben zu können.

Das Buch, das zufällig in seine Hände geriet, war indes wenig geeignet, seine aufgeregten Geister zu beruhigen, denn es war eine Sammlung aller auf Sklaverei sich beziehenden und auf Jamaika geltenden Gesetze – es war das berühmte oder vielmehr berühmte *schwarze Gesetzbuch* der Insel.

Da las er nun, dass ein Mensch sein eigenes Ebenbild in der Person seines Nebenmenschen verstümmeln dürfe, dass er ihn quälen, selbst zu Tode quälen und dann doch nur mit einer geringen Geldstrafe belegt werden könne! Dass ein Mann mit einer schwarzen Haut oder selbst mit einer weißen, wenn er nur etwas von afrikanischem Blut in seinen Adern habe, kein wirkliches Eigentum erwerben, kein Amt irgendwelcher Art bekleiden dürfe, dass er durchaus kein Zeuge vor Gericht sein könne, selbst dann nicht, wenn er offenbar bei einem Mord zugegen war! Dass solch ein Mann ein Pferd weder halten, noch reiten dürfe; dass er kein Schießgewehr oder eine andere Waffe tragen dürfe; dass er sich nicht verteidigen solle, wenn er angegriffen werde, und dass er nicht einmal seine Schwester oder seine Tochter beschützen dürfe, selbst wenn räuberische Hände sie ihm zu den abscheulichsten Absichten entreißen wollten! Kurzum, dass ein farbiger Mann nichts tun müsse, um sich von einem gelehrigen und unterwürfigen Vieh in irgendetwas zu unterscheiden!

Dem jungen Engländer, der fremd aus einem Land kam, das gerade zu jener Zeit von den beredten Erklärungen eines Wilberforce und den philanthropischen Anrufungen eines Clarkson widerhallte, flößte das Lesen in diesem abscheulichen Gesetzbuch, anstatt ihm Ruhe zu bringen, nur neue Bitterkeit ein, und heftig mit dem Fuß auf den Boden stampfend, schleuderte er das verabscheuungswürdige Buch auf seinen Platz zurück.

Gerade jetzt, als sein rücksichtsloser und trotziger Unwille aufs Höchste gestiegen war, wurde ein Geräusch vom großen Haus herschallend gehört, und die große Tür oben an der Treppe drehte sich in den Angeln.

Er erwartete einen mürrischen alten Onkel zu erblicken und war entschlossen, eben so mürrisch zu sein wie er.

Aber im Gegenteil und zur höchsten, zugleich jedoch auch angenehmsten Überraschung, sah er ein schönes, junges Mädchen, das seine glänzenden Augen mit liebevollen Blicken auf ihn richtete, als wolle es Anerkennung erbitten.

Eine plötzliche Veränderung aller Gefühle fand unmittelbar in seinem Gemüt statt, sein Gesichtsausdruck verwandelte sich vom Zorn in sanfte Bewunderung, und unfähig, ein Wort hervorzubringen, verblieb er schweigend, diese liebliche Erscheinung anstarrend.

## **Kapitel 22**

### **Ein herzhafter Entschluss**

Für Herrn Vaughan – wenigstens für den Erfolg seiner Absichten in Bezug auf das Zustandekommen einer ehelichen Verbindung – wäre es sicher viel vorteilhafter gewesen, hätte er seinen Neffen in verständiger Weise behandelt und ihn ohne Weiteres ganz offen und ohne Scheu an seinem Mittagstisch bei seiner Tochter wie bei seinem aristokratischen Gast eingeführt.

Hätte er vor dem Mittagsessen gewusst, was er kurze Zeit nach diesem erfuhr, er würde wahrscheinlich ein solches Verfahren eingeschlagen haben. Dies hätte ihm dann den Verdruss erspart, den er empfand, als Herr Smythje ihm das Zusammentreffen am Bord des Schiffes erzählte, was dieser sogleich tat, nachdem Käthchen ohne Weiteres aus

der Halle fortgeschickt worden war.

Smythje hatte nämlich auch die Mitteilung des Aufsehers halb gehört, wenigstens das Wort *Neffe*, und dies rief ihm nicht ohne eine unbequeme Rückerinnerung die von ihm ganz wohl begriffene Satire des Zwischendeckpassagiers zurück, der ihn am Bord der *Seenymphe* so keck behandelt hatte.

Der erbärmliche Anschlag war demnach gänzlich fehlgeschlagen und die Last einer lediglich durch leere Ausflüchte beschönigten Entschuldigung drückte den stolzen Pflanzer nicht wenig, in dessen Herz durch diese Enthüllung ein höchst bitterer Tropfen Galle geflößt wurde.

Da eine Verleugnung durchaus nicht länger möglich war, so musste die Verwandtschaft sofort anerkannt werden. Aber der hierbei erglimmende Zornesfunken bereitete dem unglücklichen Neffen einen noch unwillkommeneren Empfang.

Der Pflanzer suchte sich aus dieser Verlegenheit durch eine Lüge zu retten, indem er vorgab, dass sein Neffe nicht erwartet worden sei. Smythje wusste wohl, dass Vaughan log, sagte aber nichts, und so wurde das Gespräch über diesen für den Pflanzer so peinlichen Gegenstand nicht weiter geführt.

Loftus Vaughan war ein ganz gewöhnlicher Mensch und die hier von ihm befolgte einfältige und sich sogar selbst vernichtende Handlungsweise stellte leider sowohl seinen Verstand als auch seine Moral auf eben so niedriger Stufe dar.

Durch diese üble Behandlung seines Neffen bekleidete er ihn in Käthchens Augen mit einem romantischen Interesse, das vielleicht nie oder jedenfalls nicht so schnell empfunden



den worden wäre. Unglück, besonders wenn es von Verfolgung herrührt, erzeugt unfehlbar Mitgefühl bei allen unverdorbenen Herzen, und das Herz Käthchen Vaughans war unbezweifelt ein solches.

Außerdem war auch die heimliche verstohlene Weise, den Neffen zu behandeln und ihn ins Haus wie einen Ballen verbotener Waren einzuschmuggeln, an und für sich schon hinreichend, die Neugierde derer zu erregen, die dadurch getäuscht werden sollten.

Bei Käthchen wenigstens war dies vollkommen der Fall, denn als sie das Esszimmer verließ, dem entrinnen zu können sie in Wahrheit sich sehr glücklich fühlte, eilte sie sofort an das zum Garten hin liegende Fenster, teilte die Traljen des Gitters etwas mit ihren Fingern und sah neugierig durch.

In der leisen Unterhaltung zwischen ihrem Vater und dem Aufseher hatte sie sehr wohl den Befehl gehört: »Führt ihn zu dem Kiosk.« Und sie wusste, dass man in diesen von ihrem Kammerfenster aus sehen konnte. Sie war sehr neugierig, das zu sehen, was sie in ihrem ganzen Leben bisher noch nicht sah: einen Vetter. Und ihre Neugierde wurde auch nicht getäuscht. Ihr Vetter war deutlich vor ihren Augen und schritt in dem kleinen Gemach auf und ab.

Im blauen, über die Brust eng zugeknöpften Rock, mit glänzenden hessischen Stiefeln an den wohlgeformten Beinen und mit einem zierlichen dreieckigen, leicht auf seine braunen Locken gedrückten Hut, war er keineswegs eine Erscheinung, die ein junges Mädchen zu erschrecken vermochte und am wenigsten eine nahe Verwandte. Selbst der kühne, etwas wilde Gesichtsausdruck, worin sich seine ganze innere zornige Aufregung kundgab, tat der außeror-

dentlichen Anmut seiner Erscheinung nicht den geringsten Abbruch.

Doch welchen Eindruck machte diese auf das junge Mädchen? Sicherlich nicht den des Schreckens und eben so wenig den des Widerwillens. Sie schien im Gegenteil darüber erfreut zu sein, denn warum fuhr sie sonst fort, dahin zu blicken und noch dazu mit der größten Aufmerksamkeit? Warum nahmen ihre Augen einen solchen feurigen Glanz an und starrten wie verzaubert? Warum hob und senkte sich ihr junger Busen, als entwickelte sich in ihm ein ganz neues, bisher noch nie geahntes Gefühl?

Einige Augenblicke verblieb sie in dieser Haltung, unverwandt und schweigend bleibend. Dann, ohne sich umzuwenden, entschlüpfte ihren Lippen, nur leise, gleichsam unfreiwillig herausgestoßen die Frage: »Yola, ist er nicht schön?«

»Schön, Missa«, wiederholte das Mädchen, die den Gegenstand, dem diese Bewunderung galt, noch nicht gesehen hatte. »Wer ist schön?«

»Wer? Mein Vetter, Yola.«

»Ihr Vetter? – was ist Vetter, liebe Missa?«

»Blicke hin und sieh! Das ist ein Vetter.«

»Ich sehe einen Mann.«

»Ja, und hast du je solch einen Mann gesehen?«

»Nein, Missa. Nie einen Mann gesehen mit solchen Blicken. Er ist gewiss zornig, Missa?«

»Zornig?«

»Sehr zornig. Er rückwärts und vorwärts gehen wie Hyäne im Käfig.«

»Er ist nur ungeduldig, weil er warten muss. Wirklich, ich meine, er sieht deshalb nur noch besser aus. Sieh mal, wie

sein Auge flammt! O, Yola, wie schön er ist – wie verschieden von den jungen Männern hier auf der Insel! Ist er nicht ein wirklich schöner Mann?«

»Er hat lockiges Haar, wie Cubina!«

»Cubina! Ha, ha, ha! Dieser Cubina muss ein wahrer Proteus sein und auch ein rechter Adonis. Bemerkest du noch andere Ähnlichkeit als das Haar? Dann würde mein Vetter vielleicht mir ähnlich sehen?«

»Cubina viel dunklere Haut, Missa.«

»Ha, ha! Das kann wohl sein.«

»Cubina dieselbe Größe – derselbe Wuchs – ganz genau derselbe Wuchs.«

»Dann muss Cubina einen sehr schönen Wuchs haben. Denn wenn ich je einen gesehen habe, der ganz gewachsen war, wie ein Mann sein soll, so ist es wirklich mein Vetter da. Sieh mal die Arme an! Die sehen aus, als könnte er den großen Tamarindenbaum damit ausreißen! Wahrhaftig, er sieht aus, als wollte er es wirklich tun! Gewiss, er muss sehr ungeduldig sein. Und nun lässt Papa ihn, nachdem er so weit hergekommen ist, auch noch so lange warten! Ich meine wirklich, ich sollte zu ihm hinuntergehen. Was meinst du dazu, Yola? Würde es wohl angehen, dass ich zu ihm ginge und mit ihm spräche? Es ist ja mein Vetter.«

»Was ist Vetter, Missa?«

»Nun, Vetter! Vetter ist – beinahe wie ein Bruder – nicht ganz genau so – aber doch – es ist nicht ganz dasselbe.«

»Bruder! O, Missa! Wenn er Yolas Bruder, sie spricht mit ihm, sie sich nicht kümmert um irgendeinen Zorn.«

»Ganz recht, Yola, und wenn er mein Bruder wäre – ach, ich habe ja keinen – dann würde ich unweigerlich dasselbe tun. Aber bei einem Vetter ist es doch etwas anderes. Auch

kann Papa den Vetter nicht recht leiden, ich weiß freilich nicht, warum. Ich möchte selbst wohl wissen, was er eigentlich gegen ihn hat. Ich sehe es nicht ein, und für mich kann das doch kein Grund sein, dass ich ihn nicht leiden sollte. Gewiss, dass er mein Vetter ist, ist Grund genug, hinunterzugehen und mit ihm zu sprechen.«

»Übrigens«, fuhr das Mädchen fort, indem sie mehr mit sich selbst, als mit ihrer Dienerin sprach, »scheint er wirklich sehr ungeduldig zu sein. Papa kann ihn noch lange warten lassen, da er so mit dem Herrn Montagu – ja, wie ist noch sein Name – beschäftigt ist. Nun, es mag nicht ganz recht sein. Vielleicht wird Papa auch etwas böse, vielleicht erfährt er auch gar nichts davon! Recht oder Unrecht, ich will gehen, ich muss jetzt gehen.«

So redend nahm die junge Kreolin ein Mäntelchen vom Stuhl, warf es über ihre Schultern, eilte aus der Kammer und schritt schweigend den Gang entlang zum Hinterhaus zu.

## Kapitel 23

### Das Zusammentreffen des Veters mit der Cousine

Als sie die Tür öffnete und aus dem Haus trat, hielt Käthchen schüchtern auf dem Absatz der zum Graben führenden Treppe inne. Ihre Schritte wurden von einem Gefühl schamhafter Zurückhaltung gehemmt, das sie trieb, von einem zu hastig gefassten Entschluss Abstand zu nehmen. Doch nur einen Augenblick zögerte sie, denn bald stand ihr Entschluss vollkommen fest, sie stieg die Treppen hinab

und ging errötend zum Kiosk.

Herbert hatte sich kaum von seinem Erstaunen bei der unerwarteten Erscheinung erholt, als er mit einer angenehmen Frage begrüßt wurde.

»Sind Sie mein Vetter?«

Diese so naiv gestellte Frage blieb einen Augenblick unbeantwortet, denn der milde und gütige Ton, mit dem sie ausgesprochen wurde, hatte ihm neue Überraschung bereitet und er war zu verwirrt, um sofort zu antworten. Dennoch vermochte er aber doch bald die Antwort zu geben.

»Wenn Sie die Tochter des Herrn Loftus Vaughan sind ...?«

»Die bin ich.«

»Dann bin ich allerdings stolz, mich Ihren Vetter nennen zu dürfen. Ich bin Herbert Vaughan aus England.«

Stets noch unter dem Einfluss der ihm nach seiner Meinung zu Teil gewordenen Vernachlässigung gab Herbert diese Erklärung in so steifer und zurückhaltender Weise, dass das junge Mädchen sie unfehlbar bemerken musste. Dies bewirkte eine augenblickliche Misstimmung, die sich leicht in vollständige Kälte hätte verwandeln können. Käthchen, die unter der Eingebung eines unwillkürlichen Zärtlichkeitstriebes gekommen war, zitterte vor einer Zurückstoßung, deren Ursache ihr unbegreiflich war.

Dennoch hielt sie dies nicht ab, freundlichst zu erwidern: »Wir erwarteten Sie, da der Vater Ihren Brief erhalten hat, aber nicht heute. Papa sagte, nicht vor morgen. Erlauben Sie mir nun, Vetter, Ihnen ein Willkommen auf Jamaika zu wünschen.«

Herbert verbeugte sich tief.

Abermals fühlte die junge Kreolin ihr herzliches Entge-

genkommen in peinlichster Weise zurückgestoßen und stand nun in unentschiedener Haltung, verlegen errötend.

Herbert, dessen Herz bereits wie Schnee unter einer tropischen Sonne geschmolzen war, fühlte sehr wohl, dass er rau und unhöflich gewesen sei, was ihm eigentlich gar nicht eigen war und ihm, wie es schien, einige Anstrengung gekostet hatte.

Warum sollten auch des Vaters Sünden an dem Kind heimgesucht werden, und an solch' einem herzigen, unschuldigen Kind?

Mit solchen Gedanken beeilte der junge Mann sich, sein zurückhaltendes Wesen abzulegen.

»Vielen Dank für Ihr freundliches Willkommen!«, sagte er im Ton liebevoller Offenherzigkeit. »Aber, schöne Cousine, Sie haben mir Ihren Namen noch nicht genannt.«

»Katharina, obgleich ich gewöhnlich kurz Käthchen genannt werde.«

»Katharina! Das ist bei uns der Familienname. Meines Vaters und auch Ihres Vaters Mutter – unsere Großmutter – hieß Käthchen. War das Ihrer Mutter Name auch?«

»Meine Mutter hieß Quasheba.«

»Quasheba! Das ist ein ganz eigener Name.«

»Meinen Sie das, Vetter? Ich werde auch zuweilen selbst Quasheba genannt, nur von den alten Leuten der Pflanzung, die meine Mutter noch gekannt haben. Kleine Quasheba nennen sie mich. Papa hat es nicht gern und hat es deshalb verboten.«

»War Ihre Mutter eine Engländerin?«

»O nein, sie war auf der Insel geboren und starb, als ich noch sehr jung war, zu jung, um mich ihrer zu erinnern. In Wahrheit, Vetter, fast möchte ich sagen, ich habe nie ge-

wusst, was es heißt, eine Mutter zu besitzen!«

»Und ich auch nicht, Cousine Käthchen. Meine Mutter starb ebenfalls früh. Doch, sind Sie meine einzige Cousine? Haben Sie keine Schwestern oder Brüder?«

»Gar keine, leider. O, ich möchte wohl, ich hätte Geschwister.«

»Warum wünschen Sie das?«

»O, wie können Sie nur so fragen? Der Gesellschaft wegen, natürlich.«

»Schöne Cousine, ich dachte, Sie könnten auf dieser schönen Insel Gesellschaft genug finden.«

»Ach ja, vielleicht genug, aber keine, die ich gern habe, jedenfalls nicht solche, wie sie nach meiner Meinung eine Schwester oder ein Bruder gewähren würde. Wirklich«, fügte das Mädchen nachdenklich hinzu, »ich fühle mich manchmal einsam genug!«

»Oh!«

»Vielleicht wird es nun, wo wir Gäste haben, etwas anders sein. Herr Smythje ist ganz amüsant.«

»Herr Smythje? Wer ist das?«

»Was, Sie kennen Herrn Smythje nicht? Ich habe geglaubt, Sie wären mit ihm in demselben Schiff angekommen? Papa sagte so, und dass Sie hier nicht vor morgen eintreffen werden. Ich vermute, Sie haben ihn überraschen wollen, indem Sie schon heute gekommen sind. Aber warum sind Sie nicht mit Herrn Smythje gefahren? Er kam schon eine Stunde vor Ihnen an und hat gerade mit uns zu Mittag gegessen. Ich habe den Tisch soeben verlassen, damit Papa und er ihre Zigarren rauchen können. Aber, mein Himmel, Vetter! Entschuldigen Sie, dass ich noch nicht gefragt habe. Vielleicht haben Sie noch nicht zu Mittag geges-

sen?«

»Nein, Cousine Käthchen«, erwiderte Herbert mit ernstem Ton, »auch habe ich keine Lust, heute hier zu essen.«

Der Sturm von Fragen, mit denen die junge Kreolin ihn in der Einfachheit ihres Herzens überschüttete, führte ihn abermals zu jenen bitteren Gedanken zurück, von denen ihre Gegenwart und ihre sanfte Rede ihn für einige Zeit befreit hatten. Dies war der Grund jener Antwort.

»Und warum, Vetter Herbert?«, fragte sie mit Verwunderung. »Wenn Sie noch nicht zu Mittag gegessen haben, so ist es doch nicht zu spät. Warum denn nicht hier?«

»Weil ...« Der junge Mann richtete sich stolz auf. »... ich es vorziehe, lieber gar nicht zu essen, als da, wo ich nicht willkommen bin. In *Willkommenberg* scheint es, bin ich nicht willkommen.«

»O, Vetter ...«

Diese im mildesten, aber auffordernden Ton gesprochenen Worte wurden sofort unterbrochen. Die Tür auf dem Treppenabsatz drehte sich in ihren Angeln und Loftus Vaughan trat heraus.

»Ihr Vater?«

»Ja, mein Vater!«

»Käthchen!«, rief der Pflanzer mit einer Missvergnügen andeutenden Stimme, »Herr Smythje möchte dich auf der Harfe spielen hören. Ich habe dich in deinem Zimmer gesucht und im ganzen Haus. Was machst du denn hier draußen?«

Die Sprache war roh und gemein, ganz die eines gewöhnlichen, vom Wein glühenden Mannes.

»O, Papa! Vetter Herbert ist hier. Er wartet auf dich!«

»Komm geschwind hierher!«, war die gebieterische Ant-



wort; »komm, Herr Smythje erwartet dich.«

»Vetter, ich muss Sie verlassen.«

»Ja, ich begreife das. Ein Würdigerer als ich verlangt Ihre Gesellschaft. Gehen Sie denn, Herr Smythje ist ungeduldig.«

»Es ist ja Papa.«

»Käthchen! Käthchen! Kommst du gleich? Beeile dich doch, Mädchen, beeile dich!«

»Gehen Sie, Fräulein Vaughan! Leben Sie wohl.«

»Fräulein Vaughan? Leben Sie wohl?«

Betrübt über diese so sonderbar lautenden rätselhaften Worte stand Käthchen Vaughan einige Sekunden unentschieden und sprachlos da, bis die Stimme ihres Vaters abermals erschallte, nun in einem gereizten und streng befehlenden Tone. Der musste sofort befolgt werden, und so entfernte sich das junge Mädchen, eigentlich ganz gegen ihren eigenen Willen mit halb verwirrtem, halb vorwurfsvollem Blick auf ihren Vetter.

## Kapitel 24

### Ein rauer Empfang

Nachdem die junge Kreolin am Eingang verschwunden war, konnte Herbert sich nicht entscheiden, was er tun sollte. Um Aufklärung zu haben, bedurfte es nun einer Zusammenkunft mit dem Onkel nicht mehr. Diese neue Geringschätzung hatte seine Überzeugung, dass er hier ein unwillkommener Gast sei, nur bestätigt. Keine Entschuldigung vermochte die bereits erlittene üble Behandlung wie-

der gut zu machen. Er wollte deshalb sofort ohne ein weiteres Wort davon gehen, allein der über die mannigfachen Beleidigungen empfundene tiefe Schmerz sowie der in ihm erwachende heiße Trieb nach Wiedervergeltung brachten ihn zu dem Entschluss, zu bleiben – jedenfalls bis er seinen Verwandten von Angesicht gesehen und ihm sein grobes Betragen vorgeworfen hatte.

Mit solchen Gedanken verblieb er im Kiosk, da sich seine Geduld nur durch die Aussicht auf die schwache Genugtuung vergrößert hatte.

Er wusste sehr wohl, dass sich sein Onkel schwerlich viel daraus machen werde, was er ihm auch sage, da es unwahrscheinlich war, dass ein solcher Charakter sich irgend ernstlich von einem Vorwurf getroffen fühlen würde. Dennoch vermochte der stolze junge Mann nicht der Versuchung zu widerstehen, seiner trotzigen und unabhängigen Gesinnung Worte zu leihen, da dies die einzige Weise war, wie er die so tief empfundene Kränkung etwas mildern konnte.

Die Laute einer fern durch das Innere des Wohnhauses tönenden Harfe erreichten den Kiosk und schlugen an Herberts Ohr, ohne ihn zu besänftigen. Vielmehr erhöhten sie seine Reizbarkeit, da er sich einbilden konnte, die Musik wolle ihn in seinem Elend noch verhöhnen.

Doch bei weiterem Nachdenken begriff er wohl, dass dies nicht sein könne. Gewiss, diese sanften Töne waren nicht darauf berechnet, ihn hämisch zu quälen. Jetzt erkannte er das Lied, das dem Instrumente wie seiner Lage entsprach. Es war *Der irländische Flüchtling*.

Nun wurde eine die Harfe begleitende Stimme gehört, eine Frauenstimme, die leicht als die Käthchen Vaughans

zu erkennen war.

Er horchte aufmerksam. Zuweilen konnte er die Worte hören. Wie entsprechend seinen eigenen Gedanken!

*Trüb' mein Geschick, sprach herzkrank der Flüchtling,  
Der Hirsch und der Wolf nennt das Walddickicht sein,  
Doch mich schützt nichts vor Hunger und Sorgen,  
denn Heimat und Glück sind nimmermehr mein.*

Sollte das Lied nach der Absicht der Sängerin etwa ein Zeichen des Mitgefühls sein? Sicherlich übte es großen Einfluss auf seinen Geist aus, rührte ihn tief und besänftigte ihn in süßer Zärtlichkeit.

Aber nicht sehr lange hielt dies Gefühl an. Als die letzten Töne des Liedes auf dem entfernten Korridor erstorben waren, vereinigten sich die rauen Stimmen des Pflanzers und die seines Gastes zu einem lauten Gelächter – vielleicht ein Spaß über ihn selbst, den armen Flüchtling? Kurz darauf wurde ein schwerer Fußtritt auf dem Pfad gehört, die Tür öffnete sich und Herbert sah, dass es sein Onkel war, der nun endlich Zeit gefunden hatte, ihm die Ehre einer Unterredung zukommen zu lassen.

Obgleich den Augenblick zuvor noch so fröhlich, so waren nun, da er vor seinem Neffen erschien, doch alle Spuren der Fröhlichkeit aus Loftus Vaughans Gesicht verschwunden. Dies, gewöhnlich schon stark gerötet, hatte jetzt von dem Wein, den er getrunken hatte, eine Scharlachfarbe angenommen. Dennoch verkündete eine eigentümliche, noch dunklere Färbung über seinen breiten und starken Brauen den unfreundlichen Empfang, dessen sich sein Verwandter zu gewärtigen habe.

Seine ersten Worte wurden in einem Ton anmaßender Kälte ausgesprochen: »Also Sie sind meines Bruders Sohn,

nicht wahr?«

Kein Handreichen dabei, keine willkommene Bewegung, selbst nicht einmal ein Lächeln der Begrüßung.

Herbert unterdrückte seinen Ärger und antwortete einfach: »Ich glaube es zu sein.«

»Und welche Absicht führt Sie nach Jamaika?«

»Wenn Sie meinen Brief erhalten haben, wie ich wohl annehmen darf, so muss dieser die Frage eigentlich schon beantwortet haben.«

»So, wirklich«, rief Herr Vaughan in barscher Weise aus, doch augenscheinlich durch die unerwartete Weise der Antwort zurückhaltend. »Und was wollen Sie hier anfangen?«

»Weiß ich wirklich nicht zu sagen«, antwortete Herbert mit herausfordernder Miene.

»Haben Sie irgendeinen Beruf?«

»Unglücklicherweise gar keinen.«

»Irgendein Geschäft? Ich vermute, kaum?«

»Ihre Vermutungen sind vollkommen richtig.«

»Dann sagen Sie mir nur, wie wollen Sie Ihr Brot erwerben?«

»Es verdienen, so gut es geht.«

»Oder vielmehr es erbetteln, wie Ihr Vater es Ihnen vorge-macht hat, sein ganzes Leben lang bettelnd und immer von mir.«

»Darin werde ich ihm schwerlich gleichen und Sie werden ganz gewiss der Letzte sein, den ich anbettele, darauf verlassen Sie sich.«

»Teufel, Herr! Sie werden unverschämt! Das sind schöne Reden nach dem Schimpf, den Sie mir bereits angetan haben!«

»Schimpf?«

»Ja, Herr, Schimpf, sage ich. Hierher schon wie ein Bettler zu kommen, als Zwischendeckspassagier! Und dann sich der Verwandtschaft rühmen, damit jedermann weiß, dass Sie mein Neffe sind!«

»Sich der Verwandtschaft rühmen!«, wiederholte Herbert mit verächtlichem Lächeln. »Ha, ha, ha! Sie meinen gewiss meine Antwort auf eine Frage von diesem naseweisen Narren, den Sie so verehren. Sich der Verwandtschaft rühmen! Wahrhaftig, hätte ich Sie damals so gekannt, wie ich Sie jetzt kenne, ich hätte mich geschämt, die Verwandtschaft einzugestehen!«

»Aber Herr«, schrie Herr Vaughan und wurde feuerrot vor Wut, »aber Herr, nun weiter keine Worte mehr, verlassen Sie sofort mein Haus, in dieser Minute!«

»Ich hatte schon einige Minuten zuvor die Absicht, es zu verlassen und blieb einzig nur, um eine Gelegenheit zu haben, Ihnen zu sagen, was ich von Ihnen halte.«

»Was ist das? Was ist das?«

Der zornige Jüngling hatte einige der stärksten nur denkbaren Ausdrücke auf der Zunge und wollte sie bereits seinem Onkel entgeschleudern, als er, etwas ausblickend, einen Gegenstand wahrte, dessen Anblick ihn sofort davon abzustehen bewog. Es war das reizende Gesicht der jungen Kreolin, das durch das halb offene Gitterwerk des gegenüberliegenden Fensters im großen Hause erschien. Sie sah auf ihn und ihren Vater nieder und hörte dem Zwiegespräche mit ängstlicher Spannung zu.

»Es ist ihr Vater«, murmelte Herbert zu sich selbst, »ihretwillen will ich kein Wort mehr sagen.« Und ohne irgendeine Antwort auf die letzte Frage des Onkels zu geben,

schritt er aus dem Kiosk und ging davon.

»Halt, Herr!«, rief der Pflanzer, erstaunt über die Wendung, welche die ganze Angelegenheit genommen hatte. »Ein Wort, bevor Sie gehen, – wenn Sie überhaupt gehen wollen.«

Herbert wandte sich um und horchte.

»Ihr Brief benachrichtigt mich, dass Sie ohne Mittel sind. Es soll nimmermehr gesagt werden, dass ein Verwandter von Loftus Vaughan je sein Haus ohne Geld und unverorgt verlassen habe. Hier in dieser Börse sind zwanzig Pfund hiesigen Geldes. Nehmen Sie das, aber unter der Bedingung, dass Sie nichts von dem hier Vorgefallenen sagen, und dass Sie außerdem es für sich behalten, dass Sie Loftus Vaughans Neffe sind.«

Ohne ein Wort zu sagen, nahm Herbert die angebotene Börse, aber im nächsten Augenblick wurde auf dem kiesbestreuten Fußpfad der Klang der Goldstücke gehört – er hatte den Beutel mit dem Geld dem Onkel vor die Füße geworfen.

Dann wandte er sich zu dem vor Verwunderung fast erstarrten Pflanzer, maß ihn mit einem jede Begünstigung verhöhnenden Blicke und ging stolz davon.

Das zornig ihm nachgerufene »Hinweg von hier!« erreichte sein Ohr nicht mehr und blieb vollkommen unbeantwortet, da die Aufmerksamkeit des jungen Mannes bereits anderweitig gefesselt war.

## Kapitel 25

### Die Judenkoppel

Als er auf das großen Haus in der Absicht zuschritt, um dieses zu umgehen und so in die große Allee zu gelangen, war sein Blick in die Höhe zu dem Fenster hin gerichtet, wo zuvor das schöne Gesicht zu sehen war. Das Gitterfenster war nun geschlossen, und er bemühte sich deshalb vergeblich, etwas dahinter zu erspähen. Ach, nur ein einziges Wort, nur einen einzigen Blick, mag dieser dann auch ein sorgenvoller, vielleicht sogar ein vorwurfsvoller sein!

Aber kein Blick traf den seinen – keine Augen leuchteten durch das Gitter.

Er sah zurück, ob er wohl einen Augenblick länger verweilen könne. Sein Onkel stand in gebückter Stellung und sammelte die zerstreuten Goldstücke auf. In dieser Stellung verbarg ihn das niedrige Gebüsch.

Herbert wollte dem Fenster etwas näher treten und den Namen Käthchen Vaughans rufen, als er seinen eigenen, sanft geflüstert und mit dem holden Beiwort »Vetter« verschönert hörte.

Deutlich hörte er nun: »Vetter Herbert!« Nicht von dem Fenster oben schien der Ruf zu kommen, sondern von der anderen Seite des Hauses.

Als er nun um die Ecke des Hauses ging, sah er auf und erblickte ein anderes Fenster desselben Zimmers geöffnet. Von dort war der sanfte Ruf gekommen und dort war auch das holde Antlitz, das er suchte.

»O, Vetter Herbert, geh' nicht im Zorn fort! Papa hat unrecht getan – sehr unrecht, das sehe ich ein. Aber er hat zu

viel Wein getrunken – er ist nicht zurechnungsfähig. Guter Vetter, willst du ihm nicht verzeihen?»

Herbert wollte gerade antworten, als die junge Kreolin fortfuhr: »Du sagtest in deinem Brief, du hättest kein Geld. Du hast Vaters Geld ausgeschlagen, aber das meine wirst du nicht ausschlagen? Wohl ist es nur wenig, aber es ist alles, was ich habe. Nimm es, ich bitte dich!«

Ein glänzender Gegenstand schimmerte und fiel zu den Füßen des jungen Mannes nieder. Er sah hin. Es war ein kleiner, einiges Geld enthaltender, seidener, mit einem blauen Band umwundener Beutel, der auf der Erde lag. Er hob ihn auf und schien zu zweifeln, ob er ihn nehmen sollte.

Indes beschäftigte ihn ein ganz anderer Gedanke, und sein Entschluss war bald gefasst.

»Danke!«, sagte er. »Danke vielmals, Cousine Käthchen«, fügte er mit großer Wärme hinzu. »Du hast es gewiss gut gemeint, und da wir uns wohl nie wieder treffen werden ...«

»O, sage das nicht!«, unterbrach ihn das junge Mädchen mit einem bittenden Blick.

»Ja«, fuhr er fort, »es wird wahrscheinlich so sein. Hier ist für mich kein Aufenthalt, ich muss von dannen ziehen. Doch wo ich auch immer hingehen mag, ich werde diese liebenswürdige Freundlichkeit nimmermehr vergessen. Vielleicht habe ich nie eine Gelegenheit zur Wiedergutmachung. Du wirst auch schwerlich etwas nötig haben, das ein armer ergebener Verwandter für dich tun könnte. Doch solltest du jemals eines kräftigen Armes und eines mutigen Herzens bedürftig sein, dann, Käthchen Vaughan, erinnere dich, dass es jemanden deines Namens gibt, der dich nicht im Stich lässt. Danke nochmals!«, wiederholte er, löste das



Band von dem Beutel und warf den Letzteren mit seinem Inhalt durch das Fenster zurück. Dann befestigte er das Band auf seiner Brust an seinem Rock und rief aus: »Im Besitz dieses Zeichens werde ich mich reicher fühlen, als ob ich alle Güter deines Vaters besäße. Lebe wohl! Gott erhalte dich, meine edelmütige Cousine!«

Noch ehe die junge Kreolin ihr Anerbieten wiederholen oder ein anderes tröstliches Wort hinzufügen konnte, hatte Herbert Vaughan sich von dem Haus entfernt und war ihren Blicken entschwunden.

\*\*\*

Während dieser Vorgänge zu *Willkommenberg* ereigneten sich andere, viel umfangreichere auf der benachbarten Pflanzung, dem Eigentum des Sklavenhändlers Jacob Jessuron.

Außer einer Baracke in der Bay, wo seine Sklaven gewöhnlich zum Verkauf ausgedungen wurden, war der Jude auch Eigentümer einer großen Pflanzung auf dem Land, wo er gewöhnlich wohnte. Sie lag dicht neben dem Landgut des Custos Vaughan, von diesem nur durch eine jener bereits erwähnten bewaldeten Höhen getrennt, die das Tal von *Willkommenberg* umrahmten.

Gleich diesem war sie früher eine ausgedehnte Zuckerpflanzung gewesen, freilich bevor Jessuron ihr Eigentümer wurde, denn jetzt war sie vollkommen, was man ruiniert nennt. Die Felder, wo früher die goldenen Rohre in der tropischen Luft wehten, waren nun mit anderen wild aufgeschossenen Gewächsen bedeckt und geradezu eine Wildnis. Mit jener der Pflanzenwelt in der Nähe des Äquators

eigentümlichen Schnelligkeit waren bereits große Bäume aufgeschossen und standen massenhaft auf dem fruchtbaren Boden, Kampescheholz, Brotnüsse, Baumwollstauden und Kalebassenbäume, die zugleich mit den hängenden Schmarotzerpflanzen die vollständige Herrschaft über den Boden gewonnen hatten. An einigen Stellen, wo die Felder wirklich noch offen geblieben waren, wuchsen doch nur wilde und verwilderte Pflanzen als Unkraut, wie mexikanischer Ackermohn, Schwalbenwurz, großes Schellkraut, westindisches Eisenkraut und kleine Passionsblumen.

Zuweilen, wo das Unterholz es erlaubte, kamen Stellen eines Erdwalls oder einer alten Steinmauer zum Vorschein, die aber gewöhnlich eingestürzt waren und deren Ruinen dann dicht mit Kriechpflanzen bekleidet waren, wie Winden, *Cereus*, *Aristolochia*, die lieblich blühende *Lantana* und die, alles gleich dem Gewebe einer riesigen Spinne überziehenden gelben, blattlosen Stängel des amerikanischen Dotter.

In der Mitte dieser bereits von der Natur wieder eroberten Sitzung stand das große Haus, nun freilich, außer was seinen Umfang anbelangt, kaum mehr diese Benennung verdienend. Auch war es mehr ein großer Steinhaufen als ein einzelnes Gebäude, da die alten Zuckerwerke mit dem Hauptgebäude unter ein Dach gebracht waren. Dies sowie Negerhütten, Ställe, Geschäftsstuben und andere Nebengebäude, alles war von einer sehr hohen Mauer umschlossen, die dem Ganzen mehr das Aussehen eines Zuchthauses oder einer Baracke als das eines Landhauses erteilte. Die Umfassungsmauer war ein neuerer, für einen von der früheren Zuckerbereitung sehr verschiedenen Zweck ausgeführter Bau.

Ein Garten war nicht vorhanden, obgleich man wohl bemerken konnte, dass ein solcher da gewesen war, denn es wuchsen stets noch einige Zierbäume, die mit prachtvollen schmackhaften Früchten beladen waren oder auch mit reichlichen, weit umher ihren Wohlgeruch ausduftenden Blüten. Halb wild wuchsen so Zitrone, Lorbeerbirnen, Ochsenherzen, Weinäpfel, Mangos, Guaven und Papaus, während die hohen Kronen der Kokospalme sich weit über die niedrigeren Inhaber dieses wilden Baumgartens erhoben und ihre zurückgebundenen Zweige hängen ließen, als trauerten sie über die sie umgebende Verwüstung.

Den Gebäuden nahe standen mehrere mächtige Bäume, deren gekrümmte, jetzt blattlosen Äste sie leicht erkennen ließen. Es war der Riese der westindischen Wälder, der Seidenwollbaum. Die Äste dieser Pflanzenungeheuer, von denen jeder so groß wie ein gewöhnlicher Baum, waren mit Schmarotzergewächsen mancherlei Art besetzt. Unter diesen mögen stachelige Kakteen mit verschiedenen Arten wilder Ananas hervorgehoben werden. Von der edlen Vricsia bis zu dem weißen, bartähnlichen spanischen Moos, dessen lange fliegende Gewinde wie Grabtücher in der Luft wehen, eine höchst geeignete Polsterung für das in feierlicher Stille auf den höchsten Zweigen erbaute Nest der schwarzen Geier.

In alten Zeiten trug die Pflanzung den Namen <glückliches Tal>, aber seit Jessuron ihr Eigentümer geworden, war dieser Name, nun wohl vollständig ungeeignet, in Vergessenheit geraten und dies Gut wurde nicht anders genannt als *die Judenkoppel*.

In eine Koppel (Graspflanzung) hatte Jessuron es allerdings verwandelt, und zu diesem Zweck war es auch ganz

geeignet, da die früheren, nun mit dem wertvollen Guineagras überzogenen Zuckerfelder jetzt eine vortreffliche Weide für Pferde und Rindvieh gewährten.

In der Aufzucht der Ersteren für den Gebrauch der Zuckerpflanzungen und in der Mästung der Letzteren für die Ochsenmärkte der Bay hatte der betriebsame Israelit einen eben so raschen Weg zu Reichtümern gewonnen, als ob er als Sklavenhändler umherreiste, und in den letzten Jahren hatte er deshalb das letztere Geschäft nur als ein untergeordnetes Gewerbe angesehen.

In höherem Alter war er auch nach einer höheren gesellschaftlichen Stellung begierig geworden und hatte sich deshalb bemüht, den Sklavenhändler in den angesehenen Stand eines Koppelhalters zu verwandeln. Außerdem war es ihm noch gelungen, sich als Friedensrichter angestellt zu sehen, ein Amt, das sowohl in Jamaika als auch anderswo mehr auf Reichtum als auf unantastbarer Ehrenhaftigkeit beruht.

Hierzu war der Jude auch noch ein großer Pfefferbauer oder vielmehr Einsammler, denn die einheimischen, die Hügel seiner Besetzung bedeckenden Pimentwälder bedurften keines eigentlichen Anbaus und verlangten weiter nichts, als dass die aromatischen Beeren eingesammelt und in der Barbacao eingemacht wurden.

Ogleich aus einer Pflanzung in eine Koppel verwandelt, war auf dem Gut Jakob Jessurons doch ein sehr tätiges und betriebsames Leben.

In den dem Haus nahe liegenden Feldern und auf den Triften von Guineagras konnte man Pferde und halbwildes Rindvieh wiehern und brüllen hören, die von berittenen schwarzen und halb nackten Hirten gehütet wurden. Zwi-

schen den Pimentbäumen gingen Negermädchen umher, fortwährend bei dem Pflücken der Gewürznelken von den Bäumen plappernd und kreischend. Später setzten sie dann die gefüllten Körbe auf den Kopf und trugen sie singend und in langen Reihen gehend zu der Barbacao.

Außerhalb des großen Tores auf dem breiten Weg, der zur Hauptstraße führte, konnte man täglich berittene Schwarze sehen, die den rohen, frisch von der Weide gehaltenen Füllen Unterricht erteilten, während innerhalb der großen Einfassung fette Ochsen geschlachtet wurden, um die Märkte in der Bay zu versorgen. Hier verzehrten große mächtige Hunde die Fleischabfälle und schwarze, bis zum Gürtel nackte Schlächter, die braunen Arme dampfend von dem geronnenen Blut, schwenkten blutige Messer und andere für ihren Mordberuf geeignete Instrumente.

Solche Auftritte fanden auf Jacob Jessurons Gut täglich statt, allein an dem Tag, der dem misslungenen Versuch des Sklavenhändlers auf *Willkommenberg* nachfolgte, sollte auf dem Hof noch ein anderes, viel seltsameres Schauspiel aufgeführt werden.

Die für dies Schauspiel ausersehene Bühne war eine Einfassung oder ein dicht am Wohnhaus liegender Hofplatz, dessen eine Seite das große Haus selbst bildete, an dem eine breite, auf den Hof hinabführende Veranda von schmutzigem Aussehen sich herumzog.

Dem Wohnhaus gegenüber befand sich ein anderes großes Gebäude, das die entgegengesetzte Seite des Hofes begrenzte. Hohe, dicke Mauern verbanden die beiden Gebäude miteinander und umschlossen das Viereck.

In der Mitte einer dieser Mauern führte ein starkes, doppeltes Tor hinaus in die größere Einfassung der Viehkop-

pel.

Dem Mangel aller Schornsteine und Fenster als auch der Bauart nach hätte man das dem Wohnhaus gegenüberstehende Gebäude ganz wohl für einen geräumigen Speicher oder eine Scheune halten können, aber ein Blick ins Innere musste diesen Gedanken bald beseitigen. Innerhalb waren Gruppen menschlicher Wesen von allen Farben, vom Ebenholzschwarz bis zum hellsten Gelb, in allen Stellungen – sitzend, stehend oder auf dem Boden liegend – und nicht wenige von ihnen paarweise mit Handschellen aneinander gefesselt.

Ihre Haltung war eben so verschieden, wie der Ausdruck ihrer Gesichtszüge. Einige sahen traurig und finster aus. Andere blickten furchtsam umher, als wären sie aus schrecklichen Träumen erwacht und glaubten nun an deren Wirklichkeit. Noch andere hatten den leeren, nichtssagenden Blick vollständigen Blödsinns, während hier und da eine Gruppe, gänzlich unbekümmert um Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, in ihrer barbarischen Sprache mit heiterem Aussehen schwatzte, und die größte philosophische Sorglosigkeit zeigte.

Das Gebäude, das diese unglücklichen Willenlosen enthielt, war die Baracke, das Vorratshaus des Sklavenhändlers, und seine Bewohner waren sein Vorrat!

Dieser Vorrat war erst kürzlich durch die Ladung eines Sklavenschiffes vervollständigt worden. Aber es waren auch noch einige alte Ballen vorhanden, und diese unterhielten die neu Angekommenen und erzählten ihnen von ihrem jetzigen Aufenthalt. Ihre Mittel, Gastfreundschaft auszuüben, waren dabei freilich sehr beschränkt, wie die leeren Kalebassen und rein geputzten hölzernen Schüsseln

bezeugten, die auf dem Boden zerstreut umherlagen. Nicht ein Körnchen Reis, nicht eine Pfefferschale, nicht ein einziges Stückchen Pisang war übrig gelassen worden. Die vollständige Leere sämtlicher Geschirre bewies sicher, dass die ausgeteilten Portionen eben so klein gewesen waren als die Gerichte selbst schlecht und grob.

Draußen im Hof waren ebenfalls manche Gruppen, die glücklich genug waren, der verdorbenen und erstickenden Luft ihres überfüllten jetzigen Aufenthaltes entrückt zu sein, obwohl dieser schon eine Art Freiheit gewährte im Vergleich mit den Zwischendecken während der Überfahrt.

Fast jede Gruppe hatte sich um einen Älteren versammelt, einen Landsmann, der schon früher übers weite Meer gekommen war, und der, nachdem er selbst schon vor längerer Zeit die Sklaverei des Westens kennengelernt hatte, den Neuankömmlingen einige Mitteilungen über das machte, was sie zu erwarten hätten.

Die begierigen, von Zeit zu Zeit zu der Veranda hin gerichteten Blicke aller verkündeten, dass sie augenblicklich etwas besonders Ungewöhnliches erwarteten.

Auch weiße Männer waren auf dem Hofplatz, drei im Ganzen. Zwei waren von sehr dunkler Gesichtsfarbe, so schwärzlich, dass mancher der farbigen Sklaven im Vergleich zu ihnen als hell bezeichnet werden konnte.

Diese beiden faulenzten in der Nähe der Treppe der Veranda, und einer von ihnen saß auf den Stufen.

Beide waren ärmlich in bunte Hemden und Hosen gekleidet und trugen breitkrepelige Palmenhüte auf dem Kopfe und roh gearbeitete Schnürstiefel an den Füßen.

Jeder trug eine lange rapiergleiche Klinge, eine Machete, die in einer ledernen Scheide über seiner Hüfte hing, wäh-

rend ein Paar feuriger Hunde, die an baumwollenen Leinen aufgeköpelt und so an um ihren Leib gewundenen Gürteln befestigt waren, auf dem Boden zu ihren Füßen niedergekauert lag.

Die Gesichter dieser Männer waren glatt rasiert – nur ein kleiner Büschel am Kinn war stehen geblieben – und ihr Kopfhaar war dicht abgeschnitten. So wurden ihre scharfen eckigen Gesichtszüge vollständig gezeigt und verkündeten viel Geist, was auch sicher einen angenehmen Eindruck hervorgebracht hätte, wäre dieser nicht von einem eigentümlichen Ausdruck von Grausamkeit begleitet gewesen.

Die von Zeit zu Zeit ihren Lippen entschlüpfenden Ausrufe, zugleich mit den wenigen Worten des von ihnen geführten Gespräches, zeugten für eine spanische Abkunft. Ihre Tracht, ihre Waffen und Rüstungen sowie ihre Begleiter, die grimmigen Hunde, erklärten indes sowohl ihren Beruf als auch das Land, aus dem sie stammten, hinlänglich. Es waren *caçadores de negros*, Negerjäger aus Kuba.

Der dritte Weiße auf dem Hof war wesentlich von diesen verschieden, nicht gerade so sehr durch die Farbe – denn auch er besaß eine schwärzliche Haut – als vielmehr durch die Größe, die Kleidung und den Beruf.

Ein Paar rosslederne Reitstiefel ging bis zu den Lenden hinauf und an den Hacken klirrten mächtige Sporen mit drei Zoll im Durchmesser haltenden Rädern. Eine lange Jacke von dickem Tuch – keineswegs dem Klima sehr gemäß – ging bis zu den Hüften herab. Unter dieser waren eine Weste von Scharlachplüsch mit schmutzigen metallenen Knöpfen und ein wollener Halsschal von derselben schreienden Farbe. Die ganze Gestalt krönte ein Filzhut, der, wie auch die anderen Gegenstände seiner Bekleidung, deutlich



zeigte, dass er allen Wettern ausgesetzt gewesen war, Sonne und Regen, Sturm und Tornado.

Ein dicker Wulst krausen Haares, das so schwarz war wie das eines Negers, ein starker, schwarzer und den Mund dicht umziehender Bart, bernsteinfarbene Augen mit einem finsternen, wohl nie erbleichenden Strahl, durch den schwarzen Bart hindurchscheinende Lippen von ganz ungewöhnlicher Röte und eine hohe Adlernase waren die hervorragendsten und auffallendsten Eigenschaften in der Erscheinung dieses Mannes. In ihrer Vereinigung riefen sie sofort die Überzeugung hervor, dass dieser Mann ganz derselben Nationalität angehöre wie der Eigentümer des Hofes. Dies war auch wirklich so, denn der bärtige Mann war ebenfalls ein Angehöriger des Volkes Abrahams, aber unbedingt einer der am wenigsten Liebenswürdigen desselben. Sein Name war Ravener, sein Beruf der eines Sklavenaufsehers bei Jessuron. Das Zeichen seines Amtes trug er unterm Arm, eine große, mächtige Peitsche. Diese hatte er zu jeder Zeit bei sich, bei Nacht wie bei Tag, denn bei Nacht wie bei Tage war er sie zu gebrauchen gewohnt, und die Opfer derselben waren keine Ochsen noch Pferde, sondern Menschen, wirklich lebende, unschuldige Menschen! Auch machte er keineswegs einen nur sparsamen Gebrauch von seinem scheußlichen Werkzeug. *Klatsch, klatsch* konnte man vom Morgen bis zum Abend hören. *Klatsch, klatsch* vom Abend bis zur Mitternacht, ja selbst von Mitternacht bis wiederum zum Morgen, denn es wurde behauptet, der Aufseher schlafe niemals.

*Klatsch, klatsch* ging's, wenn er den Hof durchschritt, stolz darauf, seine Macht vor den neu angekommenen Schwarzen zu zeigen, und er schwang seine lange grausame Peit-

sche unter den Sklavengruppen, als wolle er sie im Übermut sämtlich vernichten und vertilgen!

## Kapitel 26

### Eine Feuertaufe

Gegen zwölf Uhr desselben Tages kamen Jessuron und seine Tochter auf die Veranda und nahmen ihren Platz nahe an der Balustrade ein, sodass sie in den Hof hinabzusehen vermochten. Beider Aussehen verriet einige Unruhe, als ob sie ein Schauspiel von mehr als gewöhnlichem Interesse mit ansehen sollten.

Auch die Hausmädchen und andere hinter ihnen mit neugierigen Augen stehende Diener zeigten, dass etwas Besonderes vor sich gehen sollte.

Ein kleiner eiserner, mit brennenden Kohlen angefüllter Kessel war auf dem Hofplatz unterhalb der Treppe aufgestellt worden. Drei oder vier mürrisch aussehende Männer, Schwarze und Mulatten standen müßig um denselben herum. Einer von ihnen beugte sich über den Kessel und drehte in dem Feuer eine Art Löteisen oder irgendein anderes Instrument eines Kupferschmiedes. Doch das war es keineswegs, wie die Zuschauer wohl wussten, denn alle, die es sahen, erkannten darin das gefürchtete Brenneisen, und alle, die Weißen und erst neu angekommenen Afrikaner ausgenommen, hatten früher seine versengende Glut an ihrem eigenen Fleisch gefühlt.

Indes hatten auch die Neuankömmlinge bereits erfahren, was für sie vorbereitet werde und betrachteten diese Vor-

kehrungen zumeist schweigend, mit furchtsamen Blicken.

Einige Koromantis unter ihnen sahen auch mit sorgloser Gleichgültigkeit zu, plauderten munter und lachten zuweilen ganz laut, als erwarteten sie den Anfang eines lustigen Spieles. Diese mutigen Söhne Äthiopiens, deren schwarze Haut die Narben manches früher in der Heimat bestandenen Gefechtes zeigten, machten sich wenig aus dem Brand eines solchen glühendroten Eisens.

Lange sollte es auch nicht dauern, bis das unmenschliche Schauspiel begann. Der Eintritt Jessurons und seiner Tochter war das Zeichen zum Anfang, denn der bärtige Aufseher hatte als Zeremonienmeister nur auf ihre Ankunft gewartet. Dieser Mann wusste aus Erfahrung ganz wohl, dass sein Herr selbst die Oberaufsicht bei einem solchen Vorgang übernahm, und er wusste auch, dass seines Herrn Tochter es ebenfalls liebte, bei diesen interessanten Auftritten zugegen zu sein.

»Fangen Sie an, Herr Ravener!«, schrie Jessuron von der Veranda herab. »Diese zuerst«, fügte er hinzu und zeigte auf eine Gruppe von Ebos, die in einem Winkel des Hofes zitternd vor Furcht standen.

Auf ein Zeichen des etwas schweigsamen Aufsehers legte eine Anzahl der offenbar schon früher zu solchem Geschäfte verwandten Schwarze Hand an die Ebos und brachte sie zu dem Feuerkessel hin.

Als die Unglücklichen nahe an das Feuer gebracht waren und nun das rote Eisen zwischen den Kohlen glühen sahen, malte sich auf ihren Gesichtern die lebhafteste Furcht ab und ihr ganzer Körper zitterte krampfhaft vor Furcht. Die Jüngeren unter ihnen schrien laut auf und würden sicher die Flucht ergriffen haben, wären sie nicht festgehalten

worden. Ihre durch die erbarmungswürdigsten Blicke und Gebärden gemachten Anrufungen wurden lediglich mit gefühllosen Sticheleien und rohem Gelächter beantwortet, woran der alte Jessuron selbst teilnahm und sogar auch – fast ist es unglaublich, zu erzählen – seine schöne Tochter! Dabei zeigte sich keineswegs bloßes Lächeln auf dem Gesicht der schönen Judith, nein, sie lachte hell auf und zeigte dabei ihre regelmäßigen weißen Zähne, ganz als ob ein Unhold die Gestalt eines Engels angenommen hätte.

Die Ebos wurden vorwärts geführt und dabei von den Weißen festgehalten, während sie ihre bloße Brust dem Brand darboten mussten. Das glühende Eisen blitzte einen Augenblick vor eines jeden Auge und traf dann die trockene, zähe Haut, mit dumpfem Klatschen. Zischend stieg ein Dampf auf, dem der Geruch verbrannten Fleisches folgte. Ein Kampf dann, wilder Schmerzensschrei und das Verfahren war beendet. Der Sklave war nun mit den unverilgbaren Anfangsbuchstaben bezeichnet, die er bis an sein Grab tragen musste.

Einer nach dem andern erlitten die Ebos diese fürchterliche Feuertaufe und wurden alsdann hinweggeführt.

Ein Haufen Pawpaws aus dem Wedday-Land kam zunächst daran. Sie wurden wie die Ebos einer nach dem anderen herangeführt, doch ihre Haltung war gänzlich verschieden, denn sie fürchteten sich weder besonders, noch zeigten sie einen gewöhnlichen Mut. Sie schienen sich mit einer Art gelehriger Ergebung zu unterwerfen, als betrachteten sie die ihnen widerfahrene Misshandlung wie ein vorher bestimmtes Geschick oder wie eine unumgängliche Pflicht. Das Verfahren, sie zu brennen, war deshalb von kurzer Dauer und gewährte den Zuschauern kein besonde-

res Vergnügen, da über keinen spaßhaften Schrecken dabei gelacht werden konnte. Dieser nachgiebige und lenksame Charakter macht das Wedday-Volk zu den geschätztesten und wertvollsten Sklaven.

Ein Haufen Koromantis sollte sich nun der Feuerprobe unterziehen. Diese kühnen und kriegerischen Eingeborenen Afrikas entwickelten in ihrer Haltung und in ihren Gebärden wieder ganz andere, von denen der Pawpaws oder Ebos höchst verschiedene moralische Eigenschaften. Anstatt zu warten, bis sie hingeführt würden, trat jeder kühn und mutig vor und entblößte seine Brust, um das Brandmal zu erhalten, auf das er mit einer Miene großartiger Verachtung blickte.

Ein junger Bursche entriss das Eisen sogar dem diese Verrichtung Ausführenden, wandte es in seiner Hand um und setzte den glühenden Stempel auf seine eigene Brust, wo er ihn so lange festhielt, bis das versenkte dampfende Fleisch verriet, dass ein tiefes Zeichen eingebrannt war. Dann schleuderte er das Brandwerkzeug in den Kessel zurück und schritt mit der Miene eines triumphierenden Gladiators hinweg!

Jetzt erfolgte eine Unterbrechung. Das Schauspiel war freilich noch nicht zu Ende, sondern nur ein Akt.

Es sollte noch ein anderer folgen.

Ravener erstieg die dem Platz gegenüberliegende Veranda, wo Jessuron und seine Tochter standen, mit welchen beiden er alsdann in kaum hörbarer Weise sprach, nicht weil er beabsichtigte, das Gesagte geheim zu halten, sondern weil er zu keiner Zeit sehr laut zu reden pflegte.

Die beiden Menschenjäger wären übrigens wohl die Einzigen gewesen, wegen deren er etwa hätte vorsichtig sein

müssen, aber diese waren gerade mit den Hunden beschäftigt und beachteten nichts, was um sie herum vorging. Das Brennen eines Haufens Schwarzer war für sie durchaus kein neuer Anblick und sie sahen nur zu, weil sie in diesem Augenblick gerade nichts Besseres zu tun hatten.

»Welche sollen nun kommen?«, fragte Ravener seinen Herrn. »Die Mandingos?«

»Entweder die oder der Fürst«, erwiderte Jessuron. »Es kommt nicht darauf an, welcher zuerst gezeichnet wird.«

»O, der Fürst zuerst, auf jeden Fall!«, schlug die lebenswürdige Judith mit einem selbstzufriedenen Lächeln vor. »Bringen Sie ihn zuerst her, Herr Ravener. Ich bin doch wirklich neugierig, wie seine Königliche Hoheit das Feuer verträgt.«

Der Aufseher antwortete gar nicht, sondern nahm den Wunsch der jungen Dame für Befehl und schickte sich an, demselben sofort zu gehorchen.

Er schritt unverweilt quer über den Hof und öffnete in der einen Ecke eine Tür, die in ein Gemach führte, das von den größeren abgetrennt war, worin sich die Sklaven sämtlich befanden. Nach wenigen Mittuten kam er wieder heraus und brachte einen Menschen mit sich, den man seiner Kleidung nach schwerlich für den jungen Fella wiedererkennen würde, der sich am Bord des Sklavenschiffes befand. Dessen edle Haltung aber machte es dennoch möglich, ihn sofort als diesen wieder zu erkennen, denn er war es in der Tat.

Seine Kleidung war wirklich ganz verändert. Der Turban war fort, die reiche seidene Tunica, die Sandalen und der Säbel, all sein glänzender Staat war ihm entrissen worden. Stattdessen erschien er in einem gemeinen Hemd aus Osn-

brücker Leinwand, der gewöhnlichen Kleidung eines Schwarzen auf den Pflanzungen. Er sah blass und elend, aber nicht entmutigt oder gedemütigt aus.

Zweifelsohne hatte er bereits das ihn erwartende Geschick erfahren oder geahnt, aber dennoch zeigten seine Züge das stolze Aussehen eines Fürsten, und die kühnen, unverzagten Blicke, die er auf den Aufseher an seiner Seite, doch noch öfter auf Jessuron warf, von dem er wusste, dass der andere nur sein Werkzeug sei, verrieten sowohl den tiefsten Zorn als auch den lebhaftesten kühnsten Trotz. Nicht ein Wort, weder des Widerspruchs noch des Vorwurfs, entwich jetzt seinen Lippen. Das hatte bereits zuvor stattgefunden, als der erste rohe Angriff auf ihn gemacht wurde, um ihn seiner prächtigen Gewänder und seines Schmuckes zu berauben. Die Zeit des Widerspruches, der Verwahrungen und Einreden war vorüber. Er sah, er hatte vor der Hand keinen anderen Ausweg, als sich der Gewalt zu unterwerfen, und er tat dies, obwohl zornig und schweigend.

Er wusste gar nicht, was jetzt mit ihm vorgenommen werden sollte. In einem fensterlosen Gemach eingesperrt, hatte er nichts von den letzten Vorgängen gesehen. Allerdings vermutete er irgendeine neue Gewalttätigkeit, aber er vermochte nicht zu ahnen, welcher Art sie sein könne.

Lange freilich sollte er hierüber nicht in Ungewissheit bleiben. Ravener fasste ihn barsch an der Hand und führte ihn zum Feuerkessel.

Das Eisen war hier bereit und lag rot glühend zwischen den Kohlen. Der Handhaber desselben wartete nur auf das Zeichen, um es anzuwenden. Dann, als dies gegeben war, ergriff er das Instrument und hob es in die Höhe.

Der Fürst gewahrte die Absicht jetzt ganz wohl, bebte aber nicht kleinmütig zurück. Seine Augen waren nicht auf das Eisen gerichtet, sie starrten blitzend und funkelnd, wie das Feuer im Kessel, bald auf das Gesicht des alten Jessuron, bald auf das des engelgleichen Dämons an seiner Seite.

Jessuron allein zuckte vor seinen Blicken zusammen, seine Tochter gab sie mit höhnischen, unerschütterlicher Ruhe zurück.

Einen Augenblick später zischte das rote Eisen, das sich tief in das Fleisch der Brust des Fella einbrannte. Fürst Cingües war der Sklave des Jacob Jessuron!

Als ob ihm die schreckliche Wahrheit jetzt plötzlich klar geworden wäre und seinen Geist mit aller Gewalt ergriffen hätte, sprang der junge Mann mit einem lauten Schrei des Entsetzens vorwärts, stürzte, bevor irgendjemand ihn aufzuhalten vermochte, die Treppenstufen hinauf und rannte auf die Veranda. Hier durchflog er die Galerie bis zu der Stelle, wo Jessuron und seine Tochter saßen und schoss, wie ein Tiger in die Höhe springend, auf den Mann. Als er diesen nun bei der Gurgel gepackt hatte, fielen beide auf den Boden nieder und rollten sich hier in den Anstrengungen eines wilden, verzweifelten Kampfes.

Glücklich genug für den Sklavenhändler, war sein Opfer nicht bewaffnet, sonst wäre dieser Augenblick sicher sein Letzter gewesen. Schon so war er nahe daran, erdrosselt zu werden, und wären Ravener und die beiden Spanier ihm nicht zu Hilfe geeilt, der Verrat des Fella fürsten wäre sicher die letzte Untat in seinem Leben gewesen.

Überwältigt durch die Übermacht der Anzahl und durch die gewaltige Kraft des Aufsehers wurde Cingües zuletzt ergriffen und die Gurgel des Sklavenhändlers wurde von



seinem mörderischen Griff befreit.

»Tötet ihn!«, rief Jessuron, sobald er Atem zum Sprechen gewonnen hatte. »Nein, tötet ihn noch nicht«, fügte er sich verbessernd hinzu, »noch nicht, bis ich ihn erst bestraft habe!«

»Peitscht den wilden Hund aus«, kreischte die schöne Judith, »macht ein Beispiel aus ihm, sonst werden all die anderen in derselben Weise gegen uns aufstehen.«

»Jo, jo, peitscht ihn! Das wird fürs Erste genug sein! Peitscht ihn gleich, guter Ravener! Gebt ihm hundert Hiebe, jetzt sogleich!«

»Gewiss, gewiss!«, antwortete der Aufseher und schleifte das unglückliche Opfer die Treppenstufen hinab. »Ich will ihm schon sein richtiges Teil geben – habt keine Angst!«

Ravener war ein Mann von Wort. Das nun folgende Schauspiel war jedenfalls noch schrecklicher anzusehen, als das zuvor bereits beschriebene, denn die Peitschenstrafe ist gewiss eine der grässlichsten, die es geben kann.

Der junge Fella wurde nun an einen Pfosten gebunden, der eigens zu diesem Zweck dastand. Ein ausgesuchter kräftiger Mann schwang die grausame Geißel, und wie der letzte Hieb, der die schrecklichen Hundert vollmachte, gefallen war, sank das erbarmenswerte unglückliche Opfer ohnmächtig und blutend an dem Pfeiler nieder!

Die Inhaber der Veranda zeigten nicht die geringsten Anzeichen, dass durch dieses fürchterliche Schauspiel ihr Mitleid irgendwie erregt worden wäre. Im Gegenteil, sowohl der Vater als auch die Tochter schienen sich daran zu vergnügen, und anstatt sich zurückzuziehen, als die grausame Strafvollstreckung vorüber war, verblieben beide, augenscheinlich mit vollkommener Gleichgültigkeit, um das

Ende des Tagesgeschäftes mit anzusehen, das Brandmarken der Mandingos!

## Kapitel 27

### Ein Lager aus Seidenwollenblättern

Als Herbert Vaughan von seiner schönen und lebenswürdigen Cousine und zugleich von dem Haus seines gastfreundlichen Verwandten schied, ging er durch das Gebüsch, das sich am Abhang zur Rechten ausdehnte.

Ungeachtet des in seiner Brust tobenden Sturmes war ihm dennoch eine Überlegung verblieben, die ihn abhielt, die große Allee hinabzugehen. Von einem tiefen Gefühl seiner Demütigung durchdrungen, wünschte er nämlich nicht, irgendeinem der Leute seines Onkels zu begegnen, da die Sklaven selbst um seine Erniedrigung wissen mussten. Noch viel weniger verlangte er aber danach, bei einem langen Gang in der großen Allee von Augen beobachtet zu werden, die aus den Fenstern des großen Hauses auf ihn gerichtet sein möchten.

Als er die Grenzen der Ebene erreichte, übersprang er eine niedrige Mauer, die das Gebüsch von den äußern Feldern trennte, und begann die Abdachung des Bergrückens im Schatten von Pimentwäldern zu ersteigen.

Einige Zeit hindurch hinderten ihn die sich widerstreitenden und alle seine Gefühle aufs Tiefste aufregenden Gemütsbewegungen an jeder Art ruhiger Überlegung. Zwei sehr verschiedene Gefühle waren jedenfalls in seiner Seele durch die beiden Personen entstanden, die er soeben gese-

hen hatte, so verschieden und einander entgegengesetzt, wie Tag und Nacht, wie Trauer und Freude, ja vielleicht wie Hass und Liebe.

Dieser Widerstreit in seinem Inneren hätte vielleicht noch länger gedauert, wäre die Gelegenheit für unnütze Gefühlserregungen irgend günstig gewesen, allein das war keineswegs der Fall. Der junge Mann fühlte sich zu verlassen und zu freundlos, um sich lediglich leidenschaftlichen Gedanken hinzugeben. Deshalb legte sich der Sturm seiner Seele auch viel früher, als dies sonst wohl der Fall gewesen wäre.

Sein erster Gedanke, nachdem wieder einige Ruhe in seine Seele eingezogen, war nun: »Wohin!« und die Antwort darauf: »Nach Montego Bay.«

Was er dort bei seiner Ankunft machen wollte, war freilich nicht so leicht beantwortet. Er hatte kein Anrecht mehr, sich am Bord des Schiffes aufzuhalten, obgleich die freundlichen Kameraden des Vorderkastells ihn unbezweifelt willkommen heißen würden, um mit ihnen ihre *Bunks* und ihren Schiffszwieback zu teilen.

Allein Herbert wusste sehr wohl, dass die Gastfreundschaft der *Seenymphe* nicht von ihnen abhängt, und dass, selbst wenn es der Fall gewesen wäre, dies ihm doch nicht lange nützen könne.

Nach England sofort zurückzukehren, vielleicht sogar mit demselben Schiff, mochte ihm wohl in den Sinn kommen, aber hieran konnte er im Ernst gar nicht denken. Es hatte ihm zwanzig Pfund und seinen letzten Schilling gekostet, um nach Jamaika zu kommen. Es würde dasselbe Geld für seine Rückreise erforderlich gewesen sein. Deshalb konnte dieser Gedanke keinen Augenblick gefasst werden.

Oder kam ihm vielleicht der Gedanke an die Rückkehr gar nicht in den Sinn? Oder wäre er sogar nicht einmal zurückgekehrt, selbst wenn ihm eine freie Rückfahrt angeboten wurde?

Keine dieser Annahmen ist ganz unwahrscheinlich. Ungeachtet der ihm von seinem Onkel widerfahrenen Beleidigung, ungeachtet seiner jetzigen verzweifelten Lage war doch etwas vorhanden, und er selbst wusste kaum was, das ihn abhielt, Jamaika oder auch nur *Willkommenberg* zu hassen, das doch der Ort seiner größten Enttäuschung und Demütigung gewesen war!

Als er den Kamm der Hügelkette erreicht hatte, wünschte er, bevor er sich in den tiefen, an der anderen Seite des Berges sich ausdehnenden Wald begab, durch die Öffnung der Bäume noch einmal die weißen Mauern und grünen Jalousien von *Willkommenberg* zu erblicken.

In diesem Blick lag wirklich mehr Bedauern als Zorn, ein gewisser Ausdruck von Bekümmernis, wie er sich wohl auf dem Gesicht des gefallenen Engels kundgegeben haben mag, als er über die goldenen Pfähle des Paradieses danach zurücksah.

Als der junge Mann tiefer in die dunklen Waldschatten eindrang, wurde der Ausdruck seines Gesichtes immer bekümmert und sorgenvoller.

Er wollte nach Montego Bay, dort ein möglichst bescheidenes Unterkommen suchen und warten, bis sein nur ärmlich ausgestatteter Mantelsack, der nach *Willkommenberg* gekommen war, ihm wiedergebracht worden sei. Das waren die ersten einfachen Pläne, die sich ihm aufdrangen. Sein Geist wurde noch viel zu sehr von sich einander jagenden leidenschaftlichen Gedanken gefoltert, um auf irgend Wei-

teres für die Zukunft zu denken.

Er wanderte durch den Wald, ohne gerade viel Acht auf die eingeschlagene Richtung zu geben, und jeder, der ihn gesehen hätte, würde geglaubt haben, dass er seinen Weg verloren habe.

Dies war gerade nicht der Fall. Er wusste, oder vielmehr glaubte zu wissen, dass, wenn er sich zur Linken halte, er auf die Hauptstraße kommen müsse, auf der er zum Eingangstor von *Willkommenberg* gekommen war. Auf alle Fälle musste er den Fluss finden, über den er damals kam, und diesen folgend, musste er früh genug in die Stadt gelangen können.

Mit dieser festen Überzeugung schritt er in Gedanken vertieft und halb geistesabwesend vorwärts. Allein dieser Zustand dauerte so lange, dass er darüber die Richtung wirklich verlor.

Die Bäume hinderten ihn besonders, die schon niedrig stehende Sonne zu sehen. Aber selbst wenn er sie hätte vollständig sehen können, so hätte ihm dies nur wenig genützt, da er bei dem Ritt nach *Willkommenberg* die Himmelsrichtung, nach welcher die Bay lag, gar nicht beachtet hatte.

Indes wurde er durch die Entdeckung, dass er seinen rechten Weg verloren habe, nicht gerade sehr aus der Fassung gebracht, und der Gedanke, dass er sich in der Montego Bay nicht viel besser befinden würde, ließ ihn dies wenig bedauern. Er hatte ja nicht die Mittel, sich ein hübsches Zimmer und ein bequemes Bett zu verschaffen, und so mochte er vielleicht kein anderes Unterkommen finden, als das, was er jetzt auch hatte, die ausgebreiteten Zweige einer riesigen Ceiba oder eines Baumwollbaumes.

Während solcher Überlegungen war die Sonne ganz gesunken, denn der Baumwollbaum stand am Rande einer Waldöffnung, wo er den Himmel sehen konnte, und er gewahrte, dass dieser bereits vom Abendrot erfüllt war. Seinen Weg in der Dunkelheit zu finden, wäre vollständig unmöglich gewesen und so beschloss er, für diese Nacht sein Unterkommen unter der gastfreundlichen Ceiba zu suchen.

Auch hatte sie selbst bereits ein Lager für ihn zugerichtet, denn ihre Samenkapseln waren auf ihren Zweigen abgebrochen und die halbbraunen Fasern bedeckten den Boden unter ihr so dicht, dass sie unter dem Prachthimmel einer lauen Sommernacht ein mehr als bequemes und behagliches Lager darboten.

Aber war denn nicht auch ein Abendessen vorhanden? Herbert sah sich um, denn er war wirklich hungrig. Seit dem Frühstück hatte er keinen Bissen gegessen, nur ein Stückchen Matrosenspeck und etwas braunen, harten Schiffszwieback, als er das Schiff verließ.

Deshalb fühlte er schon seit längerer Zeit starken Hunger. Auch hatte er während seiner Wanderschaft sich schon nach Wild umgesehen, da er seine Flinte mit sich führte. Wäre irgendetwas erschienen, so war er ein zu guter Schütze, als dass es hätte entwischen können.

Aber er hatte nichts angetroffen, weder ein Vieh noch einen Vogel. Die Wälder schienen verlassen zu sein wie er selbst.

Nun, da er haltgemacht und nichts Besseres zu tun hatte, stellte er sich auf den Anstand und überwachte die Waldeslichtung vor ihm. Vielleicht mochte sich ein Vogel zeigen, der von einem Baum zum anderen flog oder irgendeine Beute verfolgte. Es war jetzt die Zeit der Eulen und er war

hungrig genug, um selbst eine solche zu essen imstande zu sein.

Aber weder eine Eule noch ein Nachtrabe kam ihm zu Gesicht. Seine Aufmerksamkeit wurde jedoch auf einen weit essbareren und schmackhafteren Gegenstand hingezogen, der ihm auch versprach, ihn vollständig von allen Hungerqualen zu befreien.

Dicht bei dem Baumwollbaum stand ein anderer Waldriese, der dem Ersteren an Höhe gleichkam, im Übrigen indes von ihm verschieden war, wie ein Pfeil von einem Bogen. Schlank und gerade aufwärts wie eine Lanze, stieg dieser Riese zu einer Höhe von ungefähr hundert Fuß, zweiglos und glatt wie eine Säule von poliertem Malachit oder Marmor bis zur obersten Spitze, wo grüne, federgleiche, nach außen hin gebogene Zweige überhingen wie ein Kreis überhängender Straußfedern.

Ein Kind hätte den Baum etwa für eine Palme halten mögen, aber Herbert wusste es besser. Er hatte oft genug von dem Gebirgskohl Jamaikas gehört, von der königlichen *Areca oredoxia*. Er wusste ganz wohl, dass im Mittelpunkt des Kreises jener sich weit erstreckenden Zweige, dass in jener Krone ein Schatz verborgen sei, der sich oftmals köstlicher erwies, als Edelstein und Gold, denn schon oft hatte er ein menschliches Leben gerettet.

Aber wie war dieser Schatz nur zu erlangen? Wie alle Kronen war er hoch, weit über dem Bereich gewöhnlicher Sterblichen. Obwohl jung und kräftig und ein geschickter Kletterer vermochte er doch nicht, das sah er wohl ein, jenen schlankem glatten Schaft zu ersteigen. Ohne eine hundert Fuß lange Leiter würde es unmöglich sein, die Spitze zu erreichen.

Doch sieh! Dieser Baumriese stand nicht allein. Eine große, schwarze Liane, eine gewaltige schmarotzerartige Schlingpflanze, wand sich von der Erde bis zu dessen Krone empor, wo ihre Spitze zwischen die federartigen Zweige eindrang, als wäre sie ein großer, seine Beute verschlingender Drache.

Herbert betrachtete einige Augenblicke dies große Seil, dass sich von der höchsten Spitze der Palme hinabziehend, eine natürliche Leiter zu ihrer Besteigung darbot. Der Hunger trieb ihn zu einem Versuch. So stellte er die Flinte gegen den Stamm der Ceiba und begann hinaufzuklettern.

Ohne allzu große Schwierigkeit erreichte er die Spitze und konnte zwischen die ungeheuer großen Blätter eindringen, von denen jedes mehrere Fuß lang war. Zuletzt konnte er das Jüngste aller dieser Blätter erreichen, das noch in der Knospe eingeschlossen und das Ziel seines Kletterns war.

Mit seinem Messer schnitt er das junge Blatt ab, warf es zusammengewickelt auf die Erde, stieg wieder vom Baum herunter und genoss nun als Abendbrot die rohen, doch süßen und saftigen Schösslinge des Gebirgskohls.

Nach dem Abendbrot sammelte er eine Masse von den zerstreuten Fliesen der Seidenbaumwolle, legte sie zwischen zwei der großen pfeilerartigen Wurzeltriebe des mächtigen Baumes und bereitete so für sich ein Lager, worauf er, wären nicht einige bittere Gedanken dazwischen gekommen, wohl ebenso sanft und tief geschlafen wäre, wie auf weichen Gänsefedern oder auf Eiderdaunen.



## Kapitel 28

### Die Baumquelle

Dass er dennoch nicht so ganz ruhig schlief, muss lediglich seinen Sorgen über den morgenden Tag beigemessen werden, denn die Nacht war ganz milde, und seine Stegreifdecke hielt ihn auch hinlänglich warm.

Doch die ihn bedrängenden Sorgen hielten seinen Geist in Unruhe, und sie waren in der Tat auch schwer genug, um selbst auf seine Träume einzuwirken, von denen er mehrere Male während der Nacht erwachte und zuletzt gerade nach Tagesanbruch.

Als er die Augen öffnete, gewahrte er, dass die Waldlichtung von einem sanften, blauen Licht erfüllt war, und dass die zitternden Zweige des Kohlpalmembaumes, der von seinem Lager aus gesehen werden konnte, von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beglänzt waren.

Nur hier und zwischen den allerobersten Zweigen der die übrigen Bäume des Waldes weit überragenden Ceiba war die Sonne bereits sichtbar. Alles Übrige war von dem blauen Grau der Morgendämmerung umhüllt.

Herbert vermochte nicht länger zu schlafen und erhob sich von seinem Waldlager mit der Absicht, sofort aufzubrechen und den Platz zu verlassen.

Toilette hatte er nicht zu machen und nichts weiter zu tun, als die Seidenflocken des Baumwollenbaums fortzunehmen, die sich auf seinen Kleidern angehängt hatten, seine Flinte zu schultern und davonzugehen.

Indes fühlte er Hunger, noch mehr als den Abend zuvor, und, obgleich der rohe Gebirgskohl gerade kein sehr lo-

ckendes Frühstück versprach, beschloss er doch, vor dem Fortgehen noch eine andere Mahlzeit davon einzunehmen, indem er sich dabei des Sprichworts von dem Vogel in der Hand erinnerte und sehr weislich auch danach handelte.

Es war noch genügend vom Abendbrot für sein Frühstück vorhanden und es gelang ihm auch, seinen Hunger vollständig damit zu stillen.

Aber nun ergriff ihn ein anderes noch viel schlimmer auszuhaltendes Verlangen. Eigentlich hatte er es schon längst gefühlt, aber nach und nach war es viel stärker und jetzt fast unerträglich geworden.

Es war des Hungers stärkerer Bruder, der Durst, den der Palmenkohl, anstatt zu lindern, nur noch durch eine gewisse Schärfe seines Saftes verstärkt hatte, bis er nun eine fürchterliche Folter wurde.

Der Dürstende wollte schon in die Wälder eilen, um nach Wasser zu suchen, aber er hatte auf seiner Wanderung den Tag vorher gar keins gesehen. Nun hatte er freilich Hoffnung, den Fluss aufzufinden und würde deshalb sofort aufgebrochen sein, hätte ihm nicht ein unbestimmter Gedanke vorgeschwebt, dass nahe bei der Stelle, wo er schlief, Wasser sein müsse.

Wo aber nur? Er hatte weder einen Fluss, noch eine Quelle, noch einen Teich oder nur einen Sumpf gesehen, und doch glaubte er, irgendwo Wasser gesehen zu haben, ja er war fest davon überzeugt.

Freilich hatte er es in eigentümlicher Weise gesehen, so erinnerte er sich nun, da es sich hoch über seinem Kopf in der Spitze des Baumwollenbaumes befand.

Am vorhergehenden Abend hatte er, als er oben in der Krone der Kohlpalme war, quer hinüber zwischen die

Zweige der Ceiba gesehen, die, wie alle größeren Bäume der tropischen Wälder, mit Schmarotzerpflanzen besetzt waren, wie lange stachelige Kakteen, Bromelien, angewachsene Orchideen und dergleichen mehr. Auch Tillandsien, von der als weiße Ananas bekannten Art, saßen zwischen den Zweigen verborgen oder hingen an der Oberfläche der Äste und blühten so üppig, als ob ihre Wurzeln ihre Nahrung in dem nächsten Erdboden fänden. Besonders hervorragend unter diesen war die Prachtvollste des ganzen Geschlechts, die edle Tiliandsia lingulata mit einer aus der Mitte ihrer breiten scheidenartigen Blätter hervorstehenden Ähre von schimmernden hochroten Blumen. Gerade in den hohlen Wölbungen dieser großen Blätter hatte Herbert etwas bemerkt, das nicht eigentlich zu der Pflanze zu gehören schien und das er für Wasser hielt.

Nur wenige Minuten waren erforderlich, um Herberts Glauben an Wasser zu bestätigen oder zu widerlegen, eine Erkletterung der Zweige der Ceiba. Eine andere ungeheure Schmarotzerpflanze aus derselben Wurzel, wie die frühere, wand sich in Krümmungen zu den Zweigen des Seidenwollbaumes hinauf, indem sie ihn stellenweise umwunden und umflochten hielt. Ihre schräge Lage machte die Ersteigung leicht, und Herbert, vom Durst getrieben, begann sie sofort zu erklettern.

Bald war es ihm gelungen, einen der Hauptäste der Ceiba zu erreichen, auf dem eine der größten wilden Ananas war.

Auch hatte er sich gar nicht getäuscht. In der durch die großen bauchigen Blätter gebildeten Höhlung befand sich das natürliche Wasserbecken, das er früher bemerkt hatte, und worin sich die Ansammlungen von Tau und Regen befanden, die von den Sonnenstrahlen nie erreicht werden

konnten.

Bei seiner Annäherung sprang eine grüne Hyla aus diesem lustigen Teich hervor, hüpfte froschgleich von Blatt zu Blatt, da sie vor dem Fall durch die klebrigen, schwammartigen Auswüchse ihrer Füße geschützt ist, und verschwand darauf in dem Laubwerk. Die Stimme dieses sonderbaren Geschöpfes war es gewesen, die Herbert während der Nacht beständig gehört und die im Verein mit anderen gleichen Stimmen ihm das Ächzen und Stöhnen der *Seennymph*e im Sturm in die Erinnerung zurückgerufen hatte.

Übrigens hielt das Vorhandensein der Baumkröte in ihrem natürlichen Schlupfwinkel den jungen Mann durchaus nicht vom Trinken ab. Rasender Durst hat keine Bedenken, und so beugte er sich über eins der Blätter der *Tillandsia*, netzte seine Lippen in dem kühlen, Wasser und löschte seinen brennenden Durst.

Die Anstrengung, die Liane zu erklettern, hatte ihn etwas atemlos gemacht und ihn auch etwas ermüdet.

Deshalb beschloss er, anstatt sofort hinabzusteigen, was ihm eben so viele Kraft kosten würde, als das Hinaufsteigen, noch einige Augenblicke auf dem großen Zweig der *Ceiba* zu verweilen, auf den er sich hingesezt hatte.

»Wohl!«, sprach er zufrieden zu sich selbst, »wenn die Menschen dieser Insel sich auch ungestlich gegen mich erwiesen haben, so kann ich das von ihren Bäumen doch nicht sagen. Hier sind zwei von ihnen – drei, wenn ich die Schmarotzerpflanzen hinzurechnen die ersten dazu, die ich getroffen, und die haben mir die drei zum Leben notwendigen Dinge gewährt, Essen, Trinken und Wohnung; die Wohnung noch dazu mit einem vortrefflichen Bett, wie es nur selten in einem Gasthaus gefunden wird. Was braucht

man da mehr? Unter einem solchen Himmel, was hat man Mauern um sich oder ein Dach über sich nötig? In der Tat, hier zu schlafen, sub Jove, ist mehr ein Genuss, als eine Unbequemlichkeit! Und wahrlich«, fuhr er fort, »würde ich mich nicht gar zu sehr allein fühlen, und wäre der Mensch nicht dazu bestimmt, ein geselliges Tier zu sein, ich möchte wirklich wohl mein ganzes Leben in diesen großen Wäldern verbringen, ohne Arbeit und ohne jegliche Sorge. Hier muss auch Wild sein, und in England sagte man mir, hier wären gar keine Jagdgesetze. So könnte ich hier nach meinem Vergnügen jagen. Ha, Wild? Was seh' ich da? Ein Hirsch? Nein, ein Wildschwein? Ja, ein Schwein ist es, aber was für ein merkwürdiges Tier – spitze Ohren, rote Borsten, lange Beine und Hauer. Ein Eber! Und ganz gewiss ein wilder Eber!«

Es war wirklich ein Eber, ein wilder Eber des jamaikanischen Waldes, ein echter Abkömmling des kanarischen von den Spaniern nach Jamaica gebrachten Ebers.

Der junge Engländer, der in seinem Geburtsland niemals einen wilden Eber sah, war zuerst über ihn zweifelhaft, aber ein kurzes Beobachten des Tieres überzeugte ihn, dass seine Annahme ganz richtig sei.

Die kurzen, aufrecht stehenden Ohren, der lange Kopf, die langen Lenden und Beine, der borstige Nacken, die fuchsige, rote Farbe, der schnelle, kurze Schritt, wenn er vorwärtsging, – alle diese Zeichen, zugleich mit einem höchst wilden Aussehen, überzeugten ihn, dass das Tier vor seinen Augen kein zahmes Schwein, sondern ein echter, wilder Waldeber war. Auch das Grunzen, welches das Tier ausstieß, als es durch die Lichtung herauskam, ein kurzes, scharfes und mutiges Grunzen glich dem Quieken auf

einem Pachthof nur sehr wenig. Unbezweifelt war es ein wilder Eber!

Als Herbert dies edle Wild so dicht bei sich gewahrte, war sein erster Gedanke ein ganz außerordentliches Bedauern, dass er unglücklicherweise auf dem Baum und seine Flinte unten auf der Erde sei.

Hätte er die Flinte bei sich gehabt, er hätte den Eber von seinem Sitz aus sehr leicht treffen können, denn das Tier hatte gerade unter der Ceiba haltgemacht und so dicht unter ihm selbst, dass, wenn er einen Stein gehabt, er ihn auf den Rücken des Tieres hätte werfen können.

Es war höchst verführerisch, aber der junge Mann sah ein, dass es unmöglich sein würde, seine Flinte zu ergreifen, ohne dass das Tier es gewahr würde. Ein Heruntersteigen vom Baum, ja selbst schon eine Bewegung auf dem Ast, würde wahrscheinlich genügt haben, den Eber sofort zu verscheuchen, um ihn nie wieder zu Gesicht zu bekommen.

Hiervon überzeugt zog Herbert es vor, auf seinem Ast als stummer Zuschauer eines wilden Naturbildes zu verbleiben, das ihm der Zufall so merkwürdig zugeführt hatte.

## Kapitel 29

### Der Saujäger

Der wilde Eber war bei den Überresten von Herberts Frühstück stehen geblieben, die aus einigen von ihm auf dem Boden liegen gelassenen Stücken Gebirgskohl bestanden. Das Tier wedelte mit dem haarigen Schwanz, stieß ein kurzes, seine Zufriedenheit bezeugendes Grunzen aus, und

fuhr fort, die zerstreuten Stücke Kohl zu fressen und sie zwischen seinen mächtigen Zähnen zu zermalmen.

Plötzlich wurde dies ruhige Bild in einen höchst aufregenden Auftritt umgewandelt. Während Herbert den Eber aufmerksam betrachtete, sah er, wie dieser auf einmal stutzte, seinen Rüssel hoch in die Luft hob und zugleich ein eigentümliches Geschrei ausstieß. Es war unbezweifelt ein mit einer zornigen Drohung verbundenes Angstgeschrei, das bezeugten die Borsten auf seinem Rücken, die unverzüglich zu einer aufrecht stehenden Stachelmähne angeschwollen waren.

Herbert spähte nach dem Feind des Ebers aus.

Es war keiner zu gewahren. Doch der Eber hatte jedenfalls etwas gesehen oder gehört, denn er war im Begriff, fortzuspringen.

Eben jetzt widerhallte ein lauter Knall im Wald, eine Kugel pfiff durch die Luft und das Tier fiel mit gellendem Schrei auf den Rücken, während das Blut aus einer Wunde in seiner Lende hervorspritzte.

Herbert sah gleich, dass der Eber nicht getötet, sondern nur durch den Verlust eines Beines gelähmt worden sei.

Im Augenblick stand das Tier wieder auf den Beinen und hätte auf den drei ihm verbliebenen leicht entfliehen können, hätten Zorn und Wut es nicht davon zurückgehalten. Es wich nur wenige Schritte zurück und bezog zwischen zwei der großen Wurzelausläufe der Ceiba Platz, ganz auf derselben Stelle, wo Herbert die Nacht zugebracht hatte. Hier, die beiden Seiten und den Rücken vom Baum gedeckt, stand das Tier mutig, grunzte kühn und trotzig und erwartete furchtlos seinen Feind.

Herbert sah zu der Richtung, woher der Schuss gekom-

men war, in der Erwartung, den Mann zu sehen, der geschossen hatte.

Lange hatte er nicht zu warten, denn einen Augenblick später stürzte ein Jäger über die Lichtung zum angeschossenen Wild. Er kam mit einem Schwert in der Hand, aber ohne Flinte. Herbert nahm daher an, dass er das leere Gewehr zurückgelassen haben müsse.

Der junge Engländer wurde von dem eigentümlichen Aussehen des jamaikanischen Jägers betroffen, doch hatte er wenig Zeit zur Beobachtung, bis er gerade dicht unter ihm war.

Mit einem Dutzend schneller und weiter Schritte durcheilte der Jäger die Lichtung, erreichte die Wurzeln des Baumwollbaumes und war sofort in einen tödlichen Kampf mit dem verwundeten Eber verwickelt.

Ungeachtet der erlittenen Verwundung war der Eber immer noch ein furchtbarer, nicht zu verachtender Gegner. Es erforderte die ganze Geschicklichkeit des Jägers, so gewandt er auch zu sein schien, um seinen fürchterlichen Hauern auszuweichen.

Abwechselnd griff einer den anderen an, indem der Jäger sich bemühte, das Tier mit seinem langen Schwert zu durchbohren, und der Eber dagegen mehrere Male auf seinen Gegner einrennen, sich plötzlich auf seinen Hinterfüßen aufrichten und dann mit seinem bewaffneten scharfen Rüssel nach oben stoßen wollte.

Einer der Vorderfüße des Tieres war freilich von dem Schuss getroffen und gelähmt, doch hinderte diese Wunde, wenn sie das Tier auch bedeutend schwächte, dasselbe durchaus nicht, sich lange Zeit in der verzweifeltsten Weise zu verteidigen. Die großen Wurzelausläufer des Baumwoll-



baumes waren dabei seine besten Verteidiger, da sie seinen Angreifer verhinderten, seine Seiten zu bedrohen und es nach einer raschen Wendung von der Seite zu durchbohren. Deshalb war der Kampf ganz von vorne, von Angesicht zu Angesicht. Der wiederholte rasche Schwertstoß des Jägers glitt, ohne dem Tiere zu schaden, stets von dessen harter Hirnschale ab oder streifte nur seine mächtigen Fangzähne.

Mehrere Minuten bereits dauerte dieser eigentümliche Kampf, dem der junge Engländer mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte, aber dabei nicht das geringste Zeichen seiner Gegenwart von sich gab. In der Tat war das Schauspiel so aufregend und so plötzlich vor seinen Augen entstanden, dass er einige Zeit, durch die Überraschung fast sprachlos, nur hinzustarren vermochte.

Sobald er sich indessen von der Überraschung erholt hätte, würde er seine Gegenwart kundgetan haben und dem Jäger sofort zu Hilfe geeilt sein, hätte ihn nicht die Erwägung abgehalten, dass jede Bewegung von seiner Seite die Aufmerksamkeit des Jägers ablenken und ihn den Angriffen seines wütenden Gegners bloßstellen müsse. Sein plötzliches Herabsteigen vom Baum – und er wäre noch dazu gerade auf die Schultern des fremden Mannes gekommen – musste diesen alsdann sicher aus der Fassung bringen und hätte vielleicht sogar sein Leben gefährden können, denn hätte der Jäger nur einen Augenblick geschwankt oder in seinem Angriff nachgelassen, der Eber würde ihn unbezweifelt sofort zerfleischt haben.

Herbert, selbst ein Jäger, begriff dies alles aufs Schnellste und entschloss sich deshalb klug, still sitzen zu bleiben, wo er war.

Nun war aber auch der Kampf bereits beendet.

Der Jäger, der alle Geschicklichkeit zu besitzen schien, die sein gefährlicher Beruf erfordert, wandte einen schlaun Kunstgriff an und vermochte infolgedessen seinem Gegner alsbald den Gnadenstoß zu erteilen.

Dieser Kunstgriff war durchaus nicht ohne Gefahr, wurde aber von dem Jäger so gewandt ausgeführt, dass er bei dem ihn ganz wohl begreifenden Engländer in höchster Weise Verwunderung wie Bewunderung erregte.

Das Kunststück wurde folgendermaßen ausgeführt: Während er vorwärts auf seinen menschlichen Gegner eindrang, hatte sich der Eber unvorsichtig über die ihn deckenden Wurzelausläufer des Baumes hinausgewagt.

Der Jäger hatte das Tier absichtlich herausgelockt, indem er im Kampf zurückzuweichen schien.

Doch gerade nun, bevor das Tier seine Absicht irgend zu merken vermochte, stürzte der Jäger plötzlich vorwärts und sprang mit der äußersten Kraftanstrengung hoch in die Luft. Auf diese Weise das Tier überflügelnd, gelangte er in den von den zusammenlaufenden großen Baumwurzeln gebildeten Winkel.

Der Eber hatte nun seine vortreffliche Verteidigungsstellung vollständig verloren, der Jäger aber alle Umstände ganz richtig berechnet, denn bevor noch das wütende Tier, durch sein lahm niederhängendes Bein gehindert, sich umzudrehen vermochte, um ihn aufs Neue einzugreifen, hatte er mit seinem langen Schwert weit ausgeholt und ihn dem Tier fast bis ans Heft zwischen die Rippen gestoßen.

Mit einem gellenden Schrei fiel der Eber ausgestreckt auf die Erde hin, das rote Blut sprang hell aus seiner Seite hervor und befleckte die Stegreismatratze aus Baumwoll-

baumflocken, worauf Herbert die Nacht verbracht hatte.

## Kapitel 30

### Der Flüchtling

Bis jetzt hatte der junge Engländer nichts getan, um seine Gegenwart zu erkennen zu geben. Nun war er im Begriff, hinabzusteigen und dem Jäger zu seiner Tat, die ihn mit Bewunderung erfüllt, Glück zu wünschen. Indes bestimmte ihn eine gewisse Neugierde, da, wo er sich befand, noch länger zu verweilen, und so beobachtete er den glücklichen Jäger am Fuß des Baumes noch länger.

Um das Mindeste zu sagen, war die Erscheinung des Jägers jedenfalls malerisch, vor allem in den Augen des mit westindischen Kostümen unbekanntem Engländer. Aber außer dem malerischen Anzug lag auch noch etwas Besonderes in dem Gesicht des Mannes, das einen tiefen Eindruck auf jeden dasselbe Betrachtenden machen musste.

Dieser Eindruck war auch entschieden ein günstiger, obwohl das Gesicht keineswegs das eines weißen Mannes war. Eben so wenig war es aber auch das eines Schwarzen, noch von der gelblichen Bildung eines Mulatten. Ein wenig weißer war es allerdings als das des Letzteren, und doch nicht ganz so weiß wie die Haut eines Quadrone, obgleich es, wie dies auch bei Quadrone gefunden wird, einen roten Anflug auf den Wangen besaß. Diese Färbung der Wangen hauptsächlich, zusammen mit wohlgebildeten glänzenden und Funken sprühenden Augen verlieh dem Gesicht einen höchst lieblichen angenehmen Ausdruck.

Der Mann war offenbar noch jung. Herbert Vaughan hätte ihn von demselben Alter gehalten, wie er selbst, ohne gerade sehr fehlzugehen. In der Größe, im Wuchs und in der Gestalt war fast gar keine Verschiedenheit unter ihnen. Dagegen war auch nicht die mindeste Ähnlichkeit im Haar, in der Gesichtsfarbe und in den Gesichtszügen selbst. Während das Gesicht des jungen Engländers länglich war, das des westindischen Jägers vollkommen rund, wobei ihm ein bedeutend hervortretendes und wohlgebildetes Kinn jeden etwaigen Ausdruck des Schwächlichen benahm. Im Gegenteil war Festigkeit ein entschiedener Zug des ganzen Gesichtes, während der kühne, schwellende Nacken ein offenklares physisches Zeichen ungebeugten Mutes verriet.

Seine Gesichtsfarbe verkündete eine Mischung von afrikanischem Blut mit kaukasischem, was auch noch durch die leicht gekräuselten, pechschwarzen, seinen Kopf dicht bedeckenden Haarlocken bestätigt wurde. Diese reichen Locken wurden teilweise durch einen Kopfputz zusammengehalten, den Herbert Vaughan mit geringerer Verwunderung in einem orientalischen Land erblickt haben würde, denn beim ersten Ansehen hielt er es für einen Turban. Bei näherer Betrachtung erschien er freilich als ein prächtiges Kopfweh, das Madrastuch, das künstlich um die Stirn gefaltet wird, sodass es zierlich aus dem Scheitel mit dem Knoten ein wenig auf einer Seite sitzt. Es war eine Art Netz, kein Turban.

Die übrigen von dem jungen Jäger getragenen Kleidungsstücke waren ein Rock oder ein Hemd von himmelblauem Baumwollzeug, nach Art einer Bluse angefertigt; dann ein Unterhemd von feinem, weißen Leinen, auf der Brust in Falten gelegt und offen; Beinkleider von demselben Stoff

wie der Rock und gelbe Stiefeln von halb gegerbtem Kuhleder. Auch trug er Gurte und Riemen über den Schultern, die sich alle auf der Brust kreuzten.

An den beiden Riemen zur rechten Seite hingen ein Pulverhorn und eine lederne Schießtasche. Auf derselben Seite hing noch eine große kalebassene Feldflasche, die mit einem starken Netzwerk aus Waldweidenruten umflochten war, um sie vor Beschädigung zu schützen. Unter dem linken Arm befand sich ein geschnitztes und gekrümmtes Kuhhorn, offenbar nicht für Pulver bestimmt, da es an beiden Enden offen war. Unter diesem noch, an der Hüfte, hing eine schwarze, lederne Scheide, der Behälter für den langen Degen, noch triefend von dem Blut des erlegten Ebers.

Diese Waffe war die Machete, halb Schwert, halb Jagdmesser, die mit ihrer geraden, kurzen Klinge und ihrem Heft von grauem Horn in jeder Hütte des spanischen Amerika von Kalifornien bis zum Feuerland gefunden wird. Selbst wo die Spanier gewesen, doch nun nicht mehr waren, wie auf Jamaika, konnte man überall die Machete in den Händen des Jägers und des Bauers sehen, ein Überbleibsel der früheren Eroberer der Insel.

\*\*\*

Bis zu dem Augenblick, wo der Eber tot am Boden lag, war der Jäger mit dem Netz auf dem Kopf zu sehr beschäftigt gewesen, um Zeit zu haben, noch nach etwas anderem zu sehen. Erst nachdem er seinen Gegner erlegt hatte, vermochte er, aufrecht stehend, sich genauer umzublicken.

Sofort fiel sein Auge auf das Gewehr des jungen Englän-

ders und dann auf die weißen Stücke Palmkohl, wovon der Eber gefressen hatte.

»Haha!«, rief er aus, noch immer nach Luft schnappend, mit höchst verwundertem Blick. »Eine Flinte! Und wessen? Irgendein flüchtiger Sklave, der seines Herrn Vogelflinte gestohlen hatte? Nichts wahrscheinlicher als dies. Aber warum hat er die Flinte zurückgelassen? Und was hat ihn nur von hier verscheucht? Sicherlich nicht der Eber! Er muss schon fortgegangen sein, bevor das Tier hierher gedrungen war. Caramba! Eine reichere Beute als das Schwein. Wenn ich es nur vorher erblickt hätte! Nach welcher Richtung er wohl entflohen ist? Horch, was ist das? Der Flüchtling! Ja, ja, er ist es! Er kommt wegen seiner Flinte zurück. Caramba! Das ist ein unverhofftes Glück, so früh am Morgen, ein Sklavenfang, eine Beute!«

Als der Jäger die letzten Worte in schnellster Weise ausgestoßen hatte, schlich er mit leisem Tritt zwischen die beiden, dem Seidenwollbaum als Strebepfeiler dienenden Wurzelausläufe. Hier stellte er sich in den äußersten Winkel, wo sie zusammenliefen, und blieb vollkommen still, als wolle er jemanden erwarten, der auf den Baum zu schritt.

Von seinem Baumast sah Herbert sich nach dem so angekündigten Ankömmling um und erblickte ihn mit größtem Erstaunen, nicht über sein Äußeres, das hatte er erwartet, sondern über die Haltung, in der er vorwärts schritt, und über das wilde Aussehen des Menschen.

Ein junger Mann von kupferroter Farbe, mit schlichtem schwarzen Haar, in der höchsten Verwirrung und in Zotteln über sein Gesicht hängend, als ob es ihm zuvor jemand hätte ausreißen wollen. Sein Gesicht selbst, ungeachtet seiner hellbraunen Farbe ein wirklich schönes, schien ganz

frisch zerfleischt und zerfetzt, und sein ganzer übriger Körper trug ebenfalls die Spuren unmenschlicher Misshandlungen! Das grobe, seine Schultern bedeckende Baumwollhemd war überall mit Blut befleckt, und über seinen Rücken zogen sich lange dunkelrote Streifen hin, die wie die Spuren einer im Blut getränkten Peitsche aussahen.

Das Hemd war seine einzige Bekleidung, vollkommen alles, womit er bekleidet war. Kopf, Hals, Beine und Füße waren ganz unbedeckt.

Die Haltung, in der er vorwärts kam, war eben so eigentümlich, wie seine Kleidung. Als Herbert ihn zuerst gewahrte, kroch er auf Händen und Knien, bewegte sich aber mit ziemlicher Schnelle vorwärts. Dies ließ vermuten, dass er mehr deshalb kroch, um verborgen zu sein, als weil er unfähig schien, aufrecht zu gehen.

Dies wurde auch sogleich dadurch bestätigt, dass der junge Mann, als er die Lichtung erreichte, sich auf seine Füße erhob und nach der Ceiba, wenn auch mit niedergebogenem Körper, hinlief.

Was konnte er da wollen?

Wollte er den großen Baum als einen sicheren Zufluchtsort vor gefährlichen Verfolgern erreichen? Herbert vermutete so.

Der Jäger dagegen glaubte, er käme der Flinte wegen zurück, da er keine Ahnung davon haben konnte, dass der wirkliche Eigentümer derselben sich gerade über seinem Kopf befand.

In geringer Zeit hatte der Flüchtling, denn alles bezeichnete ihn als solchen, den Fuß des Baumes erreicht.

»Halt!«, schrie der Jäger, der nun aus seinem Versteck hervortrat und sich dem neu Angekommenen entge-

genstellte. »Ein Flüchtling und mein Gefangener!«

Der Flüchtling fiel auf die Knie nieder, kreuzte seine Arme über die Brust und stieß einige Worte in einer fremden Sprache aus, unter denen Herbert das Wort *Allah* zu unterscheiden vermochte.

Sein Einfänger schien ebenfalls über die Bedeutung der ausgesprochenen Worte in Ungewissheit zu sein, allein die ganze Haltung des Sprechenden wie der Ausdruck auf seinem Gesicht konnte schwerlich missdeutet werden: Es war ein Anruf um Gnade.

»Caramba!«, rief der Jäger aus, beugte sich vorüber und sah einen Augenblick auf die Brust des Flüchtlings, auf der die Buchstaben *J. J.* deutlich eingebrannt waren.

»Mit der Tätowierung auf der Haut bin ich nicht verwundert, dass du deinem Herrn Fersengeld gegeben hast. Armer Teufel! Sie haben dich auf dem Rücken noch viel schändlicher tätowiert.«

Als er dies sagte, wobei er mehr zu sich selbst als zu dem vor ihm Knieenden redete, streckte der Jäger seine Hand aus, hob das Hemd von den Schultern des Flüchtlings und sah eine Zeit lang auf seinen nackten Rücken. Die Haut war mit roten Striemen bedeckt, die sich einander wie auf einem anatomischen Kupferstich kreuzten.

»Gott der Christen!«, rief der gelbe Jäger mit offenbarem Zorn bei dem Anblick aus, »ist das dein Gesetz, dann gib mir den Fetisch meiner afrikanischen Vorfahren wieder. Doch nein«, fügte er nach einer Pause hinzu. »*J. J.* ist kein Christ, er kümmert sich um keinen Gott.«

Das Selbstgespräch des Jägers wurde hier durch eine zweite in derselben unbekanntenen Sprache vorgebrachte Anrede des Flehenden unterbrochen.



Diesmal bedeuteten seine Mienen und Gebärden, wie sehr wohl zu sehen war, einen Anruf um Schutz, gegen einen zu erwartenden Feind, denn die mitleidigen Blicke seines Ergreifers hatten augenscheinlich das Vertrauen des Flüchtlings gewonnen.

»Die sind hinter dir her, ganz unbezweifelt«, sagte der Jäger. »Nun wohl, lass sie nur kommen, wer auch immer deine Verfolger sein mögen. Diesmal haben sie die Gelegenheit versäumt, und die Beute gehört mir; nicht ihnen. Armer Teufel! Wahrlich, es widersteht mir, dich auszuliefern, und wäre es nicht wegen des Gesetzes, das mich bindet, ich wollte wahrhaftig ihre lumpige Belohnung verschmähen. Horch, da kommen sie schon! Hunde, bei meiner Seele! Das Gebell und Geheul der Bluthunde! Ha, ha, hat diese schändlichen Menschenjäger von Batabano! Ich weiß es wohl, der alte Jessuron hat sie im Sold. Hier, mein armer Bursche, hier hinein!«

Der Jäger führte und zog den Flüchtling über den Körper des wilden Ebers hin und stellte ihn zwischen die beiden Strebepfeiler der Ceiba. »Stell dich nur ganz in den Winkel«, fuhr er fort, »lass mich die Vorderseite bewachen. Hier ist dein Gewehr, ich sehe, es ist geladen. Hoffentlich verstehst du, es zu gebrauchen! Gib nicht eher Feuer, bis du sicher bist, zu treffen. Wir brauchen gewiss Hieb und Schuss, um uns vor diesen spanischen Hunden zu retten, die keinen Unterschied zwischen dir und mir machen werden. Caramba! Da kommen sie schon!«

Diese Worte waren kaum den Lippen des Redenden entflohen, als zwei große Hunde mit entsetzlichem Geheul aus dem Gebüsch an der entgegengesetzten Seite der Lichtung hervorbrachen, unbezweifelt auf der Fährte des Flücht-

lings.

Die dunkelrote Farbe ihrer Mäuler bezeugte, dass sie mit Blut geködert waren. Dies angetrocknete, dunkle Blut machte die weißen, gewaltigen Fangzähne in ihren Kinnladen noch viel furchtbarer.

Sie waren halb Jagdhunde, halb Bullenbeißer und verfolgten nun als gut gezogene Hunde die frische Spur.

Freilich konnte kaum eine Spur frischer sein als die des gepeitschten Flüchtlings, und in wenigen Augenblicken, nachdem sie die Lichtung betraten, waren die Hunde auch schon bei der Ceiba, der dreieckigen Kammer gegenüber, worin der Flüchtling und sein Beschützer standen.

Diese Hunde besitzen nicht den Instinkt der Selbsterhaltung, nur den, aufzuspüren und dann zu zerstören.

Ohne sich mit Heulen und Bellen aufzuhalten, ohne selbst etwas langsamer zu laufen, schossen beide vorwärts und stürzten sich mit einem mächtigen Sprung vorwärts auf die vermeinten Gegenstände ihrer Verfolgung.

Der Erste spießte sich selbst auf der ausgestreckten Machete des gelben Jägers auf, und wie das Tier zur Erde fiel, stieß es das letzte Geheul aus.

Der andere Hund sprang auf den nackten Flüchtling und erhielt den ganzen Inhalt der Vogelflinte. Obgleich das Gewehr nur mit kleinem Vogelhagel geladen war, so war die Wirkung bei der großen Nähe doch die einer Kugel, und der zweite Hund sank leblos zur Seite seines Gefährten hin.

## Kapitel 31

### Ein verweigerter Kampf

Der Zuschauer auf dem Baum glaubte jetzt wirklich zu träumen. In dem kurzen Zeitraum von zwanzig Minuten hatte er einer größeren Anzahl von aufregenden Begebenheiten beigewohnt, als er in seinem eigenen Vaterland während derselben Anzahl von Jahren gesehen hatte! Und doch war das Ende des Schauspiels noch keineswegs gekommen! Die Gebärden des Flüchtlings und die Reden seines Ergreifers hatten ihm bereits angedeutet, dass noch ein anderer Auftritt kommen würde, und jetzt war es aus der Haltung beider einleuchtend, dass dieser Auftritt sich bald auf derselben Bühne ohne Veränderung der Szene abspielen werde.

Bis jetzt sah der junge Engländer keinen besonderen Grund, weshalb er bei diesem westindischen Schauspiel aufhören solle, Zuschauer zu bleiben und Mitwirkender zu werden. Dass der gelbe Jäger einen wilden Eber getötet, einen flüchtigen Sklaven ergriffen und dann sowohl seinen Gefangenen als auch sich selbst vor einem Paar Bluthunde durch die Tötung dieser wütenden Tiere geschützt hatte, das ging ihm alles gar nichts an. Das Einzige, was ihn betraf, war höchstens die Art, ohne alle Umstände seine Vogelflinte zu benutzen, doch hätte der junge Engländer, wäre er gefragt worden, wohl gern freiwillig das Gewehr zu solchem Gebrauch hergeliehen.

So hatte sich bisher eigentlich nichts ereignet, um ihn aus seiner strengen Neutralität heraus zu bringen. Bis so etwas käme, war er entschlossen, die bis dahin durchgeführte un-

tätige und lediglich beobachtende Haltung vollkommen zu bewahren.

Indes war er kaum zu diesem Entschluss gelangt, als neue handelnde Personen auf der Bühne erschienen.

Offenbar waren sie sowohl von dem Flüchtling als auch von seinem Verteidiger erwartet worden, da beide nach der Beseitigung der Hunde stets auf das Dickicht hinblickten, aus dem die Tiere gekommen waren.

Der nun neu Angekommenen waren drei. Der Erste voran und jedenfalls der Führer war ein großer, schwarzbärtiger Mann in einer roten Plüschweste und hohen Stiefeln von Pferdeleder. Die beiden anderen waren magere, geschmeidig aussehende Burschen in gestreiften Hemden und Beinkleidern, von denen jeder einen breitrempigen Palmblattthut trug, der eine scharfe spanische Physiognomie überschattete.

Der Bärtige war mit Flinte und Pistolen bewaffnet. Die beiden anderen schienen aber ohne alle Feuerwaffen zu sein, doch führte jeder einen rapierähnlichen Degen in der Hand, dessen Scheide an seiner Hüfte hing. Es war die Machete, dieselbe Art Waffe, die der gelbe Jäger wenige Augenblicke zuvor so äußerst geschickt gehandhabt hatte.

Als sie die unter dem Baum sich Befindenden gewahrt hatten, machten die Neuankömmlinge mit nicht geringer, sich in ihren Blicken ausdrückender Verwunderung Halt. Indes schienen diese Männer von spanischem Gesichtsschnitt noch viel mehr verwundert. Unwillen mischte sich in ihre Verwunderung, als sie die Körper ihrer eigenen Bluthunde tot auf dem Rasen hingestreckt sahen.

Der bärtige Mann, der als Führer zu gelten schien, gab den sie alle drei beseelenden Gefühlen zuerst Ausdruck.

»Was ist das für eine Geschichte?«, schrie er mit vor Wut hochrotem Gesicht. »Wer seid Ihr, der es gewagt, sich in unsere Verfolgung einzumischen?«

»Carajo! Wer hat unsere Hunde getötet?«, brüllte einer von den Spaniern.

»Demonios! Dafür wirst du mit deinem Leben zu bezahlen haben!«, kreischte der Dritte und erhob drohend seine Machete.

»Und wie nun, wenn ich wirklich Eure Hunde getötet habe?«, erwiderte der gelbe Jäger mit kalter Miene, die den stillen Beifall des Zuschauers auf dem Baum gewann. »Wie, wenn ich es getan habe? Hätte ich sie nicht getötet, so hätten sie mich getötet.«

»Nein«, sagte einer der Spanier, »sie würden Euch gar nicht berührt haben. Caramba! Sie waren dafür zu wohl abgerichtet, sie waren ihm nach. Warum stelltet Ihr Euch in den Weg, um ihn zu beschützen? Das ist ja nicht Euer Geschäft.«

»Das, werter Freund, ist ein Irrtum«, erwiderte der in dem Haarnetz spöttisch hohnlächelnd. »Es ist wohl mein Geschäft, ihn zu beschützen, und außerdem mein Vorteil, da er mein Gefangener ist.«

»Euer Gefangener!«, rief einer der Männer mit unruhigem Blick.

»Gewiss ist er mein Gefangener, und es war mein Interesse, ihn nicht von den Hunden zerreißen zu lassen. Tot würde ich nur zwei Pfund für seinen Kopf bekommen. Lebend ist er mir das Doppelte wert, und Meilengeld obendrein, obwohl ich mit Bedauern an dem J. J. auf seiner Brust gesehen, dass das Meilengeld nicht viel sein wird. Nun, was habt Ihr nun noch mehr zu sagen, meine guten Herren?«

»Nur das«, schrie der Mann mit dem schwarzen Bart, »dass wir auf solchen Unsinn, wie den hier, gar nicht hören. Wer Ihr auch sein mögt, ich kümmere mich nicht darum. Ich vermute, wer Ihr seid, aber das hält mich nicht ab, Euch zu sagen, Ihr habt gar kein Recht, Euch in diese Angelegenheit zu mischen. Dieser Flüchtling gehört dem Jacob Jessuron. Ich bin sein Aufseher. Er ist auf Jessurons eigenem Grund und Boden ergriffen worden. Ihr könnt deshalb weder den Gefangenen noch den Preis fordern. So werdet Ihr ihn uns ausliefern.«

»Caramba si!«, brüllten beide Spanier in einem Atem, während die drei zu gleicher Zeit sich dem Flüchtling näherten, der bärtige Aufseher mit einer Pistole in der Hand, und seine beiden Gefährten ihre Machetes gezogen und bereit, sie zu gebrauchen.

»Kommt heran denn!«, rief der Jäger mit höhnischem Ton und machte beim Sprechen dem Flüchtling, dessen Flinte er wieder geladen hatte, ein Zeichen, zur Verteidigung bereit zu sein. »Kommt heran, aber erinnert Euch, der Erste, der Hand an ihn oder an mich legt, ist sofort des Todes. Ihr seid Eurer drei und wir nur zwei, der eine noch dazu schon halb tot durch Eure unmenschliche Grausamkeit!«

»Drei gegen zwei! Das ist kein ehrlicher Kampf!«, schrie der junge Engländer, sprang vom Baum herunter und stellte sich auf die schwächere Seite. »Vielleicht wird der Kampf nun gleicher sein«, fügte er hinzu, zog sein Pistole aus der Brust heraus und spannte den Hahn, offenbar um es gegen die Person des Aufsehers zu gebrauchen, sollte dieser es versuchen, den Streit weiterzuführen.

Diese Vermehrung der Anzahl der Streitenden, beiden Parteien sicher in gleicher Weise vollkommen unterwartet,

erregte bei beiden Verwunderung. Doch als es sich herausgestellt, auf welche Seite sich Herbert Vaughan gestellt, nahmen andere Regungen die Stelle der Verwunderung ein. Die eine Partei betrachtete ihn mit Blicken freudiger Dankbarkeit, während die andere ihn mit Gefühlen ingrimmiger Feindschaft ansah.

Sein Dazwischenkommen hatte die Kraft der entgegenstehenden Parteien so ziemlich gleich gemacht, wie ihre Anzahl. Dies führte, wie oftmals in solchen Fällen, ein Zurückziehen vom Kampf herbei, indem der bärtige Aufseher und seine beiden schwarzbraunen Gehilfen sich sofort von ihrer drohenden Haltung zur Unterhandlung herabließen.

»Und wer sind Sie, Herr?«, fragte der Erste mit so viel Anmaßung, als er nur in seine Rede zu legen wusste. »Wer, frage ich, Herr, ist der Weiße, der sich auf diese Weise den Gesetzen der Insel widersetzt? Sie kennen die Strafe, Herr. Und bei meinem Wort, Sie sollen sie bezahlen.«

»Wenn ich wirklich die Gesetze verletzte«, erwiderte Herbert. »so werde ich freilich wohl dafür verantwortlich sein. Aber einstweilen möchte ich wissen, welches Gesetz ich verletzte, und Sie werden hoffentlich nicht mein Richter sein.«

»Sie leisten Hilfe bei der Flucht eines Sklaven!«

»Das ist nicht wahr«, unterbrach ihn der gelbe Jäger. »Der Sklave ist bereits eingefangen, er hätte nicht entwischen können, und dieser junge Herr, der mir eben so fremd ist, wie Euch, hat sicherlich gar nicht die Absicht, ihm bei einer Flucht beizustehen.«

»Pah!«, rief der Aufseher aus, »wir kümmern uns um Euer Geschwätz nicht, wir leugnen Euer Recht, ihn festzuhalten. Es ist gar nicht Eure Sache, sich einzumischen. Wir

hatten ihn bereits mit den Hunden aufgespürt und würden ihn auch ohne irgendeine Hilfe von Euch gefasst haben. Deswegen ist er unsere Beute, und ich verlange wiederholt von Euch, ihn aufzugeben.«

»Wirklich!«, erwiderte der gelbe Jäger hohnlächelnd.

»Ich stelle diese Forderung«, fuhr der andere, ohne das Lächeln zu berücksichtigen, fort, »im Namen Jacob Jessurons, dessen Aufseher ich bin.«

»Und wenn Ihr Jacob Jessuron selbst wäret, ich würde es verweigern«, versetzte der Jäger kalt, ohne allen Anschein von Großsprecherei.

»Ihr verweigert also wirklich, ihn auszuliefern?«, sagte der Aufseher, gleichsam seine letzte Forderung stellend.

»Ja, das tue ich«, war die feste Antwort.

»Genug, Ihr werdet es zu bereuen haben. Und Sie, Herr«, fuhr der Bevollmächtigte Jessurons fort und warf einen wilden Blick auf Herbert, »Sie werden den Anteil, den, es Ihnen beliebt hat, an dieser Verhandlung zu nehmen, vor der Obrigkeit verantworten. Ein hübscher, weißer Mann, Sie, hier für Jamaika! Nur noch ein Paar mehr von Ihrer Art, und wir würden hier eine schöne Geschichte mit unseren Schwarzen erleben. Fürchten Sie nicht, Herr, Sie sollen mich wiedersehen.«

»Danach habe ich gar kein besonderes Verlangen«, erwiderte Herbert, »denn wahrhaftig«, fuhr er mit herausfordernder Heiterkeit fort, »ein hässlicheres Gesicht wie das Ihre ist mir noch nie vorgekommen. Es würde mir gar kein Vergnügen machen, es noch einmal zu sehen.«

»Donnerwetter!«, schrie der Aufseher. »Die Frechheit sollen Sie bereuen, bevor Sie einen Monat älter werden. Der Teufel soll mich holen, wenn Sie das nicht tun!«



Und mit dieser schrecklichen Drohung wandte sich der Raufbold um und ging trotzig fort.

»Cospita!«, rief einer der Spanier, als sie beide ihrem Führer unverzüglich folgten. »Meine braven Hunde! Ah, Demonios! Du sollst sie teuer bezahlen. Zweihundert Pesos für jeden – nicht einen Cuartito weniger!«

»Nicht einen Cuartito für jeden«, erwiderte der gelbe Jäger mit höhnischem Gelächter. »Hab ich nicht klar bewiesen, dass sie nichts wert waren? Mit allem Euren Prahlen, was Eure Hunde leisten könnten, seht sie jetzt an! Vaya con dios! Ihr lieben Herren! Geht nach Eurem Vaterland zurück und jagt da schwarze Flüchtlinge. Hier müsst Ihr das Vergnügen denen überlassen, die es verstehen, den Maronen!«

Herbert bemerkte, dass der Jäger sich beim Aussprechen des letzten Wortes mit einer Miene würdevollen Stolzes höher erhob und verächtlich auf die Cacadores hinabsah.

Ein zorniges »Carrai!« flog zu gleicher Zeit über beider Lippen und war die einzige Antwort der Spanier, die sich ebenfalls von der Ceiba wegwandten und ihrem Führer folgten.

Wenige Augenblicke später hatten die drei, die Lichtung verlassend, bereits das Unterholz erreicht und entschwanden den Augen derer, die beim Baum verblieben waren, der junge Engländer, der gelbe Jäger und der rote Flüchtling.

## Kapitel 32

### Die Maronen

Sobald sie fortgegangen waren, wandte sich der Jäger zu Herbert mit von Dankbarkeit glänzenden Augen.

»Herr!«, sagte er und machte eine tiefe Verbeugung beim Sprechen. »Nach dem, was geschehen ist, sind Worte nur ein sehr geringer Dank. Doch wenn der tapfere, weiße Herr, der sein Leben für einen farbigen Ausgestoßenen gewagt, mir seinen Namen wissen lassen will, er soll wahrhaftig nimmer vergessen werden von Cubina, dem Maronen.«

»Cubina, der Marone!«

Verwundert über den eigentümlichen Namen, wie er es schon zuvor über die ganze Erscheinung und die Haltung seines Trägers gewesen war, wiederholte Herbert den Namen gleichsam mechanisch.

»Ja, das ist mein Name, Herr.«

Der junge Engländer, obgleich über die sonderbare Benennung nicht aufgeklärt, war doch zu wohl erzogen, um eine weitere Erklärung zu verlangen.

»Entschuldigen Sie mich«, sagte er, »dass ich Ihr Ansuchen nicht gleich erfüllt habe. Ich bin ein Engländer, mein Name ist Vaughan – Herbert Vaughan!«

»Dem Namen nach, Herr, muss ich glauben, dass Sie hier auf der Insel Verwandte haben. Der Eigentümer des Gutes *Willkommenberg* ...«

»Ist mein Onkel.«

»O, dann, Herr, ist alles, was ein armer Marone für Sie tun kann, niemals zu viel. Nichtsdestoweniger empfangen

Sie meinen besten Dank; und wenn ... Doch, Herr«, fuhr der Sprecher in plötzlich verändertem Ton fort, als folge er einem unwiderstehlichen Trieb der Neugierde. »Entschuldigen Sie meine Frage, was bringt Sie so früh schon in Bewegung? Die Sonne ist noch nicht zehn Minuten oberhalb der Bäume und *Willkommenberg* ist drei Meilen entfernt. Sie müssen hier im Dunkeln hergekommen sein, und das ist gar nicht leicht durch diese verwirrten, dichten Wälder.«

»Ich brachte die Nacht hier zu«, erwiderte der Engländer lächelnd. »Das da war mein Bett, wo nun der Eber schläft.«

»Dann gehört die Flinte wohl Ihnen, nicht ihm?«

Der Jäger winkte hierbei dem Flüchtling fragend zu, der einige Schritte davon stand, und beide Sprechenden mit dankbaren Blicken ansah, die indes zugleich einige Anzeichen der Unruhe verrieten.

»Ja, es ist meine Flinte und ich bin froh, dass sie geladen war, da dies ihn befähigt hat, das wilde Tier zu vernichten, das ihn sonst wohl sicher bei der Gurgel gefasst hätte. Obwohl der arme Kerl elend und jämmerlich aussieht, die Waffe handhabte er ganz gut. Was ist er nur und was hat man ihm getan?«

»O, Herr Vaughan! Nach diesen beiden Fragen ist es leicht zu sagen, dass Sie fremd hier auf der Insel sind. Ich glaube, ich kann beides beantworten, obwohl ich den jungen Mann nie zuvor gesehen habe. Der arme Kerl! Die Antworten sind auf seine Haut geschrieben, mit Buchstaben, die gerade keine große Gelehrsamkeit erfordern, um sie zu lesen. Diese Buchstaben auf seiner Brust besagen, dass er ein Sklave ist, - der Sklave des J.J. - Jacob Jessuron. Sie werden mich wohl entschuldigen, nicht meine weitere Meinung über ihn abzugeben, da er eine Magistratsperson und

ein Freund Ihres Onkels, des Custos, ist.«

»Was haben sie dir getan, mein armer Bursche«, fragte Herbert den Flüchtling, indem sein Mitgefühl ihn hinderte, die weitere Auseinandersetzung des Maronen abzuwarten.

Der blutbesudelte Mann, als er wahrte, dass die Rede an ihn gerichtet sei, machte eine lange Erwiderung, aber in einer beiden, sowohl dem Jäger als auch Herbert vollkommen unbekanntem Sprache. Doch vermochte der Letztere zwei Wörter zu unterscheiden, nämlich: *Fellah* und *Allah*, die beide wiederholt in der Rede vorkamen.

»Es nützt nichts, ihn zu fragen, Herr Vaughan! Wie Sie selbst ist auch er ein Fremdling hier auf der Insel, obgleich man ihn schon in einige von Ihren Gebräuchen eingeweiht hat. Dieser Brand hier auf der Brust ist fast frisch, das kann man an der entzündeten Haut um die Buchstaben herum sehen. Er muss, so scheint es fast, erst gerade von Afrika gelandet sein. Die Zeichen da auf seinem Rücken, die sind von einem Spielwerk gemacht, das die weißen Pflanzer und ihre Aufseher in diesen Gegenden nur gar zu sehr zu gebrauchen lieben – die Peitsche! Sie haben den armen Teufel gepeitscht und ... Caramba! Sie haben es ihn arg genug fühlen lassen.«

Bei dieser Bemerkung erhob der Marone das blutbefleckte Hemd des Bemitleidenswerten und zeigte seinen so schrecklich zugerichteten Rücken. Der Anblick war in der Tat fürchterlich und abscheuerregend.

Herbert konnte es nicht aushalten, darauf zu sehen, sondern kehrte seine Augen sofort ab.

»Frisch von Afrika, sagten Sie? Er hat die typischen Züge gar nicht.«

»Was die Gesichtszüge betrifft, das macht nichts aus. Es

gibt manche afrikanische Stämme, die keine solche haben. Von ihm kann ich behaupten, dass er ein Fellah sein muss. Ich hörte ihn das Wort beim Sprechen gebrauchen.«

»Joi, – Fellah! Fellah!«, rief der arme junge Mann, als er den Namen seines Volkes ausgesprochen hörte, und fuhr dann in derselben Sprache fort, begleitet von mancherlei Gebärden.

»Ich wollte, ich verstünde seine Sprache«, sagte der Jäger. »Ich weiß, er ist ein Fellah. Es ist etwas vorhanden, warum ich ein besonderes Interesse an ihm nehmen sollte, und deswegen möchte ich vielleicht ...«

Der Sprechende hielt inne, als hätte er mit sich selbst gesprochen, und setzte das Selbstgespräch dann nur in Gedanken fort. Nach einer Pause begann er wieder:

»Caramba! Nur wenig gehört dazu, mich dahin zu bringen, ihn seinem Herrn nicht wiederzugeben.«

»Und müssen Sie das?«

»Ich muss es. Wir Maronen sind durch einen Vertrag verpflichtet, alle Flüchtlinge, die wir ergreifen, auszuliefern, das heißt, wenn es bekannt wird. Doch diese Spitzbuben des alten Jessuron wissen, dass ich ihn habe.«

»Sie werden eine Prämie bekommen, sagten Sie?«

»Ja, aber sie wollen versuchen, mich derselben zu berauben. Doch die Prämie reizt mich diesmal nicht. Es ist etwas mit dem jungen Burschen – wahrhaftig! Er ist ihr gleich, er sieht ihr ähnlich, als wenn er ihr Bruder wäre!«

Die letzten Worte sprach er fast unwillkürlich und mit sich selbst redend.

»Ihr ähnlich! Wem ähnlich?«, fragte Herbert mit verwirrtem Blick.

»Entschuldigen Sie«, versetzte der Jäger. »Ich war über

die große Ähnlichkeit zwischen diesem armen Burschen und einer, die ich kenne, betroffen. Aber, Herr Vanghan«, fuhr er fort, als wünsche er, den Gegenstand des Gesprächs zu verändern, »Sie haben mir noch nicht gesagt, wie Sie dazu kamen, die ganze Nacht hier im Wald zu sein? Sie jagten gestern und verloren den Weg?«

»Ja, ich verlor meinen Weg, doch nicht gerade bei der Jagd.«

»Das ist am Ende Ihr ganzes Frühstück gewesen?« Der Marone zeigte auf einige noch auf dem Rasen liegende Kohlstücke.

»Ich habe von der Palme sowohl zu Abend gegessen als auch gefrühstückt. Ich hatte gerade den Baum erklettert, um Wasser zu suchen, als der Eber kam und die Überbleibsel fraß.«

Der Marone lächelte bei dieser Erklärung von Umständen, durch die auch er getäuscht worden war.

»Wohl«, sagte er, »wenn Sie nicht sehr große Eile haben, sofort nach *Willkommenberg* zurückzukehren und mir ungefähr fünf Minuten Zeit gewähren wollen, so kann ich Sie vielleicht mit etwas Besserem als rohem Kohl versorgen.«

»Ich habe gerade nicht solche Eile, nach *Willkommenberg* zurückzukehren. Vielleicht ... gehe ich gar nicht wieder dahin zurück.«

Diese Worte zusammen mit der Art, wie der junge Engländer sie vorbrachte, entgingen dem aufmerksamen und gescheitern Maronen keineswegs.

»Etwas Besonderes in des jungen Mannes Geschichte!«, sagte er zu sich selbst, obwohl er Zartgefühl genug besaß, keine Erläuterung dieser zweideutigen Rede zu verlangen. »Aber das geht mich ja nichts an!«

Dann wandte er sich an Herbert und sagte laut: »Wollen Sie ein Waldfrühstück von meiner Zurüstung essen, Herr Vaughan?«

»Mit großem Vergnügen«, antwortete Herbert.

»Dann muss ich meine Diener rufen.«

Wie er dies sagte, erfasste der Jäger das ausgelegte Horn, das unter seinem linken Arm gehangen hatte, setzte es an seine Lippen und blies einen langen und zitternden Ton.

Kaum war er in den Wäldern verhallt, als ähnliche Töne erschallten, die dem von dem gelben Jäger hervorgebrachten so gleich waren, dass Herbert sie einen Augenblick für Echos halten konnte.

»Das wird uns Gesellschaft verschaffen und auch etwas zu essen, Herr«, sagte der Marone und brachte das Horn wieder an seinen Platz.

»Horch!«, fuhr er einen Augenblick danach fort, »da sind schon einige von meinen Gefährten! Ich wusste wohl, weit konnten sie nicht entfernt sein. Sie sehen nun wohl, ganz freies Spiel hätten diese Geier schwerlich gehabt, da meine Fallen so nahe sind. Deswegen bin ich Ihnen aber nicht weniger verpflichtet, Herr Vaughan. Ich hielt es eigentlich nicht ganz der Mühe Wert, meine Begleiter zu rufen, denn ich wusste recht gut, diese drei Memmen würden sich über ein wenig prahlerisches Geschwätz kaum hinauswagen. Sehen Sie, dort kommen sie!«

»Wer denn?«

»Die Maronen.«

Herbert hörte ein Rascheln zwischen den Büschen an der entgegengesetzten Seite der Lichtung. Gleich darauf traten ungefähr ein Dutzend bewaffnete Männer aus dem Unterholz hervor und schritten unverzüglich auf die Ceiba zu.

## Kapitel 33

### Ein Waldfrühstück

Der junge Engländer blickte mit heftiger Neugierde auf den herannahenden Haufen. Es waren ihrer ungefähr ein Dutzend, alle ganz schwarz oder beinahe schwarz, ausgenommen einer oder auch zwei, die eine gemischte Farbe hatten. Kein Zwerghafter oder Missgebildeter war unter ihnen, sondern jeder von hoher, kräftiger Gestalt, von starken, muskulösen Gliedern, einer von Gesundheit glänzenden Haut und mit im mutigsten Glanz leuchtenden Augen, die ein angeborenes, ursprüngliches Gefühl für Freiheit und Unabhängigkeit verkündeten.

Ihre gerade und aufrechte Haltung sowie ihr fester, ungehemmter Schritt bestätigten Herberts Glauben, dass diese Schwarzen keine Leibeigenen seien. In ihren Blicken und Gebärden lag ihm nichts Sklavisches, und lediglich nur ihrer Hautfarbe wegen hätte er solche Männer mit irgendeinem Gedanken an Sklaverei in Verbindung zu bringen gewusst. Bewaffnet mit langen Messern und Flinten, einige auch mit starken Speißen, konnten sie in allem keine Sklaven sein. Außerdem bewies ihre Ausrüstung deutlich, dass sie Jäger und erforderlichenfalls auch Krieger waren. Alle hatten Hörner und Jagdtaschen über den Schultern hängen und jeder war mit einer umflochtenen Wasserkalabasse ausgerüstet, ganz wie die bereits beschriebene des gelben Jägers.

Einige wenige hatten eine ganz verschiedenartige Ausrüstung, die in einem nicht sehr großen, aus Weiden oder aus Palmfasern zierlich gewobenen Korb bestand.



Dieser war auf dem Rücken durch ein die Brust kreuzendes Band von demselben Palmgeflecht befestigt und durch ein anderes, über die Stirn verlaufendes, das so einen Teil des Gewichtes hielt. Dieser Korb war der Cutacoo, der Raum für die Vorräte oder andere bei ihren wilden Waldwanderungen notwendige Gegenstände.

Ihre Kleidertracht war freilich sonderbar, aber nicht unmalerisch. Nicht zwei waren gleichmäßig gekleidet, obwohl doch eine gewisse Übereinstimmung vorherrschte, die anzeigte, dass sie alle zusammengehörten. Die netzartige Bandana war der gemeinschaftliche Kopfschmuck, nur wenige hatten Hüte von Palmblättern. Einige hatten Hemden mit Ärmeln an. Einigen dagegen fehlten die Beinkleider und einer oder zwei waren vom Gürtel aufwärts und von den Schenkeln abwärts vollkommen nackend, da das weiße Lendentuch alsdann ihr einziges Kleidungsstück war. Alle hatten Füße und Knöchel bedeckt, wie es die steinigen und dornigen Fußpfade, die sie gewöhnlich beschreiten mussten, erforderten. Das Schuhwerk war bei allen gleich und eine Art von eng anschließendem Steifstiefel aus rohem, ungegerbtem Fell, ohne allen Saum und ohne irgendeinen Stich. Die rötlichen, nur einzeln auf der Oberfläche stehenden Borsten zeugten von der Art des Materials, die Haut des Wildschweins. Die Haut vom Hinterfuß eines Ebers wurde, wenn sie noch frisch und warm war, über den Fuß gezogen, trocknete dann und zog sich über dem Spann und Knöchel wie ein elastischer Strumpf zusammen. Ein geringes Zurichten mit dem Messer ist alles, was für die Anfertigung dieser Mokassins notwendig ist. Einmal angezogen werden sie niemals wieder abgelegt, bis die Abnutzung der Sohle eine Ausbesserung erforderlich macht.

Das Anziehen der Stiefel ist deshalb kein Teil der täglichen Lasten eines Jamaikajägers.

Zu verwundern war es nicht, dass Herbert die neu Angekommenen mit Neugierde und mit Staunen betrachtete. Die Art und Weise, wie sie berufen worden, ihre sofort widerhallenden Antworten auf das Hornsignal und ihre schnelle, fast augenblickliche Erscheinung waren allerdings Begebenheiten, die viel eher auf der Bühne seines Theaters vorkommen, als im wirklichen Leben. In der Tat, wäre der gelbe Jäger ein weißer Mann und er und sein Gefolge in Lincolngrün gekleidet gewesen, der junge Engländer hätte sich in den Sherwood Forest versetzt glauben können, wo der kühne Robin Hood mit seinen fröhlichen Gesellen um ihn herum versammelt war.

Wer konnten diese Männer eigentlich sein? So fragte Herbert Vaughan sich selbst. Räuber mit schwarzer Haut? Waffen und Rüstung ließen allerdings die Vermutung aufkommen, dass sie eine Bande schwarzer Räuber sein könnten. *Maronen* hatte sie der gelbe Jäger genannt und für sich selbst dieselbe Bezeichnung in Anspruch genommen. *Marone*? Gewöhnlich ward darunter ein schwarzer Flüchtling verstanden, aber die Männer vor ihm entsprachen diesem Begriff durchaus nicht.

Sie hatten nicht das Aussehen von Flüchtlingen, und der gelbe Jäger hatte sich auch so geäußert, dass dies nicht anzunehmen war. Flüchtige Sklaven konnten sie auf alle Fälle nicht sein.

»Dieser weiße Herr hat noch kein Frühstück gegessen«, sagte Cubina, als sie näher kamen. »Wohlan, Quaco! Was haben die Leute in ihren Cutacoos vorrätig?«

Der so Angeredete war ein pechschwarzer, großer und

starker Mann mit einer ernsten, doch geheimnisvollen Miene und schien eine Art von Lieutenant bei der Bande zu sein.

»Nun, würdiger Hauptmann«, antwortete er und grüßte den gelben Jäger mit einer etwas plumpen Bewegung, »ich glaube, es wird genug da sein, das heißt, wenn der Herr einen guten Appetit hat und nicht zu wählerisch bei seinem Essen ist.«

»Was ist denn vorhanden? Lasst mich sehen?«, unterbrach Cubina und besah sich den Inhalt der Körbe. »Ein Schinken von einem ganzen gebratenen Schwein«, fuhr er fort und packte einen Cutacoo aus. »Das ist zum Anfang schon gut. Ihr Weißen habt ja eine besondere Vorliebe für unser gebratenes Wildschwein. Was noch weiter? Ein Paar Bernhardkrebse. Nun, das ist auch gut. Aber das da ist noch besser, ein Paar wilde Tauben und ein wildes Guineahuhn. Wer trägt den Kaffee und Zucker?«

»Hier, Hauptmann«, rief ein anderer der Cutacooleute, der seinen Korb auf den Boden setzte und das zum Kaffeemachen notwendige Geschirr herausnahm.

»Mach ein Feuer und spute dich!«, befahl Cubina, augenscheinlich der Hauptmann der schwarzen Bande.

Auf den Befehl hin wurde Zunder angebrannt, trockene Blätter und Zweige wurden schnell gesammelt, und bald loderte ein Funken sprühendes, knisterndes Feuer auf dem Boden. Darüber wurde ein sich auf zwei gabelförmige Stöcke stützender Spieß gelegt, der bald eine Anzahl in den Flammen hängender eiserner Töpfe trug.

Bei so vielen Köchen war die Arbeit, das Fleisch für die Töpfe zuzubereiten, nur gering und ging schnell vonstatten. Die Tauben und das Guineahuhn wurden so schnell

abgesengt, wie die Federn nur brennen wollten, wurden ausgenommen und zerteilt und dann in Stücke zerschnitten in den größten Topf geworfen. Die Bernhardkrebse teilten dasselbe Schicksal und ebenso einige Stücke von dem wilden Schweineschinken. Dann wurde eine Handvoll Salz hinzugetan, etwas Wasser, einige wenige Schnitte Pisang, etwas Kakakun und etwas roter spanischer Pfeffer, was alles aus den Cutacoos genommen wurde.

Ein lebhaftes Feuer brachte den Topf bald zum höchsten Kochen, und Lieutenant Quaco, der als Küchenvorstand wirkte, erklärte, nachdem er wiederholt den Inhalt probiert hatte, dass der Pfeffertopf fertig sei, um aufgetragen zu werden.

Schüsseln, Teller, Gläser kamen nun zum Vorschein, alle aus Kalebassenholz verfertigt. Sobald Herbert und der Hauptmann sich die besten Stücke von dem schmackhaften, gedämpften Fleisch genommen hatten, wurde das Übrige unter die Leute verteilt, die sich in Gruppen auf den Boden gesetzt hatten und das allgemein beliebte Fleischgericht mit einer Begierde verzehrten, die bewies, dass es auch ihr Frühstück sei.

Der Pfeffertopf war indes nicht das einzige Gericht des Waldfrühstücks. Schweinefleischschnitte von dem frisch erlegten Eber wurden außerdem gereicht, während Pisange und Kokosnüsse, die in der Asche geröstet wurden, kein zu verachtendes Ersatzmittel für Brot gewährten.

Der zweite über dem Feuer kochende Topf enthielt den Kaffee, der, aus den Kalebassen geschlürft, sicherlich ebenso fein schmeckte, als würde er aus Tassen vom reinsten Sèvresporzellan getrunken.

Bei diesem improvisierten Waldfrühstück wurde auch

der arme Gefangene keineswegs vergessen, sondern mit den Resten versorgt, indem der riesige Quaco seine Wünsche mit einer Miene stillen Lächelns befriedigte.

## Kapitel 34

### Hauptmann Cubina

Als das Frühstück eingenommen war, schickten sich die Maronen an, fortzugehen. Bereits war der Eber zerlegt und, in geeignete Stücke zerteilt, in die verschiedenen Cutacoos verpackt worden.

Die blutrünstigen Striemen auf dem Rücken des Flüchtlings waren von Quaco mit einer balsamischen Wundsalbe eingerieben worden. Durch Zeichen wurde dem unglücklichen Mann zu verstehen gegeben, dass er die Maronen begleiten solle. Anstatt sich zu weigerte, leuchteten seine Augen von der lebhaftesten Freude, denn nach der ihm von ihnen erwiesenen freundlichen Behandlung konnte er nichts Schlimmes erwarten. Was auch immer in Zukunft ihre Absichten mit ihm sein mochten, ihr Führer hatte ihn von Feinden befreit, deren grausame Behandlung unauslöschlich auf seine eigene Haut abgestempelt war. Er wusste, dass er kaum in gefühllosere Hände geraten könne, als die gewesen, denen er soeben entwischt war. Hierüber beruhigt betrachtete er seine neuen Bekanntschaften ganz als Befreier. Hätte er indessen ihren wahren Charakter wie ihren eigentlichen Beruf vollkommen gekannt, er würde sich kaum einer so glücklichen Täuschung überlassen haben.

Die Maronen waren aus Achtung vor ihrem Führer, den

sie mit unterwürfiger Ehrerbietung zu behandeln schienen, etwas vorausgegangen und hatten den Hauptmann Cubina mit seinem englischen Gast allein gelassen, der, seine Flinte auf der Schulter, bereitstand, ebenfalls weiterzuschreiten.

»Sie sind fremd hier auf der Insel?«, sagte der Marone halb fragend. »Ich denke mir, lange sind Sie noch nicht bei Ihrem Onkel gewesen?«

»Nein«, antwortete Herbert. »Vor gestern Nachmittag habe ich meinen Onkel niemals gesehen.«

»Caramba!«, rief der Jägerhauptmann verwundert aus. »Da sind Sie gerade erst angekommen? In diesem Fall, Herr Vaughan – und das ist der Grund, warum ich so kühn war, Sie zu fragen – werden Sie den Weg nach *Willkommenberg* zurück kaum zu finden imstande sein. Einer von meinen Leuten soll mit Ihnen gehen.«

»Nein, ich danke Ihnen, ich werde ihn schon allein finden.«

Herbert zögerte zu sagen, dass er gar nicht nach *Willkommenberg* gehen wolle.

»Es ist ein sehr krummer und verwickelter Weg«, versetzte der Marone, »obwohl er für denjenigen, der ihn kennt, nicht schwer zu finden ist. Sie brauchen den Führer nicht bis zum großen Haus mit sich zu nehmen, wenn schon Herr Vaughan, wie ich glaube, gar nichts dagegen hat, dass einer von unseren Leuten seinen Grund und Boden betritt, wie dies freilich einige andere Pflanze tun. Sie können den Führer entlassen, wenn Sie den Ort sehen. Doch ohne denselben, fürchte ich, werden Sie den Weg nicht finden.«

»Aber wirklich, Hauptmann Cubina«, sagte Herbert, der sich nicht weiter darum kümmerte, was seine neue Bekanntschaft davon denken möge. »Ich wünsche gar nicht

den Weg einschlagen, von dem Sie reden, ich will gar nicht dahin gehen.«

»Nicht nach *Willkommenberg*?«

»Nein.«

Der Marone schwieg einen Augenblick, während ein Ausdruck des Erstaunens über sein Gesicht glitt. »Erst gestern spät angelangt – die ganze Nacht draußen im Wald gewesen– und nicht zurückgekehrt! Das ist allerdings etwas sonderbar!«

Solche Erwägungen füllten plötzlich des Maronen Kopf. Bereits hatte er wohl das etwas Verwirrte und Niedergeschlagene in dem Betragen des Fremden bemerkt, aber welchen Grund mochte das haben? Das hellfarbige Band gar im Knopfloch seines Rockes, was mochte das zu bedeuten haben?

Hauptmann Cubina war in dem Alter und auch gerade in der Stimmung, um alles, was auf sanftere, zärtlichere Gefühle hindeutete, sofort zu bemerken. Sowohl das blaue Band als auch das sorgenvolle Aussehen schienen dergleichen zu verraten. Der Marone war ziemlich bekannt mit den Verhältnissen der weißen Bewohner von *Willkommenberg*, noch mehr aber wohl mit denen einiger farbigen. Mochte das sonderbare Benehmen des jungen Engländers etwa irgendeinem Familienzweist zuzuschreiben sein, der dort entstanden war?

Der Marone suchte sich diese Fragen stillschweigend selbst zu beantworten und gelangte zu dem Schluss, dass irgendetwas Besonderes vorgefallen sein müsse.

Vielleicht mutmaßte Hauptmann Cubina nicht bloß, vielleicht hatte er sogar bereits etwas von dem Geschwätz und Klatsch auf der Pflanzung vernommen, denn die Elektrizi-

tät selbst ist wohl kaum schneller, als die Verbreitung eines Gerüchtes unter den Schwarzen.

Hätte übrigens der Jäger wirklich irgend Verdacht über die Verhältnisse seines Waldgastes gehegt, er wäre dennoch zu höflich gewesen, um jenen auszudrücken. Deshalb benutzte er sogar die ihm durch Herberts ausweichende Antwort gegebene Gelegenheit gar nicht und sagte einfach: »Wenn Sie auch anderswo hingehen, so haben Sie doch einen Führer eben so sehr nötig. Die Lichtung hier ist von dichter Waldung umgeben und nirgends ist ein offener, guter Fußsteig.«

»Sie sind wirklich sehr gütig«, antwortete Herbert, von der zarten Aufmerksamkeit des farbigen Mannes gerührt. »Ich wünschte, mich nach Montego Bay zu begeben, und wenn einer von Ihren Leuten mich auf die große Landstraße bringen könnte, so würde ich Ihnen ganz außerordentlich verpflichtet sein. Leider kann ich ihm aber seine Mühe nicht anders als mit einem Dank vergelten, denn die Umstände erlauben es mir nicht, mehr zu tun.«

»Herr Vaughan!«, sagte der Marone, höflich lächelnd, »wären Sie hier nicht fremd und mit unseren Sitten unbekannt, ich würde mich wirklich beleidigt fühlen. Sie sprechen fast, als erwarteten Sie, ich würde Ihnen eine Rechnung für das genossene Frühstück machen, und scheinen dabei ganz zu vergessen, dass Sie kaum eine Stunde zuvor sich vor die Mündung einer Pistole stellten, um das Leben eines Maronen, eines armen Mulattenflüchtlings von den Bergen, zu schützen. Und nun – doch ich will Ihnen verzeihen, Sie kennen mich ja nicht ...«

»Vergeben Sie mir, Hauptmann Cubina. Ich versichere Ihnen ...«



»Sagen Sie nichts mehr! Ich kenne Ihr englisches Herz, das noch nicht von den elenden Vorurteilen der Kaste und der Farbe verdorben ist. Möge es lange so bleiben, und wenn Hauptmann Cubina Sie auch sobald nicht wiedersehen sollte, vergessen Sie niemals, dass dort auf den *Blauen Bergen*« – und der Marone deutete beim Reden auf den purpurnen Umriss einer gerade über den Baumspitzen sichtbaren Bergkette – »dort oben ein Mann lebt, ein farbiger Mann freilich, dessen Herz aber in Dankbarkeit eben so aufrichtig und warm für Sie schlägt, wie das des weißesten Mannes. Und sollten Sie diesen Mann je mit Ihrem Besuche beehren wollen, so sollen Sie unter seinem niedrigen Dach stets einen Freund und ein herzliches Willkommen finden.«

»Dann, danke vielmals!«, rief der junge Engländer, von Begeisterung erfasst über des Maronen freie und ungeheuchelte Freundschaft. »Wohl möchte ich noch einmal mir Ihr gastfreundliches Anerbieten zunutze machen. Leben Sie wohl!«

»Leben Sie wohl«, erwiderte der Mulatte und drückte die ihm von Herbert dargebotene Hand ungestüm. »Quaco!«, rief er seinem Lieutenant zu, »bringe diesen Herrn auf die nach der Bay führende Hauptstraße. Leben Sie wohl, Herr Vaughan, möge das Glück Ihnen hold sein!«

Nicht ohne Bedauern schied Herbert von seinem neuen Freunde und folgte lange Zeit dem ihn führenden Quaco, bevor er über die seltsamen Umstände nachzudenken aufhörte, die ihn dazu gebracht hatten, diese merkwürdige Bekanntschaft zu machen.

## Kapitel 35

### Quaco, der Führer

Quaco war höchst schweigsamer Natur und machte deshalb durchaus keinen Versuch, Herberts Nachdenken zu unterbrechen, bis sie zusammen mehr als eine Viertelmeile gegangen waren. Dann brachte eine besondere Erwägung den Mann zum Stillstehen und führte folgende Unterhaltung herbei.

»Zwei Wege von hier, Buckra, beide können wir einschlagen, aber dieser zur Rechten ist der kürzeste und auch der beste Weg.«

»Warum denn diesen nicht nehmen?«

»Oh, Herr, dafür sprechen verschiedene Gründe.«

»Wie so? Warum ihn meiden?«

»Ja-a!«, erwiderte Quaco mit nachdenklichem, gedehntem Ton.

»Was für Gründe denn, Freund?«

»Sehen Sie da nicht das Dach eines Hauses, gerade über den Spitzen jener Pawpaws?«

»Ja, was ist damit?«

»Das ist die Baracke.«

»Die Baracke?«

»Ja, das Haus des Juden Jessuron.«

»Und was macht das aus?«

»Oh, Buckra, was das ausmacht? Wenn wir den Weg zur Rechten einschlagen, müssen wir an diesem Haus vorbei, und einige von seinen Leuten werden uns gewiss sehen. Jessuron ist Friedensrichter und wir können viel Unannehmlichkeiten haben.«

»Oh, wegen des Flüchtlings, meinst du? Der Hauptmann sagte, er gehöre einem Herrn Jessuron.«

»Eben so viel wegen der Hunde, als wegen des Menschen. Der Hauptmann hatte ein Recht, den Flüchtling als seinen Fang zu betrachten. Aber diese spanischen Schufte werden Lärm wegen der Hunde machen. Sie werden sagen, der Hauptmann tötete sie ihnen zum Schabernack, und sie werden das beschwören. Da es überhaupt bekannt ist, dass wir Gebirgsmänner solche Tiere nicht leiden können, die sich in unser Geschäft einmischen.«

»Aber weder ich noch du haben ja die Hunde getötet?«

»Oh, Buckra, das ist alles gleich ... Sie halfen ... Ihre Flinte half die Hunde zu töten. Außerdem haben Sie die Schelme abgehalten, dem Adler seinen Fang abzujagen.«

»Was ich tat, kann ich ganz gut vor einem Friedensrichter verantworten, mag es nun dieser Jessuron oder irgendein anderer sein«, sagte der junge Engländer im Bewusstsein, durch die Teilnahme an dem Streit recht getan zu haben.

»Vom Richter Jessuron wird gerade nicht viel Gerechtigkeit zu erwarten sein. Mein Rat ist, sich von der Gerichtsbarkeit so lange wie möglich fernzuhalten. Das können wir nur, wenn wir den Weg zur Linken einschlagen.«

»Ist denn der Umweg bedeutend?«, fragte Herbert, der nicht gerade sehr viel Gewicht auf die von seinem Begleiter vorgebrachten Gründe legte.

»Nicht bedeutend«, antwortete Quaco, obgleich er keineswegs ganz die Wahrheit sprach, denn der Weg, den er einschlagen wollte, war in der Tat viel länger, als der, welcher bei Jessurons Haus vorbeiführte.

»In diesem Fall«, erwiderte Herbert, »nimm den Weg, der dir gefällt.«

Ohne weiteres Reden schritt Quaco auf dem zur Linken abführenden Weg fort, ganz, wie zuvor, schweigend von Herbert gefolgt.

Der nun eingeschlagene Weg führte unausgesetzt durch Wälder und war stellenweise wegen des dornigen Dickichts sowie wegen der Unebenheit des Bodens schlecht zu gehen. Endlich erreichten sie den Gipfel eines hohen Bergrückens und gingen nun zwischen Pimenthainen hin, die nicht so dicht wie der frühere Wald waren.

Von dem Gipfel des Bergrückens sah Herbert ein großes, aus der grünen Landschaft hervorschimmerndes Haus, das er sofort als das Gutshaus von *Willkommenberg* wiedererkannte.

Auf dieses Haus gingen sie nicht gerade zu, sondern in einer davon schrägen Richtung, die sie zu der großen Allee nahe bei dem Eingangstor hinführen musste.

Herbert rief seinem Führer zu, haltzumachen.

Der junge Mann wollte nicht gern in die Allee gehen, weil er leicht jemandem von seines Onkels Leuten begegnen konnte. Er nicht wünschte, dass dies dann im großen Haus erzählt würde. Er forderte deshalb Quaco auf, ihn auf einen etwas mehr zur Rechten liegenden Weg zu führen, sodass er die Hauptstraße erreichen könne, ohne von *Willkommenberg* aus gesehen zu werden.

Der Führer willigte ein, aber nicht ohne einiges widerstrebendes Murren, denn beim Drehen murmelte er einige Worte über die »Baracke«, und dass man ihr so weit wie möglich entfernt bleiben müsse. Dessen ungeachtet schlug er eine andere Richtung ein, und nach einem abermaligen Gang durch die Wälder befand Herbert sich zu seiner Zufriedenheit auf der nach Montego Bay hinführenden

Hauptstraße.

Er würde dies schwerlich gewusst haben, hätte der Führer es ihm nicht gesagt, da er auf dieser Hauptstraße nur bis zum Tor von *Willkommenberg* geritten war und der Punkt, auf welchem er sie nun erreichte, eine ziemliche Strecke weiter entfernt lag. Jedenfalls hätte er besser getan, er hätte Quaco alles anheimgegeben und sich von ihm auf dem ursprünglich von ihm beabsichtigten Wege führen lassen. Auf diese Weise würde er die Hauptstraße auf einem der Stadt näher gelegenen Punkt erreicht und wahrscheinlich einen höchst unangenehmen Vorfall vermieden haben.

Auf der Hauptstraße bedurfte er nun des Führers nicht mehr, und Quaco war gerade im Begriff, ihn zu verlassen, als in dem Augenblick plötzlich ein Trupp Reiter um eine Biegung des Weges herumkam, als hätten sie ein höchst dringendes Geschäft.

So wie er diese Fremden erblickte, schoss Quaco wie ein Pfeil in das Unterholz und rief dem Buckra zu, dass er ihm folgen möchte.

Herbert verschmähte, sich zu verbergen, und blieb mitten auf dem Weg stehen.

Als Quaco diesen Entschluss sah, kehrte er an seine Seite zurück, nicht ohne gegen die Unklugheit seines Schützlings laut Einspruch zu erheben.

»Mag ihr Aussehen nicht leiden«, murmelte der Marone, als er vorsichtig nach den Reitern sah. »Das muss – nein, das ist wahrhaftig der gierige Ravener, der Aufseher Jessurons. Nun, Buckra, nun sitzen wir in der Patsche! Es hilft nichts, ihnen entfliehen zu wollen!«

Während Quaco dies ausrief, hatten die Reiter sich genähert und hielten sämtlich auf dem Platz still, wo die Fuß-

gänger standen.

»Hier ist unser Mann!«, schrie der bärtige Mann an ihrer Spitze, den Herbert sofort erkannte. »Just ihn getroffen, wie die Ente den Maikäfer! Nun, Herr Tharpey, tun Sie Ihre Schuldigkeit! Wir wollen doch einmal hören, was dieser junge Mann wohl vor Gericht sagen wird.«

»Ich verhafte Sie, Herr«, sagte die als Herr Tharpey ange-rufene Person. »Ich bin Oberconstabler der Gemeinde, ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes.«

»Aus welchen Grund?«, fragte Herbert unwillig.

»Herr Ravener hier wird die Anklage machen. Ich habe damit nichts zu tun. Sie müssen sich vor dem nächsten Richter stellen, und ich denke, der nächste hier wird wohl der Custos Vaughan sein?«

Diese halbe Frage des Constablers war nicht an Herbert, sondern an seine eigenen Begleiter gerichtet.

Obleich nur mit leiser Stimme gesprochen wurde, hörte der junge Mann es doch ganz genau, und zwar mit großem Missvergnügen. Zu seinem Onkel zurückgeführt zu werden, dem er erst gestern Trotz geboten hatte, und zwar als ein Missetäter zurückgeführt zu werden. Unter solchen neuen dringenden Umständen den schönen Augen seiner reizenden Cousine ausgesetzt zu sein, wie dem eingekniffenen Augenglase seines früheren Reisegenossen, das waren in der Tat alles höchst unangenehme Aussichten. Darum gewährte es ihm wirklich einige Erleichterung, als Ravener, der auf den Constabler und sein bewaffnetes Gefolge keinen geringen Einfluss auszuüben schien, die Behauptung, dass Herr Vaughan die nächste Gerichtsperson sei, als unbegründet bestritt, und diese Ehre entschieden für Jacob Jessuron, Gutsbesitzer im Glücklichen Tal, beanspruchte.

Nach einigem Hin- und Herreden zwischen beiden Teilen über diesen wichtigen Gesetzespunkt wurde zuletzt die Meinung des Aufsehers als richtig anerkannt und demzufolge beschlossen, dass die Angelegenheit vor den Richter Jessuron gebracht werden solle.

Sowohl Herbert als auch Quaco wurden nun förmlich im Namen des Königs festgenommen und dann unter Bedeckung abgeführt, nicht ohne dass der Letztere einige sehr laute Einwendungen erhob, indem er zugleich heftig drohte, dass er den Constabler sowohl wie den Aufseher schon einmal für diese Gewalttat gegen einen freien Maronen zur Verantwortung ziehen werde.

Gutsbesitzer Jessuron hielt Gericht auf derselben Veranda seines schmutzigen Wohnhauses, auf der wir ihn bereits bei Gelegenheit eines von diesem gänzlich verschiedenen Schauspiels gesehen haben.

Jetzt saß er an einem kleinen runden Tische, der von einem Stück grünen Wollenzeuges bedeckt war und worauf sich eine goldene Schnupftabaksdose, ein Tintenfass, Federn und einige Bogen Papier befanden.

Zwei Bücher lagen ebenfalls auf dem Tisch, von denen eines in deutlichen Buchstaben auf dem Einband den Titel trug: *Der jamaikanische Richter*. Es war in schwarzes Leder gebunden, eine dem Hauptgegenstand, worüber es handelte, entsprechende Farbe, denn mindestens vier Fünftel der Gesetze und Verordnungen, die es enthielt, bezogen sich auf Geschöpfe mit schwarzer Haut.

Der Richter war, wie es die Gelegenheit erheischte, im vollen Kostüm, das heißt, er trug seinen besten blauen Frack mit vergoldeten Knöpfen, dicke Tuchhosen und Stulpenstiefel. Der weiße Biberhut war beiseitegelegt, da das

Ansehen des Gerichtes erfordert, dass selbst des Richters Haupt unbedeckt bleibt. Indes auch nur so weit, lediglich auf den Hut, erstreckte sich die Rücksichtnahme des Richters Jessuron, denn die weiße baumwollene Nachtmütze verblieb auf seinem Schädel, weil das Gesetz auf Jamaika nicht so streng ist, um ihre Entfernung als notwendig erscheinen zu lassen.

Mit wohl auf der Nase befestigter Brille und das dünne, magere Gesicht zu einem Ausdruck der höchsten Wichtigkeit aufgestutzt, saß Gutsbesitzer Jessuron hinter dem grünbedeckten Tisch, der das Gericht vorstellte.

Er war freilich der einzige anwesende Richter, aber es sollte ja auch nur eine vorläufige Untersuchung vor einer Amtsperson stattfinden. Und einen weißen Verbrecher wegen einer so schweren Beschuldigung, wie die gegen Herbert Vaughan vorgebrachte, wirklich vor Gericht zu stellen, wäre ein voller Gerichtshof erforderlich gewesen, mindestens drei Magistratspersonen, von denen einer ein Custos war.

Jessurons Macht konnte niemals weiter gehen, als den vermeintlichen Verbrecher ins Gefängnis zu schicken, bis ein förmlicher Prozess gegen ihn eingeleitet wurde.

Herbert war vor den Tisch hingestellt worden, und der Constabler sowie einige aus dessen Gefolge standen hinter ihm. Zur rechten Seite erschien Ravener mit den beiden spanischen Caçadores, die nun aber nicht mehr, wie früher, von ihren Hunden begleitet waren.

Quaco war unbewacht unten im Hof gelassen worden, da gegen ihn wirklich nicht das Geringste vorlag.

Noch ein anderer Zeuge war bei dieser Amtshandlung zugegen – die Tochter des Richters selbst. Ja, die schöne Ju-



dith war hier zugegen, wie bei allen wichtigeren Vorkommnissen, aber diesmal nicht ganz offensichtlich, denn sie saß in einem zur Veranda zu geöffneten Fenster, das schöne Gesicht halb hinter dem netzartigen Fransenzeug der Gardinen verborgen. Diese Stellung ließ sie alles Vorhergehende beobachten, ohne sich selbst den Blicken anderer auszusetzen.

Ihr Gesicht war keineswegs gänzlich verborgen, denn ihre glänzend weiße Stirn und ihre dunkel leuchtenden Augen strahlten durch den florähnlichen, sie verschleiernnden Musselin und erschienen so noch reizender und verführerischer.

Aus ihren Bewegungen war es auch klar, dass die schöne Judith gar nicht die Absicht hatte, ungesehen zu bleiben. Es waren verschiedene gut aussehende junge Leute in der den Constabler begleitenden Gesellschaft, kecke, verwegene Burschen, die er auf seinem Weg zusammengerafft hatte und die nichts mehr liebten, als einen Vogel der Art. Von dem Augenblick an, wo diese in den Hofplatz eingetreten waren, stand die schöne Herrin des Hauses beständig am Fenster.

Erst nachdem sich sämtliche Anwesende auf der Galerie verteilt hatten, nahm sie ihren Platz hinter der Gardine ein und besah sich die verschiedenen Personen und Gesichter etwas genauer.

Hiermit war sie noch nicht lange beschäftigt, als man auf ihrem Gesicht und in ihrem Betragen eine große Veränderung hätte wahrnehmen können.

Anfänglich waren ihre Augen von einem Gesicht zum anderen mit einem fast spöttischen Lächeln gewandert, wie es die Frau sehr wohl anzunehmen verstand.

Plötzlich blieb ihr Blick an einem Gegenstand hängen, und das verächtliche Lächeln machte einem ernsteren und milderem Blick Platz. Leicht mochte der Gegenstand dieser Blicke entdeckt werden. Es war der vor Gericht stehende Gefangene!

Was hatte dieser Blick aber nur zu bedeuten? Etwa Mitgefühl mit dem Angeklagten?

Sie wusste sehr wohl, warum der junge Mann hier vorgeführt wurde. Ravener hatte ihrem Vater von allem berichtet, soviel er selbst wusste, und die Tochter hatte die Erzählung mit angehört. Regte sich jetzt in der Brust der schönen Judith ein edelmütiges Mitleid mit der traurigen Lage, in der sich dieser unbekannte Jüngling befand, und hatte dies eine solche plötzliche Veränderung in ihrem ganzen Wesen hervorgebracht? Eines solchen Gefühls war ihr Herz wohl kaum fähig.

Aber dennoch war sie offenbar von einer außergewöhnlichen Regung ergriffen, denn im Verlauf des Verhörs blickte sie nicht mehr verstohlen hinter der Gardine hervor, sondern zog diese auf die Seite, sah den Fremden geradewegs an und hielt ihre Augen fest auf ihn gerichtet, vollkommen unbekümmert über alle Bemerkungen, die ihr Betragen hervorrufen musste.

Ihr Vater, der ihr den Rücken zukehrte, sah nichts davon, obwohl es von den anderen nicht unbeachtet blieb, besonders von Ravener, den es sehr zu verdrießen schien.

Der junge Engländer, wenn auch für den Augenblick wenig aufgelegt, irgendetwas anderes als seine eigene trübe Lage zu betrachten, musste dennoch das schöne Gesicht, das sich ihm gegenüber befand, bemerken, und ebenso den besonderen Blick, mit dem er angesehen wurde.

Wer war der alte Binsen, vor dem er zum Verhör stand? War er der Vater des holdseligen Geschöpfes am Fenster? So musste er sich unwillkürlich selbst fragen, während er beide abwechselnd betrachtete. War dies wirklich der Fall, so waren die Drohblicke des Vaters im grellsten Widerspruch mit den sanften, fühlenden, von der Tochter ihm zugesandten Blicken. Diese Bemerkung musste Herbert notgedrungen sich selbst machen.

Einige Zeit war damit hingegangen, dass der Aufseher die Tatsache erzählte, um die Anklage zu begründen. Hierauf sollte der Gefangene sich nun verteidigen.

»Junger Mann«, sagte der Richter, »Sie haben gehört, was dieser Zeuge gegen Sie vorgebracht hat. Was haben Sie nun zu Ihrer Verteidigung zu sagen? Und zuerst: Wie ist Ihr Name?«

»Herbert Vaughan.«

Jessuron setzte seine Brille besser zurecht und sah auf den Gefangenen mit sichtlichem Erstaunen an. Sämtliche Anwesende, sowohl der Constabler als auch die Übrigen, schienen ein wenig unangenehm überrascht. Quaco, dessen Riesengestalt hoch über die der anderen hinausragte, stieß dagegen ein Befriedigung verratendes Grunzen aus, als er des jungen Mannes Namen hörte, den er zuvor noch nicht gewusst hatte, und der nun gar der des in diesem Bezirk allmächtigen Custos selbst war.

Auf einen Anwesenden allein schien diese Enthüllung einen von bloßer Verwunderung gänzlich verschiedenen Eindruck hervorzubringen. Ein Blick des Zornes schoss aus den dunklen Augen der Jüdin, als sie den verhassten Namen vernahm, und das bis dahin in ihnen vorherrschende Mitgefühl erlosch einen Augenblick.

»Herbert Vaughan?«, wiederholte, der Richter. »Sind Sie etwa irgendein Verwandter von Herrn Vaughan in *Willkommenberg*?«

»Ja, sein Neffe«, war die kurze und trockene Antwort.

»Ah, sein Neffe! Bei meiner Seele, ist das wahr?«

Diese unerwartete Entdeckung brachte bei dem Juden plötzlich eine außerordentliche Aufregung hervor. Nach dem Wenigen, was über seine geheime Feindschaft mit seinem Nachbar von *Willkommenberg* bekannt war – Ravener wusste mehr davon – hätte man erwarten sollen, dass die Entdeckung der Verwandtschaft des Gefangenen ihn in große Freude versetzt haben würde. Zu Gericht über den nächsten Verwandten des Custos zu sitzen, eines schweren Verbrechens angeklagt, war für Jacob Jessuron jedenfalls eine seinen Stolz befriedigende Lage, da er sich mancher von dem stolzen Herrn von *Willkommenberg* ihm widerfahrenen Geringschätzung erinnern musste. Und nun, welche glänzende Vergeltung!

Offenbar schien das ganze Betragen des Richters, als er in Erfahrung gebracht hatte, wer vor ihm stand, dergleichen Überlegungen zu verraten. Er rieb sich die mageren Hände, nahm eine Prise aus seiner goldenen Schnupftabaksdose, lächelte grinsend, schielte fröhlich hinter den Brillengläsern, die noch einmal auf den scharfen Nasenrücken geschoben waren, hervor, beugte dann sein Gesicht vorwärts über den Tisch und verblieb einige Augenblicke lächelnd und freundlich, aber unverkennbar darüber nachdenkend, wie er nun weiter verfahren solle.

Nach einer Weile erhob er seine Augen und musterte abermals den Gefangenen, der auf seine letzte Frage bereits eine bejahende Antwort erteilt hatte.

»Bei meiner Seele! Ich wusste gar nicht, dass Herr Vaughan einen Neffen hat! Sie sind von England, junger Mann? Hat Ihr Onkel noch mehr Neffen in England?«

»Nicht dass ich wüsste«, erwiderte Herbert unumwunden. »Meiner Meinung nach bin ich sein einziger Verwandter, in England wenigstens.«

Dieser Vorbehalt seiner Antwort verriet eine nicht unbedeutende Tatsache, dass der junge Mann nämlich mit den Familienangelegenheiten seines Verwandten in der Kolonie keineswegs ganz ausreichend bekannt war.

Der scharf sehende Richter bemerkte diesen Mangel an Kenntnis des Neffen sogleich ganz wohl.

»Wie lange sind Sie schon auf Jamaika gewesen?«, fragte er, als wüsche er eine Erklärung über etwas ihm rätselhaft Verbliebenes.

»Eine Nacht und einen Teil von zwei Tagen, im Ganzen ungefähr sechszehn Stunden«, erwiderte Herbert mit gewissenhafter Genauigkeit.

»Bei meiner Seele!«, rief der Richter wieder aus.

»Nur sechszehn Stunden! Wunderbar, dass Sie nicht in Ihres Onkels Haus sind? Sind Sie da gewesen?«

»O ja«, antwortete Herbert sorglos.

»Sie wollen sich zu *Willkommenberg* aufhalten, nicht wahr, he?«

Herbert antwortete auf diese Frage gar nicht.

»Sie schliefen die letzte Nacht da. Entschuldigen Sie mich, junger Mann, wegen dieser Frage, aber als Magistratsperson ...«

»O, Sie können die Antwort gern hören, Ehrwürdiger Gestrengen«, sagte Herbert und legte einen satirischen Nachdruck auf die eigentümliche Titulatur, »ich schlief die letzte

Nacht dort nicht?«

»Wo schliefen Sie denn?«

»Im Wald«, antwortete Herbert.

»Moses!«, rief der Jude aus und schob verwundert seine Brille in die Höhe. »Im Wald, sagen Sie?«

»Ja, im Wald«, wiederholte der junge Mann, »unter einem Baum. Auch ein vortreffliches Bett fand ich dort«, sagte er scherzhaft hinzu.

»Und wusste Ihr Onkel davon?«

»Ich glaube, mein Onkel wusste nichts davon und würde sich wohl auch wenig darum gekümmert haben«, erwiderte Herbert mit vollkommener Sorglosigkeit über die gegebenen Antworten.

Der bittere Ton, in welchem die letzten Worte nachdrücklich gesprochen waren, entschlüpften der scharfen Beobachtungsgabe Jessurons nicht. Es stieg in ihm sofort der Verdacht auf, dass in der Verwandtschaft zwischen dem jungen Mann und seinem Onkel wohl etwas nicht ganz richtig sein müsse, wozu ihm die Antwort des Ersteren, zusammen mit der Kenntnis des Charakters und der Verhältnisse des Letzteren, den richtigen Schlüssel verlieh. Deshalb glänzte eine heimliche Freude in seinen eingesunkenen Augen, als er die zuletzt gegebene Antwort hörte.

Sofort unterbrach er die Befragung des Gefangenen, gab Ravener und dem Constabler einen Wink, näher heranzutreten, und war mit diesen beiden würdigen Leuten alsdann bald in einem leisen Gespräch begriffen.

Was unter diesen Dreien vorging, vermochte weder der junge Engländer, noch irgendjemand anderes der zufällig Gegenwärtigen zu sagen. Das Ergebnis war indes für Herbert eben so angenehm als unerwartet.

Als Jessuron sich nun wieder zu ihm wandte und ihn anredete, schien eine vollkommene Umänderung in seinem Benehmen stattgefunden zu haben, und an der Stelle des drohenden Richters sah Herbert jetzt mehr einen freundschaftlichen Beschützer vor sich, mild, sanft lächelnd, ja fast gehorsam.

»Herr Vaughan«, sagte er, stand von seinem Magistratsitz auf und reichte seine Hand dem Gefangenen, »Sie müssen die grobe Behandlung, die Sie von dem Volk erfahren hoben, entschuldigen. Es ist freilich ein großes Verbrechen hierzulande, einem flüchtigen Sklaven zu helfen, aber da Sie gerade erst hier gelandet sind und man nicht wohl annehmen kann, dass Sie unsere Gesetze gleich kennen, so behandelt das Gesetz eine solche erste Übertretung sehr milde. Übrigens ist in diesem Fall der Flüchtling, der einer meiner Sklaven ist, nicht entwischt. Er ist in den Händen der Maronen und wird hier wohl bald wieder eingebracht werden. Die Strafe, die ich Ihnen auferlege, und ich muss auf Ihre genaue Vollstreckung bestehen, ist, dass Sie bei mir zu Mittag essen, und ich denke, das ist hinreichend bestraft. Herr Ravener«, fügte er hinzu, rief seinen Aufseher und zeigte zugleich auf Quaco, »nehmt den guten Burschen mit Euch und sorgt für ihn. Nun, Herr Vaughan! Treten Sie gefälligst in mein Haus und erlauben Sie mir, Sie meiner Tochter Judith vorzustellen!«

Sicher wäre es allem menschlichen Wesen entgegen gewesen, hätte Herbert Vaughan sich nicht sehr über die glückliche Wendung befriedigt gefühlt, die diese unangenehme Angelegenheit für ihn genommen hatte. Diese Befriedigung wurde indes durch die ihm vorgeschlagene Vorstellung vielleicht noch vergrößert, denn wohl kein Mann,

wie kalt er auch sonst von Natur sein mochte, hätte auf diese bezaubernden, ihn schon so lange vom Fenster aus bewachenden Augen blicken können, ohne eine Bekanntschaft mit deren Besitzerin zu wünschen.

Der zornige Blick war bereits verschwunden, schon lange vor dem Schluss der Untersuchung. Als der junge Engländer, der Einladung seines früheren Untersuchungsrichters Folge leistend, über die Veranda zu ihr hinschritt, erschien ihr schönes Gesicht von dem süßesten und teilnehmendsten Lächeln übergossen.

## Kapitel 36

### Ein unerwarteter Gönner

So hatte eine Kette von eigentümlichen und unberechenbaren Zufällen Herbert Vaughan in die Judenkoppel des Jacob Jessuron und damit zugleich zu einem höchst unerwarteten Schluss seiner Missgeschicke geführt.

Der Gefangene war der Gast des Richters geworden, nachdem er von ihm eigens dazu verurteilt worden war, mit ihm zu Mittag zu essen. Auch fand jener die Strafe keineswegs hart, wie sein Wirt geäußert hatte. Im Gegenteil, der junge Engländer befand sich vor einer viel besser besetzten Tafel, als er vielleicht bisher je gewesen hatte, einer Tafel, die fast eben so reich war, als die, welche er in *Willkommenberg* gefunden haben würde, wäre es ihm gestattet gewesen, dort zu speisen.

Ein gutes Mittagessen war übrigens keine Seltenheit auf dem Speisetische des Jacob Jessuron. Obwohl dieser west-



indische Israelit geldgierig und geizig war und auch sein Äußeres vernachlässigte, so war er doch keineswegs einem guten, ja selbst üppigen Leben abhold und liebte deshalb, vielleicht mit weniger Schaustellung, gut zu essen und zu trinken, ganz wie der Besitzer von *Willkommenberg*.

Auch verschmähte er in seinem Haus den Schmuck durchaus nicht gänzlich. Seine Einrichtung war sauber und bequem, seine Dienerschaft zahlreich und wohl gekleidet, in den letzten Jahren noch mehr als früher, im Verhältnis, wie er an Reichtum und gesellschaftlicher Stellung höher gestiegen war.

Deshalb aß Herbert vortrefflich zu Mittag und war über die unerwartete, ihm von Jessuron erwiesene Gastfreundschaft nicht wenig erfreut, um so mehr, wenn er sie mit dem knickerigen Betragen seines eigenen Onkels verglich.

Er sah es dabei für sicher an, dass es nur seines Onkels Namen sei, dem er die ihm erzeugten Ehren zu verdanken habe – lediglich nachbarliche Rücksichten des Koppelhalters für den großen Zuckerplanzer.

*Sie sind Freunde*, dachte Herbert, *und diese Güte für mich ist die Folge ihrer Freundschaft.*

Diese Erwägung war ihm keineswegs angenehm.

Er fühlte sich in einer zweideutigen, unbequemen Lage, denn er genoss eine Gastfreundschaft, die ihm selbst eigentlich nicht zugehört war, sondern die ihm nur eines Mannes wegen erwiesen wurde, der ihn beleidigt hatte und den er, obwohl er sein naher Verwandter war, nun doch als seinen Feind betrachten musste.

Wäre dieser Gedanke schon früher bei ihm aufgestiegen, er würde wahrhaftig jede Einladung zum Mittagessen sofort abgelehnt haben, selbst auf die Gefahr hin, anzustoßen.

Aber die Einladung war ihm so unerwartet gekommen, dass er gar nicht an die eigentümliche Lage gedacht hatte, in die er sich durch deren Annahme in Bezug auf seinen Onkel versetzen würde.

Jetzt wurde dieser Gedanke lebendig in ihm und beunruhigte ihn sehr. Sein Onkel würde unzweifelhaft davon hören und ihn dann beschuldigen können, Vorteil aus seinem Namen gezogen zu haben. Diese Vorstellung erweckte bei Herbert ein höchst unangenehmes und peinliches Gefühl.

Vielleicht würde er sich auch hierüber nicht gerade so sehr gequält haben, hätte außer seinem Onkel nicht noch jemand anderes etwas von seiner jetzigen falschen Lage erfahren. Aber dies musste notwendigerweise eintreten. Sein kurzer und unruhiger Besuch auf *Willkommenberg* hatte Herbert Vaughan dort mit einem Wesen bekannt gemacht, dessen Erinnerung auf lange Zeit einen mächtigen Einfluss auf alle seine Gedanken ausüben sollte, selbst wenn auch eben so frische Lippen und vielleicht ebenso strahlende Augen ihm jetzt freundlich entgegen lächelten.

Ein zartes Erinnern an seine Cousine Käthchen beherrschte ihn noch vollständig, ihre sanfte, süße Stimme klang noch in seinem Ohr und die milde Glut ihrer jungfräulichen Holdseligkeit erfüllte sein Herz. Dies drängte ihn, den früheren heldenmütigen Charakter ungeschmälert zu bewahren, wäre es auch nur, um nicht in ihrer Achtung zu sinken.

Von solchen Erwägungen geleitet, beschloss er, die Maske, welche ihm die Umstände für den Augenblick verliehen hatten, abzulegen und das wahre Verhältnis, in welchem er zu seinem stolzen Verwandten stand, auseinanderzusetzen.

Aber erst nach dem Schluss des Mittagessens, nachdem

die Tochter seines Wirtes sich freundlich von der Mittagstafel entfernt hatte, vermochte der junge Engländer sich auszusprechen. Dann freilich, vielleicht auch ein wenig von dem genossenen Wein erregt, legte er ein vollständiges Geständnis des unangenehmen, zwischen ihm und dem Herrn von *Willkommenberg* bestehenden Verhältnisses ab. War es etwa der ihm höchst freigebig dargebotene Wein, der ihn verhinderte, das Missvergnügen, welches diese Mitteilung bei seinem Zuhörer hervorbringen musste, zu bemerken? Herbert vermochte kein solches zu entdecken.

Hätte aber der junge Mann auch wirklich genau und richtig beobachtet, er hätte immer nur eine ganz entgegengesetzte Wirkung wahrnehmen müssen. Hinter der grünen Brille hätte er alsdann bei der ihm gemachten Enthüllung die tiefdunklen jüdischen Augen von einer höllischen Freude erglühen sehen können.

Obwohl Herbert so etwas nun keineswegs bemerkte, so musste er sich doch selbst sagen, dass sein Geständnis ihm in den Augen seines Gastgebers nicht gerade großen Schaden getan habe. Jacob Jessuron war durchaus nicht weniger höflich als zuvor, sondern nur noch verschwenderischer mit den Beweisen seiner Gastfreundschaft. In der Tat, bevor noch eine weitere Stunde verfloss, sollte der heimatlose Abenteurer erkennen, dass er in seinem Wirt, in demselben Richter, der noch kurz zuvor die Untersuchung gegen ihn wegen eines schweren Vergehens geführt hatte, nur einen mitfühlenden Freund gefunden habe, auf alle Fälle mindestens einen Gönner und Beschützer.

Der junge Engländer musste hiervon durch die nachfolgende Unterhaltung und die daraus hervorgehenden Folgen überzeugt werden.

»Das tut mir wirklich sehr leid, junger Herr Vaughan«, sagte der Jude, nachdem Herbert seine Eröffnungen beendet hatte, »außerordentlich leid, muss ich sagen, zu hören, dass Sie und Ihr Onkel sich nicht gut miteinander stehen. Aber wir müssen das Beste hoffen, und da ich die Ehre habe, einer von Herrn Vaughans Freunden zu sein, so mag es mir vielleicht möglich werden, Ihren kleinen Streit beizulegen. Wollen Sie nicht nach *Willkommenberg* zurückkehren?«

»Niemals! Nach dem, was vorgefallen ist, niemals!«

»Aber Sie müssen nicht zu rachsüchtig sein. Herr Vaughan ist ein stolzer Mann, und ich muss selbst sagen, er hat schlecht, sehr schlecht gehandelt; aber er ist doch immer Ihr Onkel.«

»Er hat nicht als ein solcher gehandelt.«

»Das ist wahr, sehr wahr. Der feine Herr, von dem Sie gesprochen haben, das ist kein Grund, warum Herr Vaughan seinen eigenen Neffen so lumpig behandelt. Je, es tut mir wirklich leid, außerordentlich leid. Aber, Herr Herbert«, fuhr der Jude mit augenscheinlichem Interesse fort, seinen Gast zu befragen, »was beabsichtigen Sie nun zu tun? Ich hoffe, Sie haben genug Geld?«

»Leider habe ich gar nichts, Herr Jessuron, nicht das Geringste.«

»Gar kein Geld?«

»Nicht einen Heller«, bestätigte Herbert mit sorglosem Lächeln.

»Das ist schlimm. Wo wollen Sie denn hingehen, da Sie sagen, Sie wollen nicht nach *Willkommenberg* hingehen?«

»Ja«, sagte Herbert, der sein spaßhaftes Aussehen bemerkte, »ich wollte nach dem Hafen zurückkehren, als Ihr

würdiger Aufseher und sein Freund mich auffischten. Glücklicherweise, möchte ich wohl sagen, denn ohne ihre Dazwischenkunft wäre ich heute gewiss ganz ohne Mittagessen geblieben, jedenfalls aber hätte ich nicht so prächtig gespeist.«

»Ein lumpiges Essen, Herr Vaughan, ein jämmerliches Mittagessen, verglichen mit dem, was Ihr Onkel Ihnen hätte vorsetzen können. Ich bin nur ein armer niedriger Mann gegen den Custos, aber was ich habe, ist jeder Zeit in Ihren Diensten.«

»Danke!«, sagte Herbert, »ich weiß wirklich gar nicht, wie ich Ihnen jemals Ihre Gastfreundlichkeit vergelten soll. Auch darf ich Sie nicht länger in Anspruch nehmen, denn ich sehe es deutlich an der Sonne, es ist Zeit, dass ich zur Bay aufbreche.«

Als Herbert so gesprochen hatte, wollte er ausstehen, um Abschied zu nehmen.

»Halt, halt!«, rief sein Wirt und drückte ihn wieder in seinen Stuhl zurück. »Nicht heute Nacht, Herr Vaughan, nicht diese Nacht. Freilich kann ich Ihnen kein so schönes Bett, wie Sie vielleicht zu *Willkommenberg* haben möchten, versprechen, aber ein besseres hoffe ich Ihnen doch geben zu können, wie dieses, worauf Sie in der letzten Nacht geschlafen haben, ha, ha, ha! Sie müssen diese Nacht durchaus bei uns bleiben und Judith macht uns etwas Musik. Sagen Sie nur kein Wort, ich nehme gar keinen Abschlag an.«

Das Anerbieten war verlockend und nach einigem weiteren Drängen willigte Herbert ein. Teilweise wurde er hierzu wohl durch die trübselige Aussicht auf eine armselige Wohnung in der Bay bewogen, teilweise vielleicht auch ein wenig durch das Verlangen, die versprochene Musik zu

hören.

Die Unterhaltung ward dadurch fortgeführt, dass sein Wirt einige weitere Fragen stellte. In welcher Art Herbert sich in der Bay zu beschäftigen denke? Welche Aussicht er zu einer Anstellung habe, und in welchem Fach?

»Ich fürchte fast, in keinem einzigen Fach«, erwiderte der junge Mann, beide Fragen zugleich in einem Ton sarkastischer Verzweiflung beantwortend.

»Haben Sie nicht irgendeinen Beruf oder ein Gewerbe?«

»Leider nicht«, versetzte Herbert. »Wohl war meines Vaters Absicht, ich solle etwas ergreifen, aber er starb, bevor meine Erziehung noch vollendet war, und auf der hohen Schule hat man mich, wie dies nur zu oft der Fall ist, wenig mehr als einige tote Sprachen gelehrt.«

»Nichts Nützliches? Gar nichts Nützliches?«, wiederholte der erfahrene Israelit.

»Ich kann eine Landschaft zeichnen«, fuhr der junge Mann bescheiden fort, »oder ein erträgliches Porträt malen. Mein Vater selbst lehrte mich diese Fertigkeiten«

»Ah, Herr Vaughan! Beides ist von gar keinem Nutzen hier auf Jamaika. Wenn Sie ein Haus ausmalen oder einen Wagen anpinseln könnten, das würde Ihnen mehr Geld einbringen, als wenn Sie jedes Gesicht auf der ganzen Insel malen. Was sagen Sie aber zu einer Stelle als Buchhalter?«

»Unglücklicherweise weiß ich von Rechnungen gar nichts. Die höchst nützliche Kenntnis des Buchführens, sowohl des einfachen, als auch des doppelten, hat man mir leider nicht gelehrt.«

»Ha, ha, ha!«, erwiderte Jessuron mit ermunterndem Gelächter. »Sie sind wahrhaftig, was wir auf Jamaika ›grün‹ nennen, Herr Vaughan. Sie müssen wissen, dass ein Buch-

halter hier keine Bücher zu halten hat, weder Tagebücher noch Hauptbücher. Der setzt nicht einmal eine Feder auf das Papier!«

»Wie ist das, Herr Jessuron? Ich habe schon so etwas gehört, konnte aber nicht begreifen, was damit gemeint sei.«

»Dann muss ich Ihnen dies erklären, Herr Vaughan. Hier ist ein Gesetz, das zwingt alle Sklavenbesitzer, auf je fünfzig Schwarze einen weißen Mann auf ihrem Gut zu halten. Ein sehr dummes Gesetz ist es, aber es ist Gesetz. Diese weißen Überzähligen werden Buchhalter genannt, obgleich, wie ich Ihnen gesagt habe, sie gar keine Bücher führen. Verstehen Sie nun die Bedeutung?«

»Was für Geschäfte haben sie dann zu tun?«

»Oh, das hängt alles von Umständen ab. Einige sehen nach den Sklaven, einige tun dies und andere das. Nun hören Sie wohl, Herr Vaughan! Ich habe selbst einen Buchhalter nötig. Ich habe just einen Haufen Schwarzer gekauft und ich darf das Gesetz nicht übertreten. Ich gebe gewöhnlich meinen Buchhaltern fünfzig Pfund jährlich, aber wenn Sie solch eine Stellung annehmen wollten, so würde ich das Gehalt, in Rücksicht auf Ihren Onkel, auf hundert Pfund jährlich erhöhen. Was sagen Sie dazu, Herr Vaughan?«

Der gänzlich unerwartete Vorschlag machte den jungen Engländer zögernd und nachdenkend. Freilich nicht lange. Seine verlassene, hilf- und heimatlose Lage stellte sich seinem Geist zu offensichtlich dringend dar, um ihn lange in Zweifel zu lassen, welche Antwort er geben sollte.

Hundert Pfund jährlich war sicherlich mehr, wie er sonst irgendwo bekommen konnte, weit mehr, als er erwartet hatte. Und dafür schienen keine sehr schwierigen Pflichten zu übernehmen zu sein. Freilich wusste er gar nichts von

dem Mann, der ihn anstellen wollte. Auch hatte er ganz wohl sein jüdisches und etwas abschreckendes Gesicht bemerkt, doch nach der bereits erfahrenen freundlichen Behandlung des Mannes konnte er nichts Übles von ihm erwarten.

Was kam es übrigens darauf an, wer sein Herr war, ob ein Jude oder ein Christ? Er war ja durchaus nicht in der Lage, es so genau damit zu nehmen, wessen Brot er esse.

Diese Gründe und Erwägungen drängten sich mit größter Schnelligkeit seinem Geist auf und trieben ihn zur Annahme des ihm von seinem Wirt gemachten Vorschlages.

Noch eine andere Erwägung trieb ihn ebenfalls, und obwohl sie so höchst unbestimmt und schwankend war, dass er sich selbst ihrer wohl kaum ganz bewusst wurde, so war diese doch ein triftigerer Grund seines Bleibens, als alles andere, denn dieser allein würde ihn zu einer bejahenden Antwort bestimmt haben.

Nach einigen weiteren Hin- und Herreden über die gestellten Bedingungen, die Herbert für nur zu günstig hielt, nahm er die ihm angebotene Stellung an, und von diesem Augenblick an wurde das »glückliche Tal« seine neue Heimat.



## Kapitel 37

### Ein Ränke schmiedender Vater

Jacob Jessuron war gewiss niemals freigebig gewesen, ohne dafür alsbald einen Lohn zu erwarten. Wohl niemals in seinem Leben hatte er ein Vögelchen fliegen lassen, ohne die Erwartung, dafür eine gebratene Gans wieder einzufangen.

Welchen Gegenstand hatte er aber nun in Aussicht, da er der Gönner und Beschützer des jungen Engländers geworden war, eines flüchtigen Abenteurers, der offenbar nicht die geringste Wiedervergeltung leisten konnte? Warum solche freigebige, freiwillige und offenbar unverdiente Bedingungen? Denn in Wahrheit, Herbert war doch gewiss kein geeignetes Holz, um einen Sklaventreiber daraus schnitzen zu können, eine Bezeichnung, die ziemlich gleichbedeutend mit der eines Buchhalters war.

Unbezweifelt hatte der Jude einen tief angelegten Plan, aber sowohl hierin als auch in anderen Dingen behielt er seine Gedanken für sich. Selbst seine »kostbare Judith« war diesmal nur halb in seine Absichten eingeweiht, obwohl eine zwischen Vater und Tochter stattgefundene Unterredung der Letzteren einige Haltepunkte gegeben hatte, dieselben mutmaßen zu können.

Diese Unterredung fand am Morgen nach Herberts Ankunft auf dem Jessurons Hof statt und bezog sich hauptsächlich auf die Behandlung, die der neue Buchhalter von den Bewohnern des »glücklichen Tales«, doch ganz besonders von Judith selbst genießen sollte.

»Erweise dem jungen Mann jede Gefälligkeit, liebe Judith! Gib dir alle Mühe, ihm zu gefallen.«

»Warum denn nun gerade ihm, mein werter Vater?«

»Still, Judith, sprich leise, um Gottes Willen. Lass ihn dich nicht so sprechen hören. Ich habe einen Grund, ihm gegenüber freundlich zu sein.«

»Warum? Weil er der Neffe des sauberen Custos ist? Ist das dein Grund, Rabbi?«

»Sprich doch leise! Er ist in seinem Schlafzimmer und kann uns hören. Ein einziges Wort, wie das von dir gesagte, kann alle meine Pläne vernichten.«

»Wohl, Vater, ich will ganz leise sprechen, wenn du es wünschst. Doch was sind deine Pläne? Willst du sie mir nicht mitteilen?«

»So, das will ich schon, aber nicht grade jetzt. Ich habe einen Gedanken, meine Tochter, einen großen Gedanken, wirklich. Und wenn alles recht gut geht, Judith, wirst du dann die reichste Frau auf Jamaika sein!«

»O, dagegen hätte ich gar nichts, die reichste Frau auf Jamaika zu sein mit einem Fürsten als Bediensteten! Wer würde da nicht Judith Jessuron beneiden, des Sklavenhändlers Tochter?«

»Halt, hierüber grade nur ein Wort, liebe Judith. In seiner Gegenwart müssen wir so wenig wie möglich von Sklaven reden. Der muss auch keine Peitschen sehen, bis er schon daran gewöhnt ist. Ravener muss sich mäßigen. Ich kenne mehr als einen jungen Engländer, der seinen Platz grade deshalb verlassen hat. Der braucht gar nicht unter die Sklaven zu kommen. Dafür will ich sorgen. Aber, liebe Judith, alles hängt von dir ab und ich weiß, du kannst, wenn du nur willst.«

»Was können, lieber Vater?«

»Mache diesen jungen Mann geneigt, bei uns zu bleiben.«

Der diese Worte begleitende schlaue Blick verriet einen ganz anderen Sinn, als den sie buchstäblich enthielten.

»Wohl«, erwiderte Judith und schien sie nur buchstäblich zu nehmen, »ich denke, das wird keine großen Schwierigkeiten machen. Wenn er wirklich so arm ist, wie du gesagt hast, so wird er mit seiner jetzigen Stellung wohl zufrieden sein und wird sich dieselbe zu erhalten suchen.«

»Das ist mir noch nicht so ganz gewiss. Er ist ein junger Mann von stolzem Geist. Das hat er dadurch bewiesen, dass er seinen Onkel verließ, ohne einen Heller in der Tasche, und den Custos sein Geld verschmähte. Bei meiner Seele! Was ein närrischer Kerl das ist! Er muss behandelt werden, Judith, er muss behandelt werden, und du bist gerade die rechte, das zu tun.«

»Wie, Vater, wenn man dich hört, so könnte man glauben, dieser arme, junge Engländer wäre eine reiche Zuckerpflanzung, die für einen großen Gewinn erhandelt werden müsste ...«

»Ha, ha!«, rief der andere, sie unterbrechend, »dieses könnte ja auch sein, dass er wirklich eine reiche Zuckerpflanzung ist. Wir werden sehen, wir werden sehen.«

»Nun, wenn es der große Gast von *Willkommenberg* wäre«, fuhr Judith, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort, »oder wenn es der Herr von Schloss Montagu gewesen wäre, den ich behandeln sollte.« Hierbei lächelte die Jüdin bedeutungsvoll, »dann hätte ich dich vielleicht schon etwas besser verstanden.«

»Ach, dazu ist ja gar keine Aussicht da, nicht die geringste Aussicht, Judith.«

»Keine Aussicht, wozu?«, fragte die schöne Jüdin plötzlich.

»Keine Aussicht, das heißt ...«

»Komm, werter Rabbi, sprich dich aus! Du brauchst nicht bange zu sein, mir zu sagen, was du denkst, denn ich weiß es bereits.«

»Was dachte ich denn, Judith?«

Der Vater stellte diese Frage mehr in der Absicht, einer weiteren Auseinandersetzung zu entgehen, aber die Tochter antwortete auf der Stelle.

»Du dachtest und denkst auch noch, dass ich, deine Tochter, das Kind eines alten Sklavenhändlers, keine Aussicht auf den Neuankömmling hätte, diesen Herrn Montagu Smythje. Nicht wahr, das denkst du, Jacob Jessuron?«

»Ja, Judith, ja! Du weißt, er ist der Gast des Custos, und der Custos, wie ich Grund habe zu glauben, hat ein Auge auf ihn für seine Tochter. Fräulein Vaughan würde für eine Schönheit gehalten, und es würde uns von keinem Nutzen sein, ihn zu gewinnen.«

»Sie eine Schönheit!«, rief die Jüdin aus, indem sie stolz den Kopf in die Höhe warf und ihre schöne Nase leicht rümpfte. »Sie war nicht die Schönste auf dem letzten Ball in der Bay, sie nicht, gewiss nicht. Und was nun noch das Gewinnen anbelangt, so ist die Tochter eines Sklavenhändlers mindestens eben so gut, wie die Tochter einer Sklavin, die sogar selbst eine Sklavin ist, wie ich dich habe sagen hören.«

»Still, Judith! Nichts mehr davon, nicht ein leises Wort, das der junge Mann hören könnte, denn du weißt ja, er ist ihr Vetter! Still!«

»Mir ist's gleich, ob er ihr Bruder ist«, versetzte die Jüdin mit einem Ton trotzigem und verachtungsvollen Unwillens, denn Käthchen Vaughans Schönheit war Judith Jessurons

Hauptfeind. »Ich würde ihn schlechter behandeln, wie ich jetzt tun will. Glücklicherweise für ihn ist er nur ihr Vetter, und er mit ihnen allen im Streit, so vermute ich. Hat er irgendetwas von ihr gesagt?«

»Von seiner Cousine Käthchen, meinst du?«

»Wen sollte ich sonst meinen«, sagte die Tochter barsch. »Es gibt ja kein anderes weibliches Wesen zu *Willkommenberg*, von dem der junge Engländer etwa reden könnte. Aber du hast noch immer das kupferfarbige Mädchen im Kopf. Natürlich meine ich Käthchen Vaughan. Was sagt er von ihr? Er muss sie gesehen haben, wenn sein Besuch auch noch so kurz gewesen. Deshalb hast du letzte Nacht gewiss mit ihm über sie gesprochen, denn du hast lange genug mit ihm aufgesessen, um allen möglichen Schandkram auf der ganzen Insel zu besprechen. Nun wohl, was sagt er von ihr?«

Bei all diesem Geschwätz schien Judith doch nicht die ursprüngliche Frage außer Acht gelassen zu haben, und deren oftmalige Wiederholung war lediglich darauf berechnet, das große Interesse zu verbergen, mit dem sie die Antwort erwartete. Verrieten ihre Worte auch nicht dies Interesse? Ihre Blicke taten dies gewiss, denn wie sie sich vorwärts beugte, um genauer zu hören, hätte ein geübter Beobachter in ihren Augen ganz sicher die Art ihrer Beunruhigung entdecken können, die von einem Herzen stammt, wo die Leidenschaft der Liebe gerade im Beginn zu erwachsen, knospend, aber noch nicht in voller Blüte.

»Ja, Judith, ja«, gab der Sklavenhändler zu, so von seinem eigenen Kind verspottet, »der junge Mann sprach freilich von seiner Cousine Käthchen, denn ich wünschte zu wissen, was wohl seine Meinung von ihr sei und fragte ihn. Ich

hoffte sehr, er hätte mit ihr auch gezankt, aber nein, er hat dies nicht getan.«

»Und was machte dir das aus?«

»Viel, sehr viel, Tochter Judith! Wirklich sehr viel!«

»Du bist ein sonderbarer, geheimnisvoller alter Mann, Vater Jacob, und obwohl ich dich nun schon beinahe zwanzig Jahre studiere, so verstehe ich dich jetzt doch nicht halb. Aber was sagte er von der Käthchen Vaughan? Er sah sie doch?«

»Ja, er hatte eine Zusammenkunft mit seiner Cousine. Er sagt auch, sie war sehr freundlich ihm gegenüber. Er ist nicht böse auf sie, durchaus gar nicht.«

Diese Nachricht schien gerade keinen angenehmen Eindruck auf Judith zu machen, welche die Augen auf den Boden niederschlug und einige Augenblicke in gedankenvoller Haltung blieb.

»Vater«, sagte sie mit einem halb ernstern, halb scherzhaften Ton, »der junge Mann hat ein Stück blaues Band im Knopfloch. Du hast es gewiss auch bemerkt. Ich bin neugierig zu wissen, was das bedeutet. Ist es ein Orden oder was sonst? Erzählte er's dir nicht?«

»Nein. Ich bemerkte es wohl, doch da er nichts darüber sagte, so hab ich ihn nicht gefragt. Es ist kein Orden, nichts der Art. Sein Vater war nur ein armer Künstler.«

»Ich möchte doch wohl wissen, wo er das Band her hat?«, sagte Judith mit leisem Ton, halb mit sich selbst redend.

»Du kannst ihn selbst fragen, Judith. Da ist nichts dabei.«

»Nein, nicht ich«, antwortete Judith und wechselte die Farbe, als schäme sie sich, sich neugierig und schwach gezeigt zu haben. »Was kümmere ich mich auch um ihn oder um sein Band.«

»Das macht nichts, Judith, das macht gar nichts, wenn du nur machen kannst, dass er sich um dich bekümmert.«

»Dass er sich um mich bekümmert! Was, Vater, willst du, dass er sich in mich verliebt?«

»Just das, just ja.«

»Warum denn das, sag'!«

»Frag jetzt nicht. Ich habe ein Vorhaben und du sollst es zur rechten Zeit wissen, Judith. Mach ihn nur in dich verliebt, bis über die Ohren womöglich.«

Der Rat schien der ihn Empfangenden nicht gerade zu missfallen, und in ihren Blicken war, als sie ihn vernahm, gerade kein Missvergnügen zu bemerken.

»Aber wie?«, fragte sie, nach einer Pause des Nachdenkens und beim Sprechen lächelnd, »wie, wenn, um ihn einzufangen, ich selbst in die Falle geriete? Sagt man nicht, dass die Tarantel oft in ihrer eigenen Falle gefangen wird?«

»Wenn's dir gelingt, die Fliege einzufangen, meine kleine Spinne, du, so hat das nichts zu bedeuten. Dann ist es um so besser. Aber erst deine Fliege einfangen. Gib dein Herz ja nicht früher fort, bis du seins gewiss hast, und dann ihn, wie du Lust hast. Doch nun sei still, ich höre ihn aus seiner Kammer kommen. Ich muss hin und ihn zu seinem Frühstück bringen. Nun, Judith, erweis ihm alle Achtung und zeig ihm auch dein bestes, freundlichstes Lächeln.«

So mit dieser väterlichen Einschärfung das Gespräch beendend, schritt Jacob Jessuron davon, um seinen Gast in die große Halle zu führen.

»O, du würdiger Vater«, sagte Judith, während sie ihm mit einem ganz besonderen Lächeln nachblickte, »diesmal noch sollst du mich als gehorsame Tochter finden, wenn auch nicht deinetwegen oder deiner Absichten wegen, was

sie auch immer sein mögen. Halb kann ich sie mir schon denken. Nein, ihretwegen, und des großen damit verbundenen Glückes wegen, wofür es abgesehen wird, gewiss nicht. Es gibt doch noch etwas Größeres, das Spiel mit einer gefährlichen Leidenschaft, und gerade der Gefahr wegen will ich damit spielen. Ja – er kommt! Wie stolz sein Schritt! Er sieht wie der Herr aus, und du, alter Israelit wie sein Aufseher – Ha! Ha! Ha!«

»Ach!«, rief sie aus, hemmte plötzlich ihr Lachen und verwandelte ihr Lächeln in einen Drohblick. »Das Band! Er trägt es noch! Was kann es nur bedeuten? Doch jetzt ist keine Zeit dazu. Lange darf es aber nicht dauern, bis ich dies seidene Geheimnis entwirre, selbst wenn das Herz dabei zerrissen werden sollte!«

Ende des ersten Buches